

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

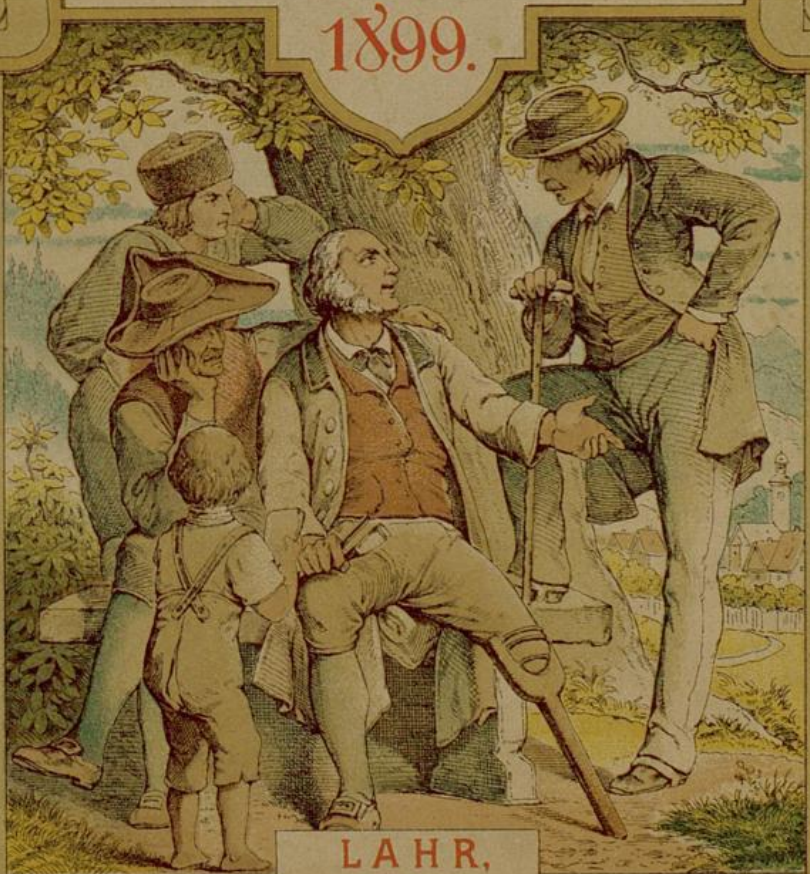
Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1899

urn:nbn:de:bsz:31-62042

OZ
12



LAHR,
 Druck und Verlag von J. H. Geigen Moritz Schauenburg.

C. Schouren, fec.

F. Reife, lith.

07
 A 22, 1899

Inhalt.

	Seite		Seite
Zum neuen Jahr! Gedicht von Adolf Bartels. . .	1	Das Schicksal meldet sich. Von Wilhelm Fischer	
Kalender zur Ermittlung von Wochentagen. . .	28	Mit Bildern von W. Claudius.	84
Zinstabelle, Müngtabelle, Maß und Gewicht. . .	29	Die Klosterbrüder. Eine Gespenstergeschichte. Mit	
Trächtigkeitst. und Brütetkalender.	30	Bildern von Konrad Weigand.	90
Des Hintenden Boten Standrede über die		Die Salve.	96
Schwarzen. Mit Bildern von W. A. Wellner.	33	Ein merkwürdiger Prozeß.	96
Wie die Köhlinwirtin Besuch bekommt. Mit Bild		Nachfahrers Leid und Freud. Bild von W. A. Wellner.	97
von W. A. Wellner.	42	Wenn ein Doktor zerstreut ist. Mit Bildern von	
Der kluge Ghemann. Mit Bild von W. A. Wellner.	43	W. A. Wellner.	98
Eine Reise nach Berlin. Mit Bildern von A. von		Eine sonderbare Heiratsanzeige.	99
Rößler.	44	Der Kuhstall. Mit Bildern von W. A. Wellner.	100
Von der Nemeßis. Mit Bild von W. A. Wellner.	48	Das kommt davon. Traumgeßicht von Karl Teschner.	106
Der Herr Expositus. Mit Bildern von Erdmann		Das Pflegekind des Komponisten. Mit Bildern von	
Wagner.	49	W. A. Wellner.	108
Toni, der Faulpelz. Mit Bild von W. A. Wellner.	62	Die Unschlitthändler. Mit Bild von W. A. Wellner.	110
Der Probestein.	64	Ein Druck von Geißlerhand. Eine spiritistische Er-	
Tapfere Franzmänner.	64	innerung.	111
Amerikanisch. Illustriert von W. A. Wellner. . .	65	Zu Kinderhospital.	112
Die Erbschaft. Mit Bildern von Ch. Speyer. . .	66	Zu Schnee. Mit Bildern von Erdmann Wagner.	118
Der treulose Vater. Mit Bild von W. A. Wellner.	77	Bismarck als Ghestifter. Von Toni Schumacher.	
Das Lehrer Reichswaisenhaus.	79	Mit Bildern von Jffel.	122
Zwei alte Sprüche über die Wahrheit, die auch		Die Tischrede. Mit Bildern von W. A. Wellner.	127
wirklich wahr sind.	80	Weltbegebenheiten. Mit Bildern von W. A. Wellner.	129
Unterschied.	80	Der neue deutsche Reichstag.	142
Der Hauptmann-Stellvertreter. Von Maximilian		Die Wahl gilt nig.	142
Schmidt. Mit Bildern von A. von Rößler. . .	81	Ein Diener vom Lande.	143



1943 nr. 1346

OZ
A 22 , 1899

Badische
Landesbibliothek



Deutschland in China.

Großer
Volks-Kalender

des

Jährer Hinkenden Boten

für das Jahr

1899.

Jahr.
Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)

Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

(Nach dem Gregorianischen Kalender.)
 Die Goldene Zahl ist 19.
 Die Epacte XVIII.
 Der Sonnenzirkel 4.
 Zinszahl der Römer 12.
 Der Sonntagsbuchstabe A.
 Septuagesimä 29. Januar.
 Aschermittwoch 15. Februar.
 Ostersonntag 2. April.
 Himmelfahrt Christi 11. Mai.
 Pfingstsonntag 21. Mai.
 Trinitatissonntag 28. Mai.
 Fronleichnamfest 1. Juni.
 Erster Adventsonntag 3. Dezember.
 Das Jahr 1899 ist ein gemeines Jahr von 365 Tagen.
 Von Weihnachten 1898 bis Heiligabend 1899 sind es 7 Wochen 0 Tage.
 Die vier Quatember: 22. Februar, 24. Mai, 20. Sept., 20. Dez.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit. 26.

Wenn es nach M. E. Z. 12 Uhr mittag ist, so ist es nach O. Z. in

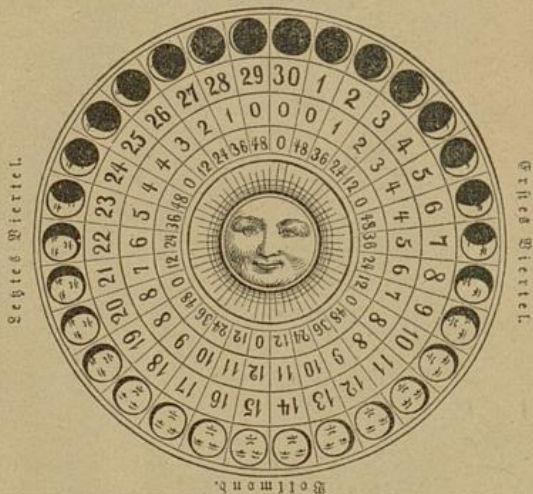
1. Zürich	11 Uhr 34 Min. vm.
2. Wien	12 " 6 " nm.
3. Amsterdam	11 " 20 " vm.
4. Stockholm	12 " 12 " nm.
5. Petersburg	1 " 1 " nm.
6. London	11 " 0 " vm.
7. New-York	6 " 4 " vm.
8. Venedig	11 " 49 " vm.
9. Paris	11 " 9 " vm.
10. Warschau	12 " 25 " nm.
11. Kopenhagen	11 " 50 " vm.
12. Rom	11 " 50 " vm.
13. Madrid	10 " 45 " vm.
14. Lissabon	10 " 24 " vm.
15. Athen	12 " 35 " nm.
16. Neapel	11 " 57 " vm.

Historische Zeitrechnung auf 1899. Jahr.

Nach Erbauung der Stadt Rom 2652
 Nach Erfindung des Schießpulvers 545
 Nach Erfindung der Buchdruckerkunst 459
 Nach Entdeckung Amerikas . 407
 Nach der Reformation Dr. Martin Luthers 382
 Nach dem westfälischen Frieden 251
 Nach Antritt der Regentschaft des Großherzogs Friedrich von Baden . 47
 Nach Ausrufung des deutschen Kaiserreichs 28
 Jahresregent ist **Venus ♀**.

Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite giebt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.



Die Aspekten.

- Zusammenkunft ☉
- Gegensein ☉☉
- Dritterschein ☉△
- Bierterschein ☉□
- Sechsterschein ☉✳
- Aufsteig. ☾
- Absteig. ☽

Simmelskörper.

- Sonne ☼
- Mond ☾
- Mercurius ☿
- Venus ♀
- Mars ♂
- Jupiter ♃
- Saturnus ♄
- Uranus ♅

- Der Neumond ☾
- Das erste Viertel ☽
- Der Vollmond ☽
- Das letzte Viertel ☾
- Stunde vorm. v.
- Stunde nachm. u.
- Simmelszeichen.**
- Widder ♈
- Stier ♉
- Zwillinge ♊
- Krebs ♋
- Löwe ♌
- Jungfrau ♍
- Waage ♎
- Skorpion ♏
- Schütze ♐
- Steinbock ♑
- Wassermann ♒
- Fische ♓

Kalender der Juden.

1899. Neumonde und Feste.	1899. Neumonde und Feste.	1899. Neumonde und Feste.
12. Jan. 1. Schebat des Jahres 5659.	16. Mai. 7. Sivan. Zweites Fest.*	25. Sept. 21. Tischi. Palmensfest.
11. Febr. 1. Adar.	9. Juni. 1. Schamuz. [Eroberung.]	26. " 22. " Versammlung o. Laubhütten-Ende.*
23. " 13. " Fasten-Esther.	25. " 17. " Fasten. Tempel-	27. " 23. " Gesehesfreude.*
24. " 14. " Purim o. Hamansf.	8. Juli. 1. Ab. [Verbrennung.]	5. Okt. 1. Marscheschwan.
25. " 15. " Schuschon-Purim.	16. " 9. " Fasten. Tempel-	3. Nov. 1. Kisleb.
12. März. 1. Nisan. [Anfang*]	7. Aug. 1. Elul.	27. " 25. " Tempelweihe.
26. " 15. " Passah o. Osterfest	5. Sept. 1. Tischi. Neujahrsfest.*	3. Dez. 1. Tebet.
27. " 16. " Zweites Fest.*	6. " 2. " Zweites Fest.*	12. " 10. " Fast. Belagerung Jerusalems.
1. April. 21. " Siebentes Fest.*	7. " 3. " Fasten-Gedalsah.	
2. " 22. " Passah-Ende.*	14. " 10. " Versöhnungsf. o. lange Nacht.*	
11. " 1. Ijar. [Schülerfest.]	19. " 15. " Laubhüttenfest.*	
28. " 18. " Lag Bomer oder	20. " 16. " Zweites Fest.*	
10. Mai. 1. Sivan.		
15. " 6. " Bode. o. Pfingstf.*		

Die mit * bezeichneten Feste werden Kreuze gefeiert.



2

Zum neuen Jahr!



Nahst du uns im
Sturmeswehen,
Nahst du sternreich
und klar,
Höre unser aller
Flehen:
Sei uns hold, du
neues Jahr,

Daß uns scheidend das Jahrhundert
Arm nicht läßt an Kraft und Mut —
Ob's gescholten, ob's bewundert,
Ende, heißt es, alles gut.

Ja, es nähert sich dem Schlusse
Dies Jahrhundert schicksalschwer,
Stets gewalt'ger, gleich dem Flusse,
Eh' er sich ergießt ins Meer.
Und wir stehn an seinem Strande,
Kaum hinüber reicht der Blick —
Tausend Spuren tief im Sande
Künden unsres Volks Geschick:

Ob gescholten, ob bewundert,
Wenn dein letzter Laut verklang, —
O du neunzehntes Jahrhundert,
Gar gewaltig war dein Gang.
Was dir folgt, wer will's entscheiden?
Gieb die Hoffnung nur zurück:
Hold erblüht aus Kampf und Leiden
Doch zuletzt der Menschheit Glück!

Hier die Spuren tiefer Wunden,
Die uns schlug Erobrers Hand;
Doch er hat sein Ziel gefunden,
Frei ward unser deutsches Land.
Dort die Spuren der Bedrückung,
Die von unsern Herren kam —
O, die heilige Entzückung,
Als der Druck ein Ende nahm!

Und dann bist du hoch gestiegen,
Deutsches Volk, wie nie zuvor!
Ruhmbedeckt in blut'gen Kriegen,
Flog dein Banner stolz empor.
Sieh, nun weht's auf allen Meeren,
Keiner weigert ihm den Gruß —
Deutschland, reich an Macht und
Ehren
Triffst dich des Jahrhunderts Schluß.

Laßt uns danken, laßt uns beten:
Schütz uns, Herr, für alle Zeit!
Neh, uns wieder zu zertreten,
Steht die halbe Welt bereit.
Laßt uns danken, laßt uns flehen:
Mach uns selbst gerecht und gut,
Daß wir jeden Zwist bestehen,
Der im Schoß des Reiches ruht!

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Käse da-
 hinter. — Morgens Morgenwind, mittags
 Mittagswind, auf Tage schön Wetter wir
 sicher sind. — Gut Wetter künket Abendrot,
 doch Morgenrot bringt Wind und Kot. —
 Der Abend rot und weiß das Morgensicht,
 dann trifft den Wander köses Wetter nicht.
 — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der
 Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitren
 Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die
 Uhr auf zwölfe zeigt. — Regen in der frühe
 gilt als gut Heilben aller Welt. — Wenn
 kleiner Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Letztes Viertel den 5. vorm.
 4 U. 22 M. Viel Regen.

Neumond den 11. nachm.
 11 U. 50 M. Beständig. —
 Unsichtbare Sonnenfinsterniß.

Erstes Viertel den 18. nachm.
 5 U. 36 M. Bringt Schnee.

Vollmond den 26. nachm.
 8 U. 34 M. Meist rauh.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1899. II. Donat.	Februar oder Hornung		C = u. Planetenlauf		Mond-		Sonne-	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Mittw.	1 Brigitta, Ignatius	Sigebert	☿ ☽ ☿	trüb	11.35	9. 2	7.39	4.49
Donn.	2 Mariä Rein., Lichtm.	Bodo, Strut.	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿		vorm.	9.22	7.38	4.51
Freit.	3 Blasius, Hadelin	Hadelin	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿		0.48	9.48	7.36	4.53
Samst.	4 Veronika, Kleophea	Frodobert	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	Regen	2. 4	10.20	7.35	4.54
6	A. Serages.	Prot. Getreu ist, der euch ruft. Kath. Gleichnis vom Säemann.	1. Theff. 5, 14-24. Luf. 8, 4-15.		Tageslänge 9 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	5 Agatha, Bertolf	Rolant	☿ ☽ ☿, ☿ ☽ ☿	☿ in ☿, ☿ in ☿	8.19	11. 4	7.33	4.56
Mont.	6 Dorothea, Alderich	Theodolf	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ h Schnee	4.25	nachm.	7.32	4.58
Dienst.	7 Richard, Romuald	Richard	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	C im ☽, ☾ ☽ ☿	5.22	1.17	7.30	4.59
Mittw.	8 Salomon, Joh. v. M.	Romuald	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ ☽ ☽ ☿	6. 5	2.41	7.29	5. 1
Donn.	9 Apollonia, Otto	Berthold	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	C Grdn., ☾ ☽ ☿	6.39	4. 8	7.27	5. 3
Freit.	10 Scholastika, Wilhelm	Vollbert	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ h * ☽	7. 5	5.38	7.25	5. 5
Samst.	11 Euphrosina, Desider.	Randolt	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ h * ☽ Regenstern in größter Höhe.	7.26	7. 4	7.23	5. 7
7	A. Est., Hrn.-Fastn.	Prot. Das Hohelied der Liebe. Kath. Der Binde am Wege.	1. Kor. 13. Luf. 18, 31-43.		Tageslänge 9 Stunden 48 Minuten.			
Sonnt.	12 Eulalia, Ludovika	Pippin	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ h kühl	7.47	8.29	7.21	5. 9
Mont.	13 Jonas, Benignus	Walafried	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ ☽ * ☽	8. 6	9.50	7.19	5.10
Dienst.	14 Fastnacht, Valentin	Wilburga	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ Wind	8.27	11. 8	7.18	5.12
Mittw.	15 Ascher m., Faustin.	Sigfried	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ frostlig	8.50	vorm.	7.16	5.14
Donn.	16 Juliana, Onesimus	Randolt	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ ☽ * h	9.17	0.24	7.14	5.15
Freit.	17 Donatus, Zintanus	Widegern	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ trüb	9.51	1.35	7.12	5.17
Samst.	18 Simeon, Flavian	Balderich	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ ☽ in ☽ feucht	10.32	2.39	7.10	5.19
8	A. Inboe.	Prot. Die Diener Gottes. Kath. Jesus wird versucht.	2. Kor. 6, 1-10. Matth. 4, 1-11.		Tageslänge 10 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	19 Gabinus, Mansuet.	Humbert	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ h	11.22	3.34	7. 8	5.20
Mont.	20 Eucharis, Cleuther.	Elisinde	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	C im ☽ Regen	nachm.	4.19	7. 6	5.22
Dienst.	21 Felix, Eleonora	Kunimund	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ ☽ ☽ ☿	1.24	4.55	7. 4	5.24
Mittw.	22 Quat., Petri Stuhl.	Gosbert	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	C Grdferne naß	2.30	5.23	7. 2	5.26
Donn.	23 Josua, Petrus Dam.	Gottlieb	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ ☽ in ☽	3.37	5.45	7. 0	5.28
Freit.	24 Matthias, Leutfried	Albrecht	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☽ * ☽ ☽ retr.	4.45	6. 5	6.58	5.30
Samst.	25 Viktorin, Walburga	Geburtstag des Königs v. Württemb.	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☽ * ☽ ☽ retr.	5.53	6.22	6.56	5.31
9	A. Remin.	Prot. Der Reichtum der göttlichen Gnade. Kath. Verkürung Christi.	Röm. 2, 1-10. Matth. 17, 1-9.		Tageslänge 10 Stunden 39 Minuten.			
Sonnt.	26 Nestor, Alexander	Mila	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☾ ☽ ☿ h ☽ dir.	7. 2	6.38	6.54	5.33
Mont.	27 Sara, Leander	Waldemar	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☽ wird Abendstern	8.12	6.54	6.52	5.35
Dienst.	28 Romanus, Viktor	Angelbert	☾ ☽ ☿, ☾ ☽ ☿	☽ ☽ ☽ kalt	9.24	7.11	6.50	5.37
Fuß- und Bettage: 17. in Oldenburg. 19. in Bayern und Württemberg. 24. in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.								
Der Auf- und Untergang von Sonne und Mond ist auf die geographische Breite von Erfurt berechnet und in Ortszeit angegeben. Will man die entsprechende Uhrzeit (M. E. Z.) haben, so muß man den für den betreffenden Ort geltenden Zeitunterschied hinzufügen (siehe die Tabelle S. 29). Alle übrigen Zeitangaben beziehen sich auf mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.)								

Februar

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen.
 Regenbogen am Abend, den Hirten labend. —
 Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen
 verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' und
 gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn
 er steigend sich erhält, bringt Regen, doch klar
 Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel
 beugen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn
 kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig
 war, wird's Wetter in den nächsten Tagen
 warm und klar. — Winternebel bringt Tau
 bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg
 das Gellinde. — Des Stimmnebel's Gewalt
 macht's Wetter rauh und kalt.



28 Tage.

Letztes Viertel den 3. nachm.
 6 U. 25 M. Regen und Schnee.
 Neumond den 10. vorm.
 10 U. 32 M. Kalte Luft.
 Erstes Viertel den 17. vorm.
 9 U. 52 M. Kühler Regen.
 Vollmond den 25. nachm.
 3 U. 16 M. Kalt und windig.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.

1899. III. Monat.	März oder Lenzmond		C = n. Planetenlauf		Mond-		Sonnenu.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Mittw.	1 Albinus, Donatus	Benno		C □ ♀, C □ ♂	10.38	7.30	6.47	5.39
Donn.	2 Simplicius, Luise	Geburtstag des Papstes Leo XIII.		C ♂ ♀	11.53	7.54	6.45	5.41
Freit.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund		neblig	verm.	8.23	6.43	5.42
Samst.	4 Adrian, Kasimir	Heimo		frisch	1. 5	9. 2	6.41	5.44
10	A. Oculi. Prot. Die Kinder des Lichts. Eph. 5, 1-9. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luf. 11, 24-28.				Tageslänge 11 Stunden 7 Minuten.			
Sonnt.	5 Friedrich, Eusebius	Walbod		C ♂ ♀, C □ ♀	2.13	9.54	6.39	5.46
Mont.	6 Fridolin, Friederike	Uldegar		C im ♀ in ♀	3.11	10.58	6.37	5.47
Dienst.	7 Perpetua, Felicitas	Kero, Gero		C ♂ ♂, ♀ □ ♀	3.59	nachm.	6.35	5.49
Mittw.	8 Mittfasten, Phil.	Manfred		C ♂ ♀, C □ ♀	4.35	1.39	6.33	5.50
Donn.	9 40 Ritter, Franziska	Hedio		C Erdnähe	5. 4	3. 5	6.31	5.52
Freit.	10 Alexander, 40 Märt.	Wielant		Wind	5.28	4.32	6.28	5.54
Samst.	11 Rosina, Cyrillus	Wittekind		♂ △ ♀ in ♀	5.49	5.56	6.26	5.55
11	A. Lätare. Prot. Die Erlösung vom Leibe des Todes. Röm. 7, 18-25. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.				Tageslänge 12 Stunden 1 Minute.			
Sonnt.	12 Gregor, Theophanes	Asbraut		C ♂ ♀, C □ ♀	6. 8	7.19	6.24	5.57
Mont.	13 Euphrasia, Nicephor.	Giseler		reguerisch	6.29	8.42	6.21	5.59
Dienst.	14 Zacharias, Mathilde	Mechthild		C □ ♂, ♀ □ ♀	6.51	10. 0	6.19	6. 1
Mittw.	15 Christoph, Longinus	Tothar, Roth.		C □ ♀, C ♂ ♀	7.18	11.15	6.17	6. 2
Donn.	16 Heribert, Henriette	Heribert		feucht	7.49	verm.	6.14	6. 4
Freit.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrut		düster	8.29	0.24	6.12	6. 6
Samst.	18 Gabriel, Anselm	Anshelm		C ♂ ♀	9.17	1.23	6.10	6. 8
12	A. Jud., Konf.-Tag. Prot. Lasset uns aufsehen auf Jesum. Hebr. 12, 1-3. Kath. Juden woll. Jesum steinigen. Joh. 8, 46-59.				Tageslänge 12 Stunden 1 Minute.			
Sonnt.	19 Joseph, Nährvater	Ingunde		C im ♀	10.12	2.13	6. 8	6. 9
Mont.	20 Emanuel, Joachim	Gambert		♂ in ♀, Tag-u.	11.13	2.52	6. 6	6.11
Dienst.	21 Benedikt, Clementia	Kelinde		Nachtgl. Frühl.-N.	nachm.	3.24	6. 3	6.13
Mittw.	22 Kasimir, Br. Klaus	Imideo		C Erdf., C ♂ ♂	1.26	3.49	6. 1	6.15
Donn.	23 Viktorian, Eberhard	Lüdiger		C ♂ ♀	2.32	4.10	5.58	6.16
Freit.	24 7 Schm. M., Gabriel	Lieberga		♀ * ♀	3.41	4.27	5.56	6.18
Samst.	25 Mariä Verkündig.	Komilda		Merkur in größter Abweichung	4.49	4.45	5.54	6.19
13	A. Palmtag. Prot. Der Gehorsam bis zum Tode. Phil. 2, 5-11. Kath. Christi Einzug zu Jerusalem. Matth. 21, 1-9.				Tageslänge 12 Stunden 29 Minuten.			
Sonnt.	26 Ludgerus, Olympia	Guntram		C □ ♀	5.59	5. 1	5.52	6.21
Mont.	27 Ruprecht, Lydia	Berengar		reg-	7.11	5.18	5.50	6.22
Dienst.	28 Priskus, Guntram	Geb. des Fürsten Neuh ä. L.		ne-	8.26	5.36	5.48	6.24
Mittw.	29 Eustachius, Mecht.	Marbod		visch	9.41	5.59	5.46	6.25
Donn.	30 Gründ., Guido	Wido, Udo		C ♂ ♀, ♀ △ ♀	10.55	6.27	5.44	6.27
Freit.	31 Karfreit., Balbina	Kovena		schön	verm.	7. 4	5.41	6.29
<p>ruh- und Betttage: 1. im Königreich Sachsen. 3. in Waldeck und Pyrmont. 10. in Württemberg. 26. in Hessen. 31. in Lippe, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Neuh ä. L. und Sachsen-Altenburg.</p> <p>Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum; Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht. Schiller. Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einemmale. Goethe.</p>								

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Viel Schnee den uns der Lenz entfermt, löst zurück und reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn' und ein Tag Regen gleicht aus in Niederrung und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Eichen schon vor Mai sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verküßen nur die Küscheln gut, auch Roggen im Mühen dann was Rechtes thut.



31 Tage.

Letztes Viertel den 5. vorm.
5 U. 7 W. Stürmisch.
Neumond den 11. nachm.
8 U. 53 W. Regnerisch.
Erstes Viertel den 19. vorm.
4 U. 24 W. Unstet und windig.
Vollmond den 27. vorm.
7 U. 19 W. Bringt Regen.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

April

Halten Dir' und Weib' ihr Wipfellaub
 lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühlabr
 im Gange. — Viel Buchnüsse und Eibeln,
 dann wird euch der Winter nicht schmeicheln. —
 An schönen Herbst und gelinden Winter
 glaubt, werden die Bäume schon im September
 entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum No-
 vember hinein, wird strenger Winter kein
 kurzer sein. — Wenn am Schlehdorn vor
 Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
 Roggen vor Jacobi empfängt. — Um Heu
 und Korn wird schlimmer es stehn, je später
 wir Blüten am Schlehdorn sehn. — Viel
 Heysen, viel Korn, viel Speis' und Trant
 und Gott dem Herrn verdoppelt den Dank!



30 Tage.

Letztes Viertel den 3. nachm.
 0 U. 56 M. Veränderlich.
 Neumond den 10. vorm.
 7 U. 21 M. Maß und kalt.
 Erstes Viertel den 17. nachm.
 11 U. 43 M. Aufsteiernd.
 Vollmond den 25. nachm.
 8 U. 22 M. Sonnenschein.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1899. V. Monat.	Mai oder Wonnemond		C- u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.		
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.	
Mont.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg		Erdnähe	0.35	9.13	4.36 7.19	
Dienst.	2 Athanasius, Sigm.	Attala			1. 7	10.33	4.34 7.20	
Mittw.	3 † Erfindung	Friso, Wilb.			1.33	11.56	4.32 7.22	
Donn.	4 Monika, Florian	Wolshelm		Donner	1.55	nachm.	4.30 7.23	
Freit.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart		Gewit-	2.15	2.35	4.29 7.25	
Samst.	6 Johann v. der Pforte	Kinnihilde		ter	2.35	3.54	4.27 7.27	
19	A. Rogate. Prot. Das Gesetz der Freiheit. 1. Joh. 1, 19-27. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.				Tageslänge 15 Stunden 3 Minuten.			
Sonnt.	7 Gottfried, Stanisł.	Gotfried			2.55	5.14	4.25 7.28	
Mont.	8 Michaels Erschein.	Ubaldo		warm	3.18	6.30	4.24 7.30	
Dienst.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma			3.46	7.45	4.22 7.32	
Mittw.	10 Gordian, Anton	Hulda			4.19	8.53	4.20 7.34	
Donn.	11 Chr. Himmelf., Erich	Erich, Gundo			5. 0	9.52	4.18 7.35	
Freit.	12 Pankratus, Wibert	Liebhilde			5.51	10.41	4.17 7.36	
Samst.	13 Servatius, Emilie	Wiborade			6.48	11.20	4.16 7.38	
20	A. Exaudi. Prot. Die guten Haushalter. 1. Petr. 4, 8-11. Kath. Zeugnis des heil. Geistes. Joh. 15, 16-27.				Tageslänge 15 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	14 Bonifazius, Epiph.	Hildeburg			7.52	11.50	4.14 7.39	
Mont.	15 Sophie, Torquatus	Imhilde			8.58	verm.	4.13 7.40	
Dienst.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Fandila			10. 4	0.14	4.12 7.42	
Mittw.	17 Bruno, Ubaldo	Bruno			11.11	0.35	4.10 7.43	
Donn.	18 Chrischona, Benant.	Friedlinde			nachm.	0.53	4. 9 7.44	
Freit.	19 Potentia, Peter Cöl.	Hildrun			1.26	1. 9	4. 7 7.46	
Samst.	20 Christian, Bernhard	Gudrun			2.34	1.25	4. 5 7.48	
21	A. Pfingstf. Prot. Die Ausgiehung des heil. Geistes. Apgeich. 2, 1-13. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.				Tageslänge 15 Stunden 46 Minuten.			
Sonnt.	21 Konstantin, Prudenz	Helmtraut			3.47	1.44	4. 3 7.49	
Mont.	22 2. Pfingstf., Helena	Isanthe			5. 2	2. 2	4. 2 7.50	
Dienst.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva			6.18	2.27	4. 1 7.51	
Mittw.	24 Anat., Johanna	Herlinde			7.34	2.58	4. 0 7.53	
Donn.	25 Urban, Gregor	Frena			8.45	3.39	3.59 7.54	
Freit.	26 Philipp Neri, Cleuth.	Goderich			9.45	4.33	3.58 7.55	
Samst.	27 Eutrop, Beda	Tudolf			10.33	5.41	3.57 7.56	
22	A. Dreifalt. Prot. Die Unerforschlichkeit Gottes. Röm. 11, 33-36. Kath. Christus bezieht zu taufen. Matth. 28, 18-20.				Tageslänge 16 Stunden 1 Minute.			
Sonnt.	28 Wilhelm, German	Gebürdet, desfürstlichen Neuß j. P.			11. 9	6.58	3.56 7.57	
Mont.	29 Maximin, Theodos.	Amelung			11.38	8.20	3.55 7.59	
Dienst.	30 Felix I., Ferdinand	Wigand			verm.	9.44	3.54 8. 0	
Mittw.	31 Kreszenzia, Petron.	Katwald			0. 1	11. 6	3.53 8. 1	

Buß- und Betttag: 5. in Württemberg.

Erfahrung kommt erst mit der Zeit,
Und mit ihr kommt Bescheidenheit.

Bodenstedt.

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtsthun der Tod.

Benedy.

Mai

Lassen die Frösche sich hören mit Knarren,
 wirt du nicht lange auf Regen harren. —
 Wenn der Froschlach im Zeug tief im Wasser
 wor, auf trocknen Sommer deutet das; liegt
 er hoch nur ober am Ufer gar, dann wird der
 Sommer besonders naß. — Wenn Johannis-
 würtchen schön leuchten und glänzen, kommt
 Wetter zur Luft und im Freien zu Längen;
 verbirgt sich das Viechen bis Johanni und
 weiter, wird's Wetter einstweilen nicht warm
 und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig
 weben im Freien, läßt sich dauernd schön Wetter
 prophezeien; weben sie nicht, wird's Wetter
 sich wenden, geschieht's bei Regen, wird bald
 er enden.



31 Tage.

Letztes Viertel den 2. nachm.
 6 U. 47 M. Gewitterhaft.
 Neumond den 9. nachm.
 6 U. 39 M. Meist schön.
 Erstes Viertel den 17. nachm.
 6 U. 13 M. Veränderlich.
 Vollmond den 25. vorm.
 6 U. 49 M. Beständig.
 Letztes Viertel den 31. nachm.
 11 U. 55 M. Gewitterhaft.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1899. VI.	Juni oder Brachmond		C=U. Planetenlauf		Mond.	Sonnen.		
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Ufg. U. M.	Utg. U. M.
Donn.	1 Fronl., Fortunatus	Kuno, Wolo		warm	0.22	nachm.	3.53	8. 2
Freit.	2 Eugen, Erasmus	Sindolf			0.43	1.43	3.53	8. 3
Samst.	3 Bliva, Klotilde	Klothilde		schwül	1. 1	3. 1	3.52	8. 4
23	A. 1. S. u. Dr. Prot. Gott ist die Liebe. 1. Joh. 4, 16-21. Kath. Vom großen Abendmahl. Luf. 14, 16-24.				Tageslänge 16 Stunden 14 Minuten.			
Sonnt.	4 Quirin, Karpasius	Uta, Walg.		Ge-	1.22	4.17	3.51	8. 5
Mont.	5 Bonifazius, Winfr.	Winfried		witter	1.48	5.30	3.51	8. 6
Dienst.	6 Norbert, Benigna	Norbert			2.18	6.40	3.50	8. 7
Mittw.	7 Robert, Sebastian	Chorismund			2.55	7.42	3.50	8. 8
Donn.	8 Medardus	Wittich		Sichtbare	3.43	8.35	3.49	8. 8
Freit.	9 Kolombus, Primus	Euitgard		Finst.	4.37	9.17	3.49	8. 9
Samst.	10 Margareta, Königin	Salaburg		trüb	5.39	9.51	3.48	8.10
24	A. 2. S. u. Dr. Prot. Haß und Liebe. 1. Joh. 3, 11-18. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luf. 15, 1-10.				Tageslänge 16 Stunden 22 Minuten.			
Sonnt.	11 Barnabas, Iduna	Iduna		h	6.45	10.17	3.48	8.10
Mont.	12 Basilides, Onuphr.	Harduin		Regen	7.51	10.40	3.47	8.11
Dienst.	13 Anton von Padua	Nordhild		Grdf.,	8.57	10.58	3.47	8.12
Mittw.	14 Basilus, Elisäus	Nanna		weid Abend-	10. 4	11.15	3.47	8.12
Donn.	15 Vitus, Modestus	Boso		in	11.10	11.31	3.47	8.13
Freit.	16 Justina, Ludgard	Volker		h	nachm.	11.48	3.47	8.13
Samst.	17 Hortensia, Rainer	Cheobald		in	1.27	vern.	3.47	8.14
25	A. 3. S. u. Dr. Prot. Allesamt seid untereinander unterthan. 1. Petri 5, 15-11. Kath. Verufung Petri. Luf. 5, 1-11.				Tageslänge 16 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	18 Marcellus, Arnulf	Arnulf		den 22. h	2.39	0. 5	3.47	8.15
Mont.	19 Gerhard, Gervasius	Gerhart			3.53	0.26	3.47	8.16
Dienst.	20 Sylvester, Regina	Asalinde		den 22. h	5. 9	0.54	3.47	8.16
Mittw.	21 Albanus, Mofsius	Chlofinde		in, längst. T.,	6.24	1.29	3.46	8.17
Donn.	22 Paulin, 10000 Kitt.	Similde		(Sommer-Anf.	7.29	2.16	3.46	8.17
Freit.	23 Edeltrud, Agrippina	Edeltrud		in	8.24	3.18	3.47	8.17
Samst.	24 Johannes d. T. Geb.	Geb. d. Großherz. v. Sachl.-Weim.-Gifen.		(Unfichtb. C=J.	9. 7	4.33	3.47	8.17
26	A. 4. S. u. Dr. Prot. Die sel. Freiheit der Kinder Gottes. Röm. 8, 18-23 Kath. Der Pharifäer Gerechtigfeit. Matth. 5, 20-24.				Tageslänge 16 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	25 Eulogius, Prosper	Eberhart		Grdn.,	9.39	5.57	3.47	8.17
Mont.	26 Joh. Paul, Jeremias	Kotruda		unfreundlich	10. 4	7.23	3.48	8.17
Dienst.	27 7 Schläfer, Ladisl.	Gunilde		dir.	10.27	8.49	3.48	8.17
Mittw.	28 Benjamin, Leo II.	Iduberga			10.47	10.11	3.49	8.17
Donn.	29 Petrus, Paulus	Edburga			11. 7	11.31	3.50	8.16
Freit.	30 Lucina, Pauli Ged.	Idowin			11.28	nachm.	3.51	8.16
Buß- und Bettag: 2. u. 30. in Württemberg.								
Wie oft hast müde du dich hingelegt Nur mit dem Wunsch, in tiefem Schlaf zu ruhn; Was sagst du, wenn die gute Stunde schlägt, Für immer dir so wohlzutun!					Zensen.		Wenn Kopf und Herz sich widersprach, Ihät' doch das Herz zuletzt entscheiden; Der arme Kopf giebt immer nach, Weil er der Klügste ist von beiden.	
							P. Heise.	

Juni



Eine Eifer allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch fliegt das Eiferpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Grassmäde, eh' treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Kerbe hoch, singt lange hoch eben, habt bald ihr das lieblichste Wetter zu leben. — Der Mittwoch des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Raif dem Winterjah. — Hat Medardus am Regen befohlen, will er ihn auch in die Ernte jagen.

30 Tage.

Neumond den 8. vorm.
 7 U. 21 M. Sonntig. —
 Sichtbare Sonnenfinsternis.
 Erstes Viertel den 16. vorm.
 10 U. 47 M. Regnerisch.
 Vollmond den 23. nachm.
 3 U. 20 M. Unfreundlich. —
 Unsichtbare Mondfinsternis.
 Letztes Viertel den 30. vorm.
 5 U. 45 M. Unbeständig.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1899. VII.	Juli oder Heumond		C = u. Planetenlauf		Mond		Sonnen			
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
Samst.	1	Theobald, Simeon	Theobald		♀♂h	unfstet	11.52	2.6	3.51	8.16
27	A. 5. S. u. Dr.	Prot. Der Weg zum Leben. 1. Petr. 3, 8-16. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1-9.				Tageslänge 16 Stunden 23 Minuten.				
Sonnt.	2	Maria Heims., Otto	Otto, Otthild		C□♂, C♂♂	verm.	3.21	3.52	8.15	
Mont.	3	Kornelius, Gulogius	Hagen		♂ in ♀	verän-	0.20	4.32	3.52	8.15
Dienst.	4	Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich		♂ Grdf.	derlich	0.55	5.36	3.53	8.15
Mittw.	5	Wendelin, Zoe	Wendelin		♂ C□♂, C♂h		1.38	6.31	3.54	8.14
Donn.	6	Esajas, Dominika	Herrich		C im ♂, C♂♀		2.30	7.17	3.55	8.14
Freit.	7	Wilibald, Joachim	Karlmann		♂ ^{9.32} n.	ab-	3.29	7.52	3.56	8.13
Samst.	8	Kilian, Elisabeth	Kilian ^{Geburts. des Großh. von Dilsenburg.}		♂ C□♂	wed-	4.33	8.21	3.57	8.12
28	A. 6. S. u. Dr.	Prot. Das Sterben und Leben mit Christo. Röm. 6, 1-11. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.				Tageslänge 16 Stunden 13 Minuten.				
Sonnt.	9	Cyryllus, Zeno, Luise	Wolfram		♀△♂	selnd	5.40	8.44	3.58	8.11
Mont.	10	7 Brüder, Rufina	Gunzo		C Grdf., C♂♂		6.46	9.4	3.59	8.11
Dienst.	11	Kahel, Pius I.	Hanno		♀ in ♀	schön	7.53	9.21	4.0	8.10
Mittw.	12	Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto		♂△h, ♂□h		8.59	9.38	4.1	8.9
Donn.	13	Heinrich, Anaklet	Heinrich		C♂♂, C□h		10.5	9.54	4.2	8.9
Freit.	14	Alfred, Bonavent.	Centobert		C□♀	Sonnen-	11.12	10.10	4.3	8.8
Samst.	15	Ap. Ceil., R. Heinrich	Hildebrand		♂	schein	nachm.	10.30	4.4	8.7
29	A. 7. S. u. Dr.	Prot. Die Knechtschaft der Sünde u. Gottes. Röm. 6, 15-23. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16, 1-9.				Tageslänge 16 Stunden 1 Minute.				
Sonnt.	16	Ruth, Faustus	Heilwig		♂ ^{0.59} v. Hundstage-		1.33	10.54	4.5	8.6
Mont.	17	Alerius, Arthur	Fromund		♂ Auf. C♂♂		2.46	11.24	4.6	8.5
Dienst.	18	Maternus, Rufina	Egenolf		C□♂	schön	4.0	verm.	4.8	8.4
Mittw.	19	Rosina, Vinzenz v. P.	Hilderich		C□♂	heiter	5.9	0.5	4.9	8.2
Donn.	20	Margareta, Arnold	Arnold		♂ C im ♂, C♂h		6.9	0.57	4.10	8.1
Freit.	21	Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo		♂ [♂] ^{Abwechslung in größt. Ausweichung}		6.57	2.6	4.11	8.0
Samst.	22	Maria Magdalena	Alberich		♂ ^{10.42} n.	trüb	7.35	3.25	4.12	7.59
30	A. 8. S. u. Dr.	Prot. Der kindliche Geist. Röm. 8, 12-17. Kath. Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41-47.				Tageslänge 15 Stunden 41 Minuten.				
Sonnt.	23	Apollinaris, Libor.	Hervig		C Grdn. ♂ in ♀		8.6	4.52	4.14	7.58
Mont.	24	Christina, Bernhard	Emich		C♂♂ ♂ ♂□♂		8.29	6.20	4.15	7.57
Dienst.	25	Jakob, Christoph	Hildebert		♂	reguerisch	8.51	7.47	4.16	7.56
Mittw.	26	Anna, Polybius	Sigeline		C♂♂♂, C□h		9.12	9.12	4.17	7.54
Donn.	27	Pantaleon, Martha	Rutharth		♂ in ♀	be-	9.33	10.33	4.19	7.53
Freit.	28	Nazarins, Gelsus	Mangold		♂ C□♀	deckt	9.56	11.53	4.20	7.51
Samst.	29	Beatrix, Martha	Egbert		♂ ^{1.43} n.		10.24	nachm.	4.22	7.49
31	A. 9. S. u. Dr.	Prot. Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle. 1. Kor. 10, 12-13. Kath. Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9-14.				Tageslänge 15 Stunden 25 Minuten.				
Sonnt.	30	Jakobea, Abdon	Gerold		♂	naß	10.57	2.22	4.23	7.48
Mont.	31	German, Ignaz v. L.	Friedegar		C□♂ ♀ *♂		11.36	3.28	4.25	7.47

☉ Buß- und Bettage: 2. in Mecklenburg-Schwerin. 16. in Mecklenburg-Strelitz. 28. in Württemberg.

Juli

Dampft das Strohdach nach Gewitterregen, kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande, sie nützen der Luft und dem Lande. — Merkt, daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die Nasen aufwärts streckt und in die Höh' die Schwänze reckt. — Sieht Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verschont. — Sommers Höhenrauch in Menge ist Vorbote von großer Winterstrenge. — Sind abends über Dief' und Fluß Nebel zu schauen, wird die Luft schön anhaltend Wetter brauen. — Staubregen wird guter Vöte sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



31 Tage.

Neumond den 7. nachm.
9 U. 32 M. Abwechselfnd.
Erstes Viertel den 16. vorm.
0 U. 59 M. Sonnig u. warm.
Vollmond den 22. nachm.
10 U. 42 M. Regnerisch.
Letztes Viertel den 29. nachm.
1 U. 43 M. Aufheiternd.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1899. VIII. Monat.	August oder Erntemonat		C- u. Planetenlauf		Mond-		Sonn-	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Dienst.	1 Petri Kettenfeier	Kathöd		$C \odot h$	vor m.	4.27	4.26	7.45
Mittw.	2 Gustav Portiunkula	Gustav		$C \text{ im } \odot, C \square \odot$	0.25	5.16	4.27	7.44
Donn.	3 Steph., Erf., August	Walram		$\odot \square \uparrow$ Regen	1.22	5.54	4.29	7.42
Freit.	4 Dominikus, Jofias	Friedbrant		$\odot \text{ in } \odot \uparrow$ retr.	2.25	6.25	4.30	7.41
Samst.	5 Oswald, M. Schnee	Oswald		$C \odot \uparrow, C \square \uparrow$	3.30	6.49	4.31	7.39
32	A. 10. S. n. Dr. Prot. Der Friede mit Gott. Röm. 5, 1-5. Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.				Tageslänge 15 Stunden 5 Minuten.			
Sonnt.	6 Sixtus, Berkl. Chr.	Geburtsd. d. Herzog v. Sach.-Kob.-Gotha.		$0.48 \text{ n. } C \text{ Erdf.}$	4.37	7.11	4.33	7.38
Mont.	7 Afra, Albert, Rajet.	Geb. d. Fürsten von Schwarz.-Sonderstr.		$\odot \text{ in } \odot$	5.43	7.29	4.34	7.36
Dienst.	8 Reinhard, Cyriak	Reinhart		$C \odot \uparrow [C \square h$	6.50	7.46	4.36	7.34
Mittw.	9 Erich, Romanus	Dibold		$C \odot \uparrow$ Stern-	7.55	8. 1	4.38	7.32
Donn.	10 Laurentius, Blanka	Sigolf		$h \triangle \odot$ schnuppen	9. 2	8.18	4.39	7.30
Freit.	11 Hermann, Susanna	Bernolt		veränderlich	10.10	8.37	4.41	7.29
Samst.	12 Klara, Adele	Wolfrade		$\odot \text{ in } \odot \text{ zur.}$	11.19	8.58	4.42	7.27
33	A. 11. S. n. Dr. Prot. Das unverwelfliche Erbe. 1. Petr. 1, 3-9. Kath. Barmherziger Samariter. Luf. 10, 23-37.				Tageslänge 14 Stunden 41 Minuten.			
Sonnt.	13 Hippolyt, Kassian	Friedhilde		$C \odot \uparrow \odot * \uparrow$	nachm.	9.25	4.44	7.25
Mont.	14 Eusebius, Wamfr.	Brunhild		$0.54 \text{ n. } C \square \uparrow$	1.41	9.59	4.46	7.23
Dienst.	15 Mariä Himmelfahrt	Fridegund		$C \square \uparrow \odot \uparrow h$	2.51	10.45	4.47	7.21
Mittw.	16 Iodokus, Rochus	Rosamunde		$C \odot \uparrow h$ warm	3.53	11.44	4.49	7.19
Donn.	17 Verena, Liberatus	Welleda		$C \text{ im } \odot, C \square \odot$	4.45	vorm.	4.50	7.17
Freit.	18 Klara v. A., Helena	Geburtsd. d. Kaisers von Dierreich.		$C \square \uparrow$ schön	5.27	0.56	4.52	7.15
Samst.	19 Sebald, Ludovikus	Sebald, Ruth.		$\odot \text{ wird Morgenstern}$	6. 2	2.18	4.54	7.13
34	A. 12. S. n. Dr. Prot. Die rettende Liebe. Philemon 1-21. Kath. Von den zehn Aussätzigen. Luf. 17, 1-19.				Tageslänge 14 Stunden 16 Minuten.			
Sonnt.	20 Bernhard, Philibert	Bernhart		$C \text{ Erdn.}, C \odot \uparrow$	6.29	3.45	4.55	7.11
Mont.	21 Privatus, Franziska	Geb. des Fürsten zu Schwarz.-Kudolfstadt		$0.45 \text{ v. } h \text{ dir.}$	6.53	5.14	4.57	7. 9
Dienst.	22 Symphorian, Timot.	Gerbert		$C \square \uparrow h \odot \uparrow$	7.15	6.41	4.58	7. 7
Mittw.	23 Philippus, Zachäus	Roswitha		$\odot \text{ in } \odot$ reg-	7.37	8. 6	5. 0	7. 5
Donn.	24 Bartholomäus, Ap.	Diether		$C \odot \uparrow$ ne-	7.59	9.30	5. 1	7. 3
Freit.	25 Ludwig, König	Ludwig		$C \odot \uparrow$ risch	8.27	10.50	5. 3	7. 1
Samst.	26 Samuel, Zephyrin	Edith, Egith		$27. C \square \uparrow \odot, C \square \uparrow$	8.58	nachm.	5. 4	6.59
35	A. 13. S. n. Dr. Prot. Der Eid macht ein Ende alles Habers. Hebr. 6, 16. Kath. Vom ungerechten Mammon. Matth. 6, 24-33.				Tageslänge 13 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	27 Gebhard, Jof. v. Gal.	Gebhard		Hundstage-Ende	9.36	1.18	5. 6	6.57
Mont.	28 Augustinus, Adol.	Frodulf		$0.57 \text{ v. } \odot \text{ in } \odot$	10.23	2.20	5. 8	6.54
Dienst.	29 Johannes Enthaupt.	Dietger		$C \text{ im } \odot$	11.17	3.12	5. 9	6.52
Mittw.	30 Felix, Adolf, Rosa	Adolf		$\odot \text{ dir.}, \odot * \uparrow$	vorm.	3.54	5.10	6.50
Donn.	31 Raimund, Pauline	Raimund		$C \square \uparrow$ sonnig	0.18	4.28	5.12	6.48
Fuß- und Betttag: 25. in Württemberg.								
Was du auch sindest, was du erstrebst, Bedenke — daß du zum Sterben lebst.			Frenzel.		Wehl dem, der ohne Schuld und Zehle Bewahrt die künlich reine Seele.			Schiller.

August

31 Tage.

Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er sorget
 gern fürs längste Grad. — Ist's in der ersten
 Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weich.
 — Im August Wind aus Nord jagt Unbe-
 ständigkeit fort. — Meltau im August ist
 sehr ungesund, ungerührt Obst bring nicht
 in den Mund. — Wenn der Auefuch lange
 nach Johanni schreit, so ruhet er die teure
 Zeit. — Sind Laurentius und Bartholemeus
 schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Schön
 Wetter zu Maria Himmelfahrt verkündet
 Wein von bester Art. — Wenn großlumig
 wir viele Disteln erblicken, will Gott gar guten
 Herbst uns schicken. — Bringt Resamunde
 S urmedwind, so ist Erbille uns gelind.



Neumond den 6. nachm.
 0 U. 48 M. Veränderlich.
 Erstes Viertel den 14. nachm.
 0 U. 54 M. Warme Luft.
 Vollmond den 21. vorm.
 5 U. 45 M. Regnerisch.
 Letztes Viertel den 28. vorm.
 0 U. 57 M. Bringt Sonnenschein.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1899. IX.		September oder Herbstmond			C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Witterung	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.	
Freit.	1 Verena, Egidius	Merlinda	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃	schön	1.22	4.54	5.14	6.46	
Samst.	2 Veronika, Stephan	Wannig	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃	warm	2.28	5.17	5.15	6.43	
36	A. 14. S. u. Dr. Prot. Die Früchte des Fleisches u. d. Geistes. Gal. 5, 16-24. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Luf. 7, 11-16.					Tageslänge		13 Stunden 24 Minuten.		
Sonnt.	3 Theodosius, Euphem.	Sido	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		3.34	5.36	5.17	6.41	
Mont.	4 Esther, Rosalia	Wangio	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		4.40	5.53	5.19	6.39	
Dienst.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		5.47	6. 9	5.20	6.37	
Wittw.	6 Zacharias, Magnus	Hacho	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		6.53	6.27	5.21	6.34	
Donn.	7 Regina, Altmund	Altmund	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		8. 0	6.45	5.23	6.32	
Freit.	8 Mariä Geburt	Chuodomar	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		9.10	7. 4	5.25	6.30	
Samst.	9 Geburtstag des Großh. v. Baden		☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		10.20	7.30	5.27	6.27	
37	A. 15. S. u. Dr. Prot. Selbstprüfung u. helfende Liebe. Gal. 5, 25-6, 10. Kath. Vom Wasserflüchtigen. Luf. 14, 1-11.					Tageslänge		12 Stunden 57 Minuten.		
Sonnt.	10 Dithgerus, Nikol. v. L.	Dtger	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		11.30	8. 2	5.28	6.25	
Mont.	11 Felix, Regula, Hyac.	Ingomar	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		naehm.	8.42	5.29	6.23	
Dienst.	12 Syrus, Guido, Ottil.	Angila	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		1.42	9.34	5.31	6.21	
Wittw.	13 Hektor, Amat, Mat.	Thufinde	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		2.36	10.39	5.32	6.19	
Donn.	14 Erhöhung, Cypr.	Malorich	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		3.22	11.54	5.34	6.17	
Freit.	15 Nikodemus, Roger	Dummelich	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		3.37	verm.	5.35	6.14	
Samst.	16 Kornelius, Roland	Geburist. d. Herz. v. Sachsen-Meiningen.	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		4.28	1.16	5.37	6.12	
38	A. 16. S. u. Dr. Prot. Gott der rechte Vater. Eph. 3, 13-21. Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.					Tageslänge		12 Stunden 30 Minuten.		
Sonnt.	17 Lambert, Franz	Tidwina	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		4.52	2.41	5.39	6. 9	
Mont.	18 Richard, Titus	Theoderich	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		5.15	4. 8	5.40	6. 7	
Dienst.	19 Januarius, Konst.	Markolf	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		5.37	5.33	5.42	6. 5	
Wittw.	20 Anat., Tobias, Gust.	Uring	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		6. 1	6.58	5.43	6. 3	
Donn.	21 Matthäus, Evang.	Fandolin	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		6.26	8.22	5.45	6. 1	
Freit.	22 Moritz, Emerita	Frida	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		6.57	9.42	5.46	5.59	
Samst.	23 Thekla, Vinus	Kuprecht	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		7.33	10.58	5.48	5.57	
39	A. 17. S. u. Dr. Prot. Die Einigkeit im Geist. Eph. 4, 1-6. Kath. Vom Sichtbrüchigen. Matth. 9, 1-8.					Tageslänge		12 Stunden 5 Minuten.		
Sonnt.	24 Gerhard, Mar. v. M.	Adelhart	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		8.18	naehm.	5.49	5.54	
Mont.	25 Kleophas, Jof. v. G.	Friedebert	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		9.10	1. 4	5.50	5.52	
Dienst.	26 Cyprian, Justina	Amalaberga	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		10.10	1.50	5.52	5.50	
Wittw.	27 Kosmas u. Damian	Audomar	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		11.13	2.27	5.54	5.47	
Donn.	28 Wenzeslaus, Adalr.	Jensfried	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		verm.	2.56	5.56	5.45	
Freit.	29 Michael, Marich	Armgart	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		0.18	3.21	5.57	5.43	
Samst.	30 Ursus, Hier., Soph.	Hudung	☾ ☐ ♃	☾ ☐ ♃		1.24	3.41	5.59	5.41	

Buß- und Betttage: 17. Eidg. Betttag. 22. in Württemberg und Lippe. Erntefest: 24. in Nassau.

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden;
Das harte Mädeln ist ihr schweres Los;
Durch strengen Dienst muß sie gekütert werden,
Die hier gebient, ist eben groß.

Schiller.

Gar mancher kommt mit vielem Lesen
Mit dem Verständnis in die Wüste,
Wohl hat er die Sprache der Weisheit gesehn,
Doch nicht verstanden die Weltgelt der Sprache.

Wodekshof.

September

30 Tage.

September-Gewitter sind Vorläufer von hartem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaels noch hier, haben bis Weihnachten lind Wetter wir. — In vielem Herbstnebel seh' ein Zeichen von viel Winterschnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtelober der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Blüht Jakobus weiße Bilschen in die Höhe, sind's Winterblüten zu vielem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



Neumond den 5. vormt.
4 U. 33 M. Trübes Wetter.
Erstes Viertel den 12. nachm.
10 U. 49 M. Aufheiternd.
Vollmond den 19. nachm.
1 U. 31 M. Sonnenschein.
Letztes Viertel den 26. nachm.
4 U. 3 M. Veränderlich.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1899. X.		Oktober oder Weinmond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.			
Monat.		Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
40	A. 18. S. u. Dr.	Prot. Das Reichwerden durch Christum. 1. Kor. 1, 4-9	Kath. Königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14.					Tageslänge 11 Stunden 38 Minuten.			
Sonnt.	1 Remigius, Julia	Volkmar									
Mont.	2 Teodegar, Theophil	Athelm									
Dienst.	3 Jairus, Candidus	Alapold									
Mittw.	4 Franz v. A., Edwin	Franz									
Donn.	5 Placidus, Flavia	Hellmut									
Freit.	6 Angela, Bruno	Todemar									
Samst.	7 Juditha, Amalia	Amelolt									
41	A. 19. S. n. Dr.	Prot. Der neue Mensch. Eph. 4, 22-28.	Kath. Sohn des kön. Beamten. Joh. 4, 46-53.					Tageslänge 11 Stunden 9 Minuten.			
Sonnt.	8 Pelagius, Brigitta	Traugott									
Mont.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha									
Dienst.	10 Gideon, Franz B.	Geburist. d. Fürsten in Schaumb.-Lippe.									
Mittw.	11 Burkhard, Emil	Burkhart									
Donn.	12 Walfried, Maximil.	Walther									
Freit.	13 Koloman, Eduard	Wallia									
Samst.	14 Kalirtus, Kallistus	Hermanarich									
42	A. 20. Allg. Klv.	Prot. Der weise Wandel. Eph. 5, 15-21.	Kath. Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23-35.					Tageslänge 10 Stunden 45 Minuten.			
Sonnt.	15 Theresia, Aurelia	Leupold									
Mont.	16 Gallus, Abt	Erlefried									
Dienst.	17 Florentin, Hedwig	Geburist. d. Großh. v. Medlenb.-Strelitz.									
Mittw.	18 Lukas, Evangelist	Hadburg									
Donn.	19 Ferdinand, Petr. v. A.	Eckehart									
Freit.	20 Wendelin, Sindolf	Agilolf									
Samst.	21 Ursula, Berthold	Chassilo									
43	A. 21. S. n. Dr.	Prot. Die christliche Waffenrüstung. Eph. 6, 10-20.	Kath. Vom Zinsgroshen. Matth. 2, 15-21.					Tageslänge 10 Stunden 17 Minuten.			
Sonnt.	22 Cordula, Mar. Sal.	Baldwin									
Mont.	23 Severinus, Berns	Eisfried									
Dienst.	24 Salomea, Raphael	Harold									
Mittw.	25 Krispinus, Chrysf.	Feutfried									
Donn.	26 Amandus, Evaristus	Erdanger									
Freit.	27 Sabina, Kapitolinus	Eldritha									
Samst.	28 Simon u. Judas	Markwart									
44	A. 22. S. n. Dr.	Prot. Die Vollführung des guten Werkes. Phil. 1, 3-11.	Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26.					Tageslänge 9 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	29 Eusebia, Marcissus	Gisela									
Mont.	30 Hartmann, Entrop.	Hartmann									
Dienst.	31 Wolfgang, Gustach.	Wolfgang									

Bay- und Vettage: 20. in Württemberg. Erntedankfest: 1. in Bayern u. Preußen. 15. im N.-B. Reich. 18. in Bremen u. Verden. Reformationstfest: 31. im Königreich Sachsen und in Sachsen-Altenburg.

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der klingt nur wohl der Wucherer Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter künbel er Schut. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gottesäcker betacht.



31 Tage.

Neumond den 4. nachm.
8 U. 14 M. Schöne Witterung.

Erstes Viertel den 12. vorm.
7 U. 10 M. Sonnenschein.

Vollmond den 18. nachm.
11 U. 5 M. Nebelig.

Letztes Viertel den 26. vorm.
10 U. 40 M. Aufheiternd.

1.	.....
2.	.....
3.	.....
4.	.....
5.	.....
6.	.....
7.	.....
8.	.....
9.	.....
10.	.....
11.	.....
12.	.....
13.	.....
14.	.....
15.	.....
16.	.....
17.	.....
18.	.....
19.	.....
20.	.....
21.	.....
22.	.....
23.	.....
24.	.....
25.	.....
26.	.....
27.	.....
28.	.....
29.	.....
30.	.....
31.	.....

1899. XI.	November oder Windmond		C = n. Planetenlauf		Mond		Sonnen	
			Wutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Monat.	Evang. u. Katholischer.	Deutscher.						
Mittw.	1 Aller Heiligen	Hildegund	☿	sonnig	4.45	3.15	6.53	4.34
Donn.	2 Aller Seelen	Ansgar	♂	☿ in ♀	5.55	3.38	6.55	4.32
Freit.	3 Theophil, Birmin	Winhilde	♂	♂ in ♀	7. 6	4. 7	6.57	4.31
Samst.	4 Sigmund, Karl Bor.	Sigmund	♂	♂ in ♀	8.18	4.42	6.59	4.29
45	A. 23. S. u. Dr.	Prot. Die Glaubensgerechtigkeit. Röm. 3, 28. Kath. Schiffslein Christi. Matth. 8, 18-27.			Tageslänge 9 Stunden 27 Minuten.			
Sonnt.	5 Malachias, Zachar.	Komwer	♂	☿♂, ☿♀	9.26	5.29	7. 0	4.27
Mont.	6 Leonhard, Alwine	Alwine	♂	☿ in ♀	10.27	6.26	7. 2	4.25
Dienst.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert	♂	☿♂	11.17	7.34	7. 4	4.23
Mittw.	8 4 Gekrönte, Gottfr.	Hermingild	♂	☿♂	11.57	8.49	7. 5	4.22
Donn.	9 Theodor, Erbo	Gunila	♂	☿ in ♀	na. fm.	10. 8	7. 7	4.20
Freit.	10 Justus, Tryphon	Bardolf	♂	☿♂	0.57	11.28	7. 8	4.19
Samst.	11 Martin, Bischof	Willimar	♂	☿♂	1.19	vorm.	7.10	4.18
46	A. 24. S. u. Dr.	Prot. So lange die Erde steht. 1. Mos. 8, 22. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.			Tageslänge 9 Stunden 4 Minuten.			
Sonnt.	12 Martin, Papst, Jon.	Chenthilde	♂	☿ Ordn. Stern-	1.41	0.48	7.12	4.16
Mont.	13 Weibert, Stanisł.	Wibert	♂	☿♂	2. 3	2. 9	7.13	4.15
Dienst.	14 Beline, Beneranda	Friedrich	♂	☿♂	2.25	3.29	7.15	4.14
Mittw.	15 Leopold, Luitpold	Notburga	♂	☿♂	2.52	4.50	7.17	4.13
Donn.	16 Dthmar, Edmund	Fandfried	♂	☿♂	3.23	6. 9	7.19	4.11
Freit.	17 Florian, Gregor	Sigrade	♂	☿♂	4. 0	7.23	7.20	4. 9
Samst.	18 P. P. Kirchw., Otto	Alboin	♂	☿♂	4.47	8.31	7.22	4. 8
47	A. 25. S. u. Dr.	Prot. Die Totenwerd. in Christo auferstehen. 1. Theff. 4, 13-18. Kath. Das Himmelreich ein Senfkorn. Matth. 13, 31-35.			Tageslänge 8 Stunden 43 Minuten.			
Sonnt.	19 Elisabeth, Kön. v. U.	Wibrant	♂	☿ in ♀	5.44	9.30	7.24	4. 7
Mont.	20 Amos, Eduard, Fel.	Ulmann	♂	☿♂	6.44	10.17	7.25	4. 6
Dienst.	21 Mariä Dpferung	Angelinde	♂	☿♂	7.50	10.54	7.27	4. 5
Mittw.	22 Cäcilia, Alfons	Wendelgart	♂	☿ in ♀	8.57	11.23	7.28	4. 4
Donn.	23 Klemens, Felicitas	Edmund	♂	☿♂	10. 3	11.47	7.30	4. 3
Freit.	24 Chryfogen., Joh. v. †	Bathilde	♂	☿♂	11. 9	na. fm.	7.32	4. 2
Samst.	25 Katharina, Fintan	Geburt. d. Grobherz. von Hessen.	♂	☿♂	vorm.	0.25	7.33	4. 1
48	A. 26. S. u. Dr.	Prot. Text von der Oberkirchenbehörde zu bestimmen. Kath. Ornel der Verwüstung. Matth. 24, 15-25.			Tageslänge 8 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	26 Konradus, Egbert	Konrat	♂	☿♂	0.15	0.42	7.35	4. 0
Mont.	27 Jeremias, Valerian	Willigis	♂	☿♂	1.21	1. 0	7.36	3.59
Dienst.	28 Günther, Sosthenes	Günther	♂	☿♂	2.27	1.18	7.38	3.58
Mittw.	29 Saturnin, Noah	Helferich	♂	☿♂	3.36	1.39	7.39	3.57
Donn.	30 Andreas, Apostel	Gerwin	♂	☿♂	4.48	2. 6	7.40	3.57

Buh- und Bettage: 17. in Württemberg. 22. in Anhalt, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Lübeck, Preußen, Neuh. a. u. j. L., im Königreich Sachsen, in den sächsischen Herzogtümern, in Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck u. Pyrmont. 26. in Baden. Erntefeste: 5. im R. V. Frankfurt a. M. 12. in Baden u. Württemberg. Totenfest: 26. im Königreich Sachsen u. in Preußen. Allg. Reformationsfest: 5.

November

Alle-Heiligen bringt Sommer für alle Wel-
ter, der ist des Sommers letzter Vertreiber. —
Alle-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen
Zweigen. — Sanct Martin legt sich schon mit
Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sanct
Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft
Katharina vor Frost sich Schutz, so waiet man
lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezem-
ber und fruchtreich Jahr sind vereinigt immer-
dar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reich-
lich Korn auf der Häh'. — Frau Lucia findet
zu kurz den Tag, denn wird er verlängert
acht Tage darnach. — Der heil'ge Christ will
'ne Gierhude haben, seht sie, wird selbst er
damit sich begaben.



30 Tage.

Neumond den 3. vorm.
11 U. 27 M. Regenwetter.
Erstes Viertel den 10. nachm.
2 U. 35 M. Schneefall.
Vollmond den 17. vorm.
11 U. 19 M. Schnee und Regen.
Letztes Viertel den 25. vorm.
7 U. 35 M. Raubtes Wetter.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1899. XII.	Dezember oder Wintermond		C = u. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-	
			Wutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Monat.	Evang. u. Kath.	Deutscher.						
Freit.	1 Eligius, Longinus	Hertha		☉ in ♀	5.59	2.38	7.42	3.56
Samst.	2 Candidus, Bibiana	Hidulf		☉ ☽, ☉ ☿	7.10	3.20	7.43	3.56
49	A. 1. Adv. N. H.	Prot. Mache dich auf, werde Licht. Jes. 60, 1-6. Kath. Zeichen des Gerichts. Luf. 21, 25-33.		Tageslänge 8 Stunden 11 Minuten.				
Sonnt.	3 Lucian, Franz Xaver	Gottlieb		☉ ^{1.48} ☽, ☉ i. ☽	8.15	4.15	7.44	3.55
Mont.	4 Barbara, Sigrum	Sigrum		(Unsihtb. ☉ = ♀)	9.11	5.20	7.46	3.55
Dienst.	5 Lucius, Sabbas	Ingeburg		☉ ☽ h, ☉ ☽ ♀	9.56	6.36	7.47	3.54
Mittw.	6 Nikolaus, Saxo	Saxo		☽ wird Morgenstern	10.32	7.55	7.49	3.54
Donn.	7 Werner, Ambrosius	Reginald		☉ Erdn. ☽ ☽ h	11. 2	9.16	7.50	3.53
Freit.	8 Mariä Empfängnis	Wiro		☉ ☽ ☽ Schnee	11.25	10.38	7.51	3.53
Samst.	9 Wilibald, Leofadia	Wilibald		☉ ^{10.3} ☽	11.48	11.58	7.52	3.53
50	A. 2. Advent	Prot. Die Herrlichkeit des letzten Hauses. Dagg. 2, 7-10. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.		Tageslänge 7 Stunden 59 Minuten.				
Sonnt.	10 Walther, Eulalia	Godo, Ddolf		☉ ☽ ☽, ☉ ☽ h	naehm.	vorm.	7.53	3.52
Mont.	11 Damasus, Baldemar	Walabrecht		☉ ☽ ♀ mild	0.29	1.16	7.54	3.52
Dienst.	12 Berthold, Synesius	Gangolf		freund-	0.53	2.35	7.55	3.52
Mittw.	13 Lucia, Ottilia	Aldobrant		♂ in ♀ lich	1.21	3.52	7.56	3.52
Donn.	14 Nikasius, Israel	Bertilo		hell	1.56	5. 7	7.57	3.52
Freit.	15 Abraham, Eusebius	Merwig		☉ ☽ ♀, ☉ ☽ ☽	2.39	6.17	7.58	3.52
Samst.	16 Adelheid, Jonathan	Adelheid		☉ im ☽ ☽ dir.	3.29	7.19	7.59	3.52
51	A. 3. Advent	Prot. Der Tag des Herrn. Mat. 3, 1-5. Kath. Zeugnis Johannes. Joh. 1, 19-23.		Tageslänge 7 Stunden 52 Minuten.				
Sonnt.	17 Tazarus, Albina	Alkwin		☉ ^{2.31} Sichtbare	4.29	8. 9	8. 0	3.52
Mont.	18 Wunibald, Mar. G.	Wunibald		☽ h ☽ ☽ (☉ = ♀)	5.33	8.51	8. 1	3.52
Dienst.	19 Nemesius, Thea	Niblung		☉ ☽ ♀ kalt	6.41	9.23	8. 2	3.53
Mittw.	20 Anat., Christian	Fanzo		heiter	7.47	9.50	8. 2	3.53
Donn.	21 Thomas, Apostel	Fioba		☉ Erdf., ☉ ☽ ☽	8.54	10.12	8. 3	3.54
Freit.	22 Bertha, Beata, Zeno	Bertha		☉ in ♀, kürzester	10. 0	10.29	8. 3	3.54
Samst.	23 Dagobert, Viktoria	Dagobert		Tag, Winteranfang	11. 5	10.47	8. 4	3.55
52	A. 4. Advent	Prot. Abrahams Berufung. 1. Mos. 12, 1-4. Kath. Rufende Stimme. Luf. 3, 1-6.		Tageslänge 7 Stunden 51 Minuten.				
Sonnt.	24 Adam, Eva, Herm.	Hermine		☽ Regenstern in größter Ausweitung	vorm.	11. 4	8. 4	3.55
Mont.	25 Christfest	Etlicho		☉ ^{4.58} ☽ ☽	0.10	11.22	8. 5	3.56
Dienst.	26 2. Christf., Stephanus	Stilicho		☉ ☽ ♀ in ♀ frisch	1.17	11.41	8. 5	3.56
Mittw.	27 Johannes, Evang.	Dankwart		☉ ☽ ♀ ☽ in ♀ windig	2.28	naehm.	8. 5	3.57
Donn.	28 Kindleintag	Herwart		☉ ☽ ☽ ☽ windig	3.36	0.33	8. 6	3.58
Freit.	29 Thomas, Bischof	Ewalt		☉ ☽ ☽ ☽ rauch	4.48	1. 9	8. 6	3.59
Samst.	30 David, König	Sämund		☉ ☽ ☽ ☽	5.56	1.58	8. 6	4. 0
53	A. 1. S. n. W.	Prot. Gebet unserm Gott allein die Ehre. 5. Mos. 32, 1-6. Kath. Beschneidung Christi. Luf. 2, 33-40.		Tageslänge 7 Stunden 55 Minuten.				
Sonnt.	31 Schlusgd. Sylvester	Geiserich		☉ im ☽, ☉ ☽ h	6.57	2.59	8. 6	4. 1

Wuh- und Betttag: 1. in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. 15. in Württemberg.

Vom 1. Advent an steht es den evangelischen Geistlichen frei, über den angegebenen oder einen selbst gewählten Text zu predigen.

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.

Düngerreime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß
schon, was die Ernte bringt. — Hans düngte
seine Felder schlecht, war Adermann, jetzt ist
er Knecht. — Wer gute Ernte machen will,
der dünge, pflanz' und grabe viel. — Jobs
läßt die Jauche in den Bach, ein Dummkopf
nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Ackerbau, sie gehören zusammen wie Mann
und Frau. — Gutes Vieh, gute Stren, reich-
lich Futter giebt fetten Mist, reiche Ernten,
viel Milch, Käs und Butter.



31 Tage.

Neumond den 3. vorm.
1 U. 48 M. Schneefall. —
Unsichtbare Sonnenfinsternis.
Erstes Viertel den 9. nachm.
10 U. 3 M. Gelinde Witterung.
Vollmond den 17. vorm.
2 U. 31 M. Sonnenschein.
— Sichtbare Mondfinsternis.
Letztes Viertel den 25. vorm.
4 U. 58 M. Raub und Kalt.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.



Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 21. Dezember des vorigen Jahres abends 7 Uhr 59 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.



Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 20. März abends 8 Uhr 46 Min., wobei die Sonne bei der ersten Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen des Widder's eintritt.

Von den Finsternissen des Jahres 1899.

Im Jahre 1899 werden drei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen nur die zweite Sonnen- und die zweite Mondfinsternis bei uns sichtbar sein werden.

Die erste Finsternis ist eine partielle an der Sonne, die sich vom 11. auf den 12. Januar abends von 9 Uhr 54 Min. bis morgens 1 Uhr 22 Min. begiebt und in der nördlichen Hälfte des Großen Ozeans und den angrenzenden Küstenländern sichtbar ist.

Die zweite Finsternis ist wieder eine partielle an der Sonne und ereignet sich am 8. Juni, auf der Erde überhaupt morgens von 5 Uhr 31 Min. bis 9 Uhr 27 Min. In Mitteldeußland (Erfurt) beginnt sie um 5 Uhr 47 Min. und endigt um 6 Uhr 43 Min.; ihr größter Betrag ist 1/5 des Sonnendurchmessers. Dieselbe ist in der nordwestlichen Hälfte Europas, im nördlichen Asien und im äußersten Norden Amerikas zu beobachten.

Die dritte Finsternis ist eine totale am Monde und findet am 23. Juni statt, nachmittags von 1 Uhr 32 Min. bis 5 Uhr 3 Min. Sie ist im Großen Ozean, in Asien mit Ausnahme der westlichen Grenze und der nördlichen Küstengegenden, in Australien, im Indischen Ozean und an der Ostküste Afrikas zu sehen.

Die vierte Finsternis ist eine ringsörmige an der Sonne, welche sich vom 2. auf den 3. Dezember, auf der Erde überhaupt von abends 11 Uhr 40 Min. bis morgens 4 Uhr 15 Min. begiebt und an der Südwestspitze Australiens, auf Bardiemensland, im südlichen Neuseeland, an der Südspitze Südamerikas und in den südlichen Polargegenden bemerkbar ist.

Die fünfte Finsternis ist eine partielle am Monde, am 17. Dezember. Sie beginnt morgens 0 Uhr 44 Min. und endigt um 4 Uhr 8 Min., um 2 Uhr 26 Min. ist der Mond fast ganz verfinstert. Man wird die Finsternis in Asien mit Ausnahme der östlichen Küstengebiete, im Indischen Ozean, in Europa und Afrika, im Atlantischen Ozean und in Amerika wahrnehmen.



Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 21. Juni nachmittags 4 Uhr 45 Min.



Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, am 23. September vormittags 7 Uhr 30 Min.

Mittleuropäische Zeit. (M. E. Z.)

Die Zeiten für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in diesem Kalender in Ortszeit angegeben und auf die geographische Breite von Erfurt berechnet. Wenn man also z. B. bestimmen will, um wieviel Uhr die Sonne an irgend einem Ort nach der M. E. Z. aufgeht, so muß die Differenz zwischen M. E. Z. und O. Z. mittelst der nachfolgenden Tabelle berücksichtigt werden. Da, wo nichts bei der Minutenzahl steht, geht die M. E. Z. der Ortszeit vor, wo aber ein — davorsteht, geht sie um die angegebene Zahl nach.

Wachen	36 Min.	Leisau	11 Min.	Geisa	17 Min.	Luzen	27 Min.	Kemnitz	31 Min.
Mitena	20 "	Dortmund	30 "	Gras	2 "	Magdeburg	13 "	Rositz	11 "
Angsburg	16 "	Dresden	5 "	Halle a. S.	12 "	Mainz	27 "	St. Gallen	23 "
Bormen	31 "	Naumburg	33 "	Hamburg	20 "	Mannheim	25 "	Schwerin	14 "
Hofst.	30 "	Eißfeld	33 "	Hannover	21 "	Remel	24 "	Spandau	7 "
Berlin	6 "	Eberfeld	31 "	Heidelberg	25 "	Reg.	35 "	Sieilau	2 "
Berlin	30 "	Elbing	— 18 "	Innsbruck	14 "	Mühlhausen i. G.	30 "	Strasburg i. G.	29 "
Bechum	31 "	Erfurt	16 "	Kaiserlautern	29 "	München	14 "	Stuttgart	23 "
Bonn	32 "	Essen	32 "	Karlsruhe	26 "	M. Gladbach	34 "	Trier	33 "
Braunschweig	18 "	Helmstedt	22 "	Kassel	22 "	Münster	29 "	Triefst.	5 "
Bremen	25 "	Frankfurt a. M.	25 "	Kiel	19 "	Nürnberg	16 "	Ulm	20 "
Breslau	— 8 "	Frankfurt a. O.	2 "	Klein	32 "	Oldenburg	27 "	Weimar	15 "
Bromberg	— 12 "	Freiburg i. B.	29 "	Königsberg	— 22 "	Osnabrück	28 "	Wien	— 5 "
Brünn	— 6 "	Hildt	16 "	Krefeld	34 "	Plauen	11 "	Wiesbaden	27 "
Charlottenburg	7 "	Wien	35 "	Lahr	28 "	Rosen	— 8 "	Winterthur	25 "
Chemnitz	8 "	Cera	12 "	Leipzig	10 "	Stettin	8 "	Würzburg	20 "
Danzig	— 15 "	Elfen	25 "	Regenitz	— 5 "	Prag	2 "	Zürich	26 "
Larnstadt	25 "	Wetzlar	0 "	Rübeck	17 "	Regensburg	12 "	Zwickau	10 "

Binstabelle.

Kapital.	Auf ein Jahr zu 360 Tagen.					Auf einen Monat zu 30 Tagen.					Auf einen Tag.											
	0%		5%		4%		3%		2%		1%		0%		5%		4%		3%		2%	
	M	S	M	S	M	S	M	S	M	S	M	S	M	S	M	S	M	S	M	S	M	S
1	6	5	4	3	0.5	0.5	0.42	0.33	0.25	0.04	0.017	0.014	0.011	0.008	0.0014	0.0018	0.0028	0.0022	0.017	0.0028	0.0042	0.0055
2	12	10	8	6	1	1	0.83	0.67	0.5	0.08	0.033	0.028	0.022	0.017	0.0028	0.0042	0.0055	0.0042	0.033	0.0055	0.0083	0.0107
3	18	15	12	9	1.5	1.5	1.25	1	0.75	0.12	0.05	0.042	0.033	0.025	0.017	0.011	0.0083	0.0067	0.05	0.0083	0.0125	0.0167
4	24	20	16	12	2	2	1.67	1.33	1	0.17	0.067	0.055	0.044	0.033	0.022	0.014	0.011	0.0083	0.067	0.011	0.0167	0.0222
5	30	25	20	15	2.5	2.5	2.08	1.67	1.25	0.21	0.083	0.069	0.055	0.042	0.028	0.017	0.011	0.0083	0.083	0.014	0.0222	0.0296
6	36	30	24	18	3	3	2.50	2	1.5	0.25	0.100	0.083	0.067	0.050	0.033	0.022	0.014	0.011	0.100	0.017	0.0296	0.0395
7	42	35	28	21	3.5	3.5	2.92	2.33	1.75	0.29	0.117	0.097	0.078	0.062	0.044	0.028	0.017	0.011	0.117	0.022	0.0395	0.0524
8	48	40	32	24	4	4	3.33	2.67	2	0.33	0.133	0.111	0.089	0.067	0.044	0.028	0.017	0.011	0.133	0.025	0.0524	0.0688
9	54	45	36	27	4.5	4.5	3.75	3	2.25	0.37	0.15	0.125	0.10	0.075	0.050	0.033	0.022	0.011	0.15	0.028	0.0688	0.0911
10	60	50	40	30	5	5	4.17	3.33	2.5	0.41	0.17	0.139	0.11	0.083	0.055	0.033	0.022	0.011	0.17	0.033	0.0911	0.1207
20	120	100	80	60	10	10	8.33	6.67	5	0.83	0.33	0.278	0.22	0.17	0.111	0.067	0.044	0.022	0.33	0.067	0.1207	0.1611
30	180	150	120	90	15	15	12.50	10	7.5	1.25	0.50	0.416	0.33	0.25	0.167	0.111	0.075	0.044	0.50	0.111	0.1611	0.2133
40	240	200	160	120	20	20	16.67	13.33	10	1.67	0.67	0.555	0.44	0.33	0.222	0.148	0.111	0.075	0.67	0.148	0.2133	0.2844
50	300	250	200	150	25	25	20.83	16.67	12.5	2.08	0.83	0.694	0.55	0.42	0.278	0.185	0.139	0.083	0.83	0.185	0.2844	0.3790
60	360	300	240	180	30	30	25	20	15	2.50	1	0.833	0.67	0.50	0.333	0.222	0.148	0.111	1	0.222	0.3790	0.5000
70	420	350	280	210	35	35	29.17	23.33	17.5	2.91	1.17	0.972	0.78	0.58	0.416	0.278	0.185	0.111	1.17	0.278	0.5000	0.6667
80	480	400	320	240	40	40	33.33	26.67	20	3.33	1.33	1.11	0.89	0.67	0.50	0.333	0.222	0.111	1.33	0.333	0.6667	0.8889
90	540	450	360	270	45	45	37.5	30	22.5	3.75	1.50	1.25	0.97	0.75	0.555	0.37	0.278	0.111	1.50	0.37	0.8889	1.1765
100	600	500	400	300	50	50	41.67	33.33	25	4.17	1.67	1.39	1.11	0.83	0.611	0.444	0.333	0.111	1.67	0.444	1.1765	1.5000
200	1200	1000	800	600	100	100	83.33	66.67	50	8.33	3.33	2.78	2.22	1.67	1.111	0.741	0.556	0.222	3.33	0.741	1.5000	2.0000
300	1800	1500	1200	900	150	150	125	100	75	12.50	5	4.17	3.33	2.50	1.667	1.111	0.741	0.222	5	1.111	2.0000	2.7000
400	2400	2000	1600	1200	200	200	166.67	133.33	100	16.67	6.67	5.55	4.44	3.33	2.222	1.481	1.111	0.222	6.67	1.481	2.7000	3.6000
500	3000	2500	2000	1500	250	250	208.33	166.67	125	20.83	8.33	6.94	5.55	4.17	2.778	1.852	1.390	0.222	8.33	1.852	3.6000	4.7000
600	3600	3000	2400	1800	300	300	250	200	150	25	10	8.33	6.67	5	3.333	2.222	1.667	0.222	10	2.222	4.7000	6.0000
700	4200	3500	2800	2100	350	350	291.67	233.33	175	29.17	11.67	9.72	7.78	5.83	3.790	2.778	2.000	0.222	11.67	2.778	6.0000	7.9000
800	4800	4000	3200	2400	400	400	333.33	266.67	200	33.33	13.33	11.11	8.89	6.67	4.444	3.333	2.469	0.222	13.33	3.333	7.9000	10.4000
900	5400	4500	3600	2700	450	450	375	300	225	37.50	15	12.50	10	7.50	5.000	3.704	2.778	0.222	15	3.704	10.4000	13.8000
1000	6000	5000	4000	3000	500	500	416.67	333.33	250	41.67	16.67	13.89	11.11	8.33	5.556	4.167	3.000	0.222	16.67	4.167	13.8000	18.2000

Wert der bekanntesten ausländischen Gold- und Silbermünzen gegenwärtiger Währung.

Währung	Menge	Wert	Währung	Menge	Wert
Belgien:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16 20	Österreich:	1 Rät-Gulden- oder Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16 20
	1 Frank in Silber  100 Cent.	0 80	Ungarn:	1 Dukaten in Gold	9 60
Dänemark:	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold	11 25		1 Gulden in Silber  100 Kreuzer	1 70
	1 Krone in Silber  100 Drc.	1 08	Portugal:	1 Krone in Gold	45 35
England:	1 Sovereign (Pfund Sterling) in Gold	20 43		1 Real in Silber  100 Reis	0 41
	1 Shilling in Silber  12 Pence	1 —	Rumänien:	1 Zwanzig-Lei-Stück in Gold	16 20
Frankreich:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16 20		1 Lei in Silber	0 80
	1 Frank in Silber  100 Cent.	0 80	Ruland:	1 Imperial = 10 Gold-Rubel	32 40
Griechenland:	1 Zwanzig-Drachmen-Stück in Gold	16 20		1 Rubel in Silber  100 Kopeken	3 20
	1 Drachme in Silber  100 Lepta	0 80	Schweden:	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold (Krone)	11 25
Italien:	1 Zwanzig-Lire-Stück in Gold	16 20		1 Krone (Krona) in Silber  100 Drc.	1 08
	1 Lira in Silber  100 Cent.	0 80	Schweiz:	1 Frank in Silber  100 Rappen	0 80
Niederlande:	1 Rohn-Gulden-Stück in Gold	16 87	rbien:	1 Lina in Silber  100 Cent.	0 80
	1 Gulden in Silber  100 Cent.	1 70	Spanien:	1 Zwanzig-Peletas-Stück in Gold	16 20
Nordamerika:	1 Eagle (10 Dollars) in Gold	42 —		1 Peleta	0 80
	1 Dollar in Gold oder Silber  100 Cents	4 20	Türkei:	1 türk. Pflaster  40 Para in Gold	18 61
Norwege:	1 Rohn-Kronen-Stück	11 25			
	1 Krone in Silber  100 Drc.	1 08			

Ma und Gewicht.

Hecto het hundert. Kilo het tausend. Centi het hundert. Milie het tausend. Gewogen wird mit dem Kilo (kg). Gemessen wird mit dem Liter (l). Ein Liter reines, 4 Grad C warmes Wasser wiegt 1 Kilo oder 2 Pfund.

1. Langenma. Die Einheit bildet das Meter (m) oder der Stab. Der hundertste Teil des Meters het Centimeter (cm). Der tausendste Teil des Meters het das Millimeter (mm) oder der Strich. Tausend Meter heen das Kilometer (km).

Übersicht. 1 Meter (m) (Stab) = 100 Centimeter (cm) = 1000 Millimeter (mm) (Strich). 1 Centimeter (cm) = 10 Millimeter (mm). 1 Kilometer (km) = 1000 Meter (m).

2. Flachenma. Die Einheit bildet das Quadratmeter (qm) oder der Quadrastab.

Hundert Quadratmeter bilden ein Ar (a). Hundert Ar bilden ein Hektar (ha). Hundert Hektar bilden einen Quadrakkilometer (qkm).

Übersicht.

1 Ar (a) = 100 □Meter (qm). 1 □Meter (qm) = 10000 □Centimeter (qcm). 1 □Centimeter (qcm) = 100 □Millimeter (qmm). 1 Hektar (ha) = 100 Ar (a) = 10000 □Meter (qm). 1 □Kilometer (qkm) = 100 Hektar (ha) = 10000 Ar (a) = 1000000 (qm).

3. Körper oder Hohlma.

Die Einheit ist das Liter (l) oder die Kanne. Das halbe Liter het der Schoppen. Fünfzig Liter sind ein Scheffel. Hundert Liter bilden das Hektoliter (hl) oder das Fa. Tausend Liter sind ein Kubikmeter (cbm).

Übersicht.

1 Liter (l) (Kanne) = 1000 Kubikcentimeter (cbcm). 1 Hektoliter (hl) (Fa) = 100 Liter (l).

4. Gewicht.

Die Einheit ist das Gramm (g). Tausend Gramm bilden ein Kilogramm (kg) (= 2 Pfd.). Ein halbes Kilogramm het das Pfund. Fünfzig Kilogramm oder 100 Pfund bilden 1 Centner (Ctr.). Tausend Kilogramm oder 2000 Pfund bilden 1 Tonne (t).

Übersicht.

1 Kilogramm (kg) = 1000 Gramm (g). 1 Gramm (g) = 1000 Milligramm (mg). 1 Tonne (t) = 1000 Kilogramm (kg).

Fruchtigkeits- und Brütkalender.

Die mittlere Fruchtigkeitsperiode beträgt bei Pferden Futten: 48 1/2 Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 320 und 419 Tage); Geißel Futten: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferd Futten; Kühen: 40 1/2 Wochen oder 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage; (Extreme 146 und 188 Tage); Eäuen: über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 und 188 Tage); Hühner Futten: 9 Wochen oder 63—65 Tage; Gähnen: 8 Wochen oder 56—60 Tage; Gähner Futten (Putten): 26—29 Tage; Enten: 28—33 Tage; Gänse: 28—32 Tage; Kanarienvögel: 17—19 Tage.

Ende der Fruchtigkeitsperiode bei						Anfang							
Datum	Pferden 340 Tage.	Kühen 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Hühnerinnen 63 Tage.	Gähnen 56 Tage.	Datum	Pferden 340 Tage.	Kühen 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Hühnerinnen 63 Tage.	Gähnen 56 Tage.
1. Jan.	6. Dec.	12. Oct.	3. Sept.	30. April	4. März	25. Febr.	5. Sept.	9. Juni	15. April	1. Febr.	1. Dec.	5. Sept.	29. Aug.
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
21. "	26. "	1. Nov.	23. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
26. "	31. "	6. "	28. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Oct.	30. "	4. Sept.	2. "	4. "	8. "	14. "	1. "	1. "	5. "	3. "
5. Febr.	10. "	16. "	8. "	5. Juni	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
10. "	15. "	21. "	13. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
15. "	20. "	26. "	18. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
20. "	25. "	1. Nov.	23. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
25. "	30. "	6. "	28. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
29. März	3. Febr.	11. "	2. Sept.	28. "	2. "	1. "	4. "	8. "	14. "	1. "	1. "	5. "	3. "
7. "	12. "	18. "	9. "	5. Juli	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
12. "	17. "	23. "	14. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
17. "	22. "	28. "	19. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
22. "	27. "	1. Jan.	24. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
27. "	1. März	6. Jan.	29. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
1. April	6. "	12. "	3. Oct.	31. "	5. Juni	3. "	6. "	10. "	16. "	7. "	7. "	11. "	9. "
6. "	11. "	17. "	8. "	7. "	11. "	9. "	12. "	16. "	22. "	12. "	12. "	16. "	14. "
11. "	16. "	23. "	13. "	12. "	16. "	14. "	17. "	21. "	27. "	13. "	13. "	17. "	15. "
16. "	21. "	28. "	18. "	17. "	21. "	19. "	22. "	26. "	1. Nov.	18. "	18. "	22. "	20. "
21. "	26. "	1. Nov.	23. "	22. "	26. "	24. "	27. "	1. Dec.	7. "	23. "	23. "	27. "	25. "
26. "	31. "	6. "	28. "	27. "	31. "	29. "	1. Jan.	5. Febr.	11. "	28. "	28. "	1. Febr.	31. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Nov.	30. "	4. Sept.	2. "	5. "	9. "	15. "	1. "	1. "	5. "	3. "
5. April	10. "	16. "	8. "	5. Juli	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
6. "	11. "	17. "	9. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
11. "	16. "	23. "	14. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
16. "	21. "	28. "	19. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
21. "	26. "	1. Dec.	24. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
26. "	31. "	6. "	29. "	26. "	30. "	28. "	1. Jan.	5. Febr.	11. "	28. "	28. "	1. Febr.	31. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Dec.	30. "	4. Sept.	2. "	5. "	9. "	15. "	1. "	1. "	5. "	3. "
5. April	10. "	16. "	8. "	5. Juli	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
6. "	11. "	17. "	9. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
11. "	16. "	23. "	14. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
16. "	21. "	28. "	19. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
21. "	26. "	1. Dec.	24. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
26. "	31. "	6. "	29. "	26. "	30. "	28. "	1. Jan.	5. Febr.	11. "	28. "	28. "	1. Febr.	31. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Dec.	30. "	4. Sept.	2. "	5. "	9. "	15. "	1. "	1. "	5. "	3. "
5. April	10. "	16. "	8. "	5. Juli	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
6. "	11. "	17. "	9. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
11. "	16. "	23. "	14. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
16. "	21. "	28. "	19. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
21. "	26. "	1. Dec.	24. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
26. "	31. "	6. "	29. "	26. "	30. "	28. "	1. Jan.	5. Febr.	11. "	28. "	28. "	1. Febr.	31. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Dec.	30. "	4. Sept.	2. "	5. "	9. "	15. "	1. "	1. "	5. "	3. "
5. April	10. "	16. "	8. "	5. Juli	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
6. "	11. "	17. "	9. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
11. "	16. "	23. "	14. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
16. "	21. "	28. "	19. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
21. "	26. "	1. Dec.	24. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
26. "	31. "	6. "	29. "	26. "	30. "	28. "	1. Jan.	5. Febr.	11. "	28. "	28. "	1. Febr.	31. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Dec.	30. "	4. Sept.	2. "	5. "	9. "	15. "	1. "	1. "	5. "	3. "
5. April	10. "	16. "	8. "	5. Juli	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
6. "	11. "	17. "	9. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
11. "	16. "	23. "	14. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
16. "	21. "	28. "	19. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
21. "	26. "	1. Dec.	24. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
26. "	31. "	6. "	29. "	26. "	30. "	28. "	1. Jan.	5. Febr.	11. "	28. "	28. "	1. Febr.	31. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Dec.	30. "	4. Sept.	2. "	5. "	9. "	15. "	1. "	1. "	5. "	3. "
5. April	10. "	16. "	8. "	5. Juli	9. "	7. "	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "
6. "	11. "	17. "	9. "	10. "	14. "	12. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "
11. "	16. "	23. "	14. "	15. "	19. "	17. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "
16. "	21. "	28. "	19. "	20. "	24. "	22. "	25. "	29. "	5. Oct.	21. "	21. "	25. "	23. "
21. "	26. "	1. Dec.	24. "	25. "	29. "	27. "	30. "	4. Sept.	10. "	26. "	26. "	30. "	28. "
26. "	31. "	6. "	29. "	26. "	30. "	28. "	1. Jan.	5. Febr.	11. "	28. "	28. "	1. Febr.	31. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Dec.	30. "	4. Sept.	2. "	5. "	9. "	15. "	1. "	1. "	5. "	3. "



Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Verlagshandlung gegen Einzahlung des Betrages. Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Bartels, Adolf, Aus tiefer Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik. Mit 32 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner und über 300 Seiten Text. Zweite Aufl. In elegantem Ganzleinenband *M. 3.—*

für alle Freunde echter Poesie, für alle aber auch die auf der Suche nach einem gehaltvollen, preiswerten Geschenk die Qual der Wahl empfinden, dürfte ein sinnigeres Buch wie diese einzigartige Anthologie schwerlich gefunden werden.

Familienchronik, Gedenkbuch für Mädchen und Frauen. Mit 31 Illust. von Prof. Erdmann Wagner in München. Eleg. gebunden. Große Ausgabe *M. 4.—* Kleine Ausgabe *M. 2.50*



Die schon der Titel des Buches besagt, ist dasselbe bestimmt, die denkwürdigen Tage u. Ereignisse der Familie handschriftlich aufzunehmen, freud und Leid, wie es das Leben bietet in seinen mannigfachen Wandlungen; es kann somit bei manchen Gelegenheiten als gern entgegengenommenes Geschenk verwendet werden.

Kinderchronik, 41 Blatt, Eleg. geb. M. 2.50
Ein reizend ausgestattetes Bächlein mit farbigem Titelbilde sowie einer Anzahl künstlerisch ausgeführter Initialen. Die Blätter der 'Kinderchronik' sind nicht bedruckt, sondern sollen nach Anleitung der darin markierten Abteilungen den Eltern dazu dienen, die Ereignisse im Kinderleben in dem Bächlein anzuschreiben, um damit eine 'Chronik' zu schaffen, welche, aufbewahrt in der Familie, ein dauerndes und sprechendes Erinnerung an die Kinderzeit ermöglicht.

Mein Dichteralbum, Große Ausgabe, I. und II. Sammlung, In Leinwand geb. à Band M. 4.—
Jeder Band bildet eine selbständige Sammlung und ist einzeln käuflich.

Die auf das feinste ausgestatteten Bände sind mit den Bildnissen der hervorragendsten deutschen lyrischen Dichter nach Originalzeichnungen von Erdmann Wagner in München geschmückt. Die leeren Seiten sind zu Aufzeichnungen von Lieblingsgedichten und Sentenzen anderer Dichter und Denker bestimmt. Mit Hilfe dieses Buches kann sich jedermann ein eigenes Anthologie in hübschem Gewande anlegen.

— **Kleine Ausgabe, mit dem vollen Inhalt der zweibändigen großen Ausgabe, nur mehr zusammengedrängt u. in handlichem Format, hübsch gebunden M. 2.50**



Nadler, Karl Gottfried, Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Mit Nadlers Bildnis von Jakob Göhenberger und 21 Illustrationen von A. Oberländer. Herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Sechste Auflage. Eleg. geb. *M. 2.25.*

Aus Nadlers pfälzischen Gedichten atmet ein solch urwüchsiger, köstlicher Humor, daß, wer sich einmal mit demselben beschäftigt hat, die treuherzige und doch so frisch-herbe Art Nadlers lieb gewonnen muß. Für Freunde lustiger Dialektdichtung bildet 'Fröhlich Palz, Gott erhalts!' eine schier unerschöpfliche Quelle lauterer Genusses. Dem Buche ist ein Glossar beigegeben, so daß auch Lesern, die mit dem speziell pfälzischen Dialekt nicht vertraut sind, das Verständnis der Gedichte leicht gemacht ist.

Anzengruber, Ludwig, Launiger Zuspruch und erste Red. Kalendergeschichten. Geh. *M. 3.—*, geb. *M. 4.—*

Buchner, Wilh., Der große deutsch-französische Krieg 1870—1871. Für das Volk und die Jugend erzählt. Geheftet *M. —.50*, gebunden *M. —.75*

Bürklin, Albert, Toni und Madlein. Eine Erzählung aus dem badiischen Schwarzwald. Mit 12 Illustrationen von G. Kühn. Statt *M. 2.40 M. 1.—*

— **Der Lehrer zinkende.** Kalendergeschichten, 3 Bände. Mit Porträt. Jeder Band geh. *M. 2.—*, geb. *M. 2.50*

— **Der Kanzleirat.** Erzählung. *M. 1.—*

Wer immer echt vollständige Erzählungen sucht, greife getroßt zu einem Bürklin'schen Buche; hier wird er das Gesuchte finden.

Villinger, S., Aus dem Kleinleben. Erzählungen. Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck und vielen Holzschnitten im Texte. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Geheftet *M. 2.—*, geb. *M. 2.50*

Mein Kochbuch. In elegantem Leinwandband mit originellem Deckenbild in Schwarzdruck. Große Ausgabe *M. 4.—* Kleine Ausgabe *M. 2.—*

MEIN KOCHBUCH



Ein nützliches Buch — nach Art eines Albums — das dazu dienen soll, sowohl ganz neue Kochrezepte als auch die fast in jeder Familie vorhandenen, oft so hochgeschätzten und sich traditionell von der älteren auf die jüngere Generation fortplantzenden, bewährten Haus- und Familien-Küchenrezepte handschriftlich aufzunehmen. Mit 12 prächtigen, den verschiedenen Abteilungen wie: I. Suppe, II. Fische, III. Fleischspeisen etc. voranstehenden Illustrationen. Mit nummerierten Blättern und mit einem Register.

Busch, Wilhelm, Der heilige Antonius von Padua. Mit 75 Holzschnitten. Erste Auflage *M. 1.50*

Buchner, W., Lebensbilder berühmter deutscher Männer. Für die Jugend und das Volk. 18 Bändchen. Jedem Bändchen ist 1 Bildnis in Holzschnitt beigegeben. Kartonnirt *à M. —.75*

Alexander v. Humboldt. York v. Wartenburg. Senne. Mozart. Götz v. Berlichingen. Albrecht Dürer. Beethoven. Erzherzog Karl. Sneyenau (mit einem Plan von Kolberg und Magdeburg). Scharnhorst. Fürst Bismarck. Graf Moltke (mit 1 Kärtchen). Karl der Große. Kaiser Wilhelm. Georg Friedrich Händel. Freiherr v. Stein. Friedrich v. Schiller. J. W. v. Goethe.

Zeinzelmännchen und Kobolde. Federzeichnungen von E. Unger. Text von H. Dietrich. Geb. *M. 1.80*

Campe, J. S., Robinson. Eine Erzählung für jung und alt. Mit Titelbild. Kartonnirt *M. —.75*

Zebels ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. Für die Jugend, insbesondere für Volks- und Schulbibliotheken. Herausgegeben von Karl Stöber. Mit 16 Holzschnitten von Illgaier und Siegle nach Zeichnungen von Rothbart. Sechste Auflage. *M. 1.—*

— **Feine Ausgabe, mit fünf Farbendruckbildern.** Kartonnirt *M. 1.50*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Verlagshandlung gegen Einsendung des Betrages. Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Unsere Lieder. Musikalischer Hausschatz, bearbeitet von Franz Abt, Vinzenz Lachner und Ludwig Liebe. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. 4 Bände geheftet à M. 4.50, gebunden à M. 5.50



Von Schauenburgs Allgemeinem Deutschen Kommerzbuch ist die 51. neubearbeitete Auflage erschienen. Der Inhalt hat wiederum bedeutenden Zuwachs erhalten und beträgt die Anzahl der Lieder jetzt nicht weniger als 811. Dieses beliebteste und weil vollständigste, auch meistgebrauchte aller Kommerzbücher wird daher auch ferner die erste Stelle einnehmen. Ausführliches Preisverzeichnis über die verschiedenartigsten

Einbände in Leinwand, Leder und Pergament durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.

Kommers-Abende. Die Lieder des Allgem. Deutschen Kommerzbuches mit Klavierbegleitung. Zu beziehen in 18 Abenden oder Heften à M. 1.— oder in 3 Bänden geb. à M. 7.—

Taschenliederbuch, Illustriertes. Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- und Gesellschaftslieder. Mit zahlreichen Originalbildern v. A. v. Werner, Georg Bleibtreu und Ludwig Bürger. (357 Lieder mit 141 Illustrationen.) Vierte Auflage. Kart. in farbigem Umschlag M. —.75

Kleines illustriertes. Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- und Gesellschaftslieder. Mit zahlreichen Originalbildern u. (184 Lieder mit 57 Illustrationen.) Kart. in farbigem Umschlag M. —.30

Volksliederbuch, Illustriertes. Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- u. Gesellschaftslieder. Mit zahlreichen Originalbildern von A. v. Werner, Georg Bleibtreu u. Ludwig Bürger. (560 Lieder und 260 Illustrationen.) 45. Aufl. Kart. in farb. Umschlag M. 1.—, in Leinwand geb. mit Goldpr. M. 1.25



Kleines illust. Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- und Gesellschaftslieder. Mit zahlreichen Originalbildern u. (213 Lieder u. 96 Illustr.) 4. Aufl. Kart. in farb. Umschlag M. —.50

Taschenkommerzbuch. Eine Sammlung der schönsten Studenten-, Volks-, und Vaterlandslieder. 10. Auflage. Taschenformat in Wachsleinenband M. 1.—

Partiepreise: 12 Stück M. 11.—, 25 Stück M. 22.— franko. Das „Taschenkommerzbuch“ erfreut sich großer Beliebtheit. Die Auswahl ist die denkbar beste, die Ausstattung ist vorzüglich, der Einband praktisch und dauerhaft; und billig ist das Buch auch. Es ist ohne Frage das weitaus verbreitetste aller kleineren Kommerzbücher der Gegenwart.

Gedenkbuch, Christliches. In Lederband M. 2.— in Leinwandband M. 1.50

Sehr hübsch ausgestattet, bietet das Bäcklein, wie der Titel besagt, für jeden Jahrestag einen entsprechenden Bibelspruch sowie ein erbauliches Lied von unsern hervorragendsten geistlichen Liederdichtern. Außerdem ist auf jeder Seite noch hinlänglicher Raum zum Aufnehmen allgemeiner Notizen.

Gedenkbuch, Klassisches. In Lederband M. 1.75 in Leinwandband M. 1.25

Ein zerliches Notizbuch in schönem Gewande mit Sprüchen und Sentenzen für jeden Tag des Jahres von unsern Dichtersarfen Goethe, die zur innern Einkehr und Anschau anregen.

Gedenkbuch für Kinder. Hübsch gebunden M. 2.—

Gemäß seinem Titel ist dies Buch bestimmt, kleine Notizen von Kinderhand aufzunehmen, unter Beihilfe der Eltern oder Geschwister natürlich. Es enthält einen geradezu unerhörten Reichtum an reizend gezeichneten Bildern von der Meisterhand August H. Plinkes sowie eine Unmasse der launigsten Kinderreime. Alles, Bild und Reim, ist dem Gepräge der verschiedenen Monate angepaßt, man könnte somit sagen, ein ganzes Jahr aus dem Leben des Kindes spiegelt sich in diesem Bäcklein wieder. Anlage und Idee desselben sind durchaus eigenartig, originell. Die Bilder sind von einer frische und Natürlichkeit, daß auch Erwachsene dieselben stets mit innigem Behagen betrachten werden.



Gedenk- und Geburtstagsbuch mit Sprüchen für jeden Tag und mit 12 Farbendruckbildern illustriert. Eleganter gebunden M. 2.25

Prachtansgabe mit 12 Chromos. Eleg. geb. M. 3.— Dieses Buch ist ein sogenanntes „Vergißmeinnicht“ in größerer Ausgabe. Seine vornehme Ausstattung und praktische Einrichtung machen dasselbe zu einem der beliebtesten Geschenkbücher.

Vergißmeinnicht, Christliches. In Lederband M. 2.— in Leinwandband M. 1.50

Vergißmeinnicht, Klassisches. In Lederband M. 1.75 in Leinwandband M. 1.25

Die neue nützlichste Bienenzucht oder Der Dzierzonstock, dessen Zweckmäßigkeit zur Honiggewinnung und zur Vermehrung der Bienen, nebst allem Notwendigen auch für die Bienenzüchter, welche Stöcke mit unbeweglichem Baue besitzen. Von Ludwig Huber, Hauptlehrer. Zwölfte verbesserte Auflage. Mit 72 Holzschnitten. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.30

Sieffer, G. S., Großherzogl. Schlossgärtner in Baden-Baden, Der praktische Obstbau in Feld u. Garten. Zweite vermehrte und neu bearbeitete Auflage des Werkes: Der Obstbaum als Kulturpflanze. Kart. M. 1.—

Hoffacker, fr. B., Der Hausgarten in Stadt und Land. Leichtfaßliche Anleitung zum Gartenbau für Besitzer städtischer und ländlicher Hausgärten. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 54 Holzschnitten. Kart. M. 2.—

Des Hinkenden Voten Standrede über die Schwarzen.



„Ob er wohl kommt?“ so fragte der Bürgermeister und überschaute die stattliche Gesellschaft, die sich im „Löwen“ zusammengefunden hatte.

„Er kommt, er kommt,“ versicherte eifrig Peter der Barbier. „Was der Hinkende verspricht, das hält er auch.“

„Die Zeit ist aber schon lange um,“ meinte der Lehrer und zog seine große silberne Taschenuhr hervor, ein richtiges „Nürnberger Eierlein“, noch

ein altes Erbstück vom Urgroßvater her. Er schüttelte die Uhr hin und her, denn ab und zu mußte man das mit ihr machen, sonst blieb sie stehen, — gerade so, wie alte Leute zu stehen bleiben pflegen, wenn sie einen Gang zu machen haben.

Da rasselte draußen ein Wagen heran.

„Das könnte er sein,“ hieß es; etliche machten die Fenster auf und schauten hinaus.

„Hurra, der Hinkende ist da,“ rief der Peter.

Er war es richtig und alsbald trat er herein, mit lautem Hallo begrüßt.

„Grüß Gott, liebe Freunde! Einen schönen guten Abend, Frau Löwenwirtin. Grüß Gott auch, Löwenwirt, was macht der Herr? Von dem gebt mir ein Schöppllein; der hält die Kehle gut glatt, denn ich sehe schon: heute heißt es munter parlieren. Es waren ja lange nicht so viele beisammen.“

„Ihr kommt aber spät, Hinkender,“ rief Kilian der Hufschmied.

„Die Säule wollten nicht recht. Nun, wenn erst die Elektrische geht, kommt der Hinkende auf die Minute.“

Der Schmied schnitt ein ärgerliches Gesicht: „Ach, was!“ so meinte er, „das kann noch lange dauern. Wir erleben's nicht mehr.“

„Das möchte ich doch nicht gesagt sein lassen,“ erwiderte der Hinkende. „Mitunter geht so etwas geschwinder wie der Blitz. In Amerika zum Beispiel haben sie letztlich eine solche Bahn in noch nicht

ganz vierundzwanzig Stunden fertig gebracht, und die Bahn war mehr als eine halbe deutsche Meile lang und eine schöne lange Brücke mußten sie noch ganz besonders dazu erst bauen.“

„Und das alles in vierundzwanzig Stunden! 's ist die Möglichkeit,“ so meinte verwundert der Hansfrieder, und wie um's besser zu begreifen, nahm er eine starke Prise aus des Löwenwirts schwarzer, runder Tabaksdose, die zum allgemeinen Gebrauch auf dem Tische stand; denn eine scharfe Prise — die wirkt auf den Verstand.

„Was nun die Elektrische betrifft, so . . .“

„So solltet Ihr uns doch einmal hierüber eine Standrede halten,“ fuhr der Peter naseweise dazwischen.

„Eben das wollte ich sagen,“ meinte der Hinkende, „wer aber seinen Kalender mit Fleiß und Bedacht gelesen hat und wer's auch im Kopfe behalten hat, was drin zu lesen stand,“ — der Hinkende schaute dabei den Peter ernsthaft an, so

daß derselbe etwas bedenklich wurde, — „der wird wissen — nicht wahr, Peter, Ihr zum Beispiel wißt es doch?“ —

„Freilich, freilich, Hinkender.“

— der wird wissen, so meine ich, daß der Hinkende eine solche Standrede schon gehalten hat.“

„Jawohl, gewiß, natürlich! Wann war's doch gleich?“ So riefen etliche durcheinander; andere aber griffen derweilen nach dem Glase und tranken daraus, sagten aber nichts — und das waren die Ehrlichen, denn vergessen hatten sie's richtig alle durch die Bank. Der Hinkende aber schmunzelte; er kannte seine Leute.

„Im 1862er Kalender war's,“ so fuhr er fort, „da steht die Standrede über's Elektrische schön gedruckt und ist auch mit ungezählten lehrreichen Bildern versehen. Schaut da nach, nehmt alles gut in Euch auf, und wenn wir 's Leben haben, dann soll im nächsten oder darauffolgenden Jahre das elektrische Kapitel fortgesetzt werden. Bis dahin kommt gewiß auch wieder mancherlei Neues dazu . . .“

„Zum Beispiel das elektrische Fliegen,“ meinte Peter. „Peter, an Euch ist ein Erfinder verloren gegangen.“

„Na und ob,“ entgegnete Peter und that ganz stolz, „was ich mitunter für Gedanken im Kopfe habe!“

„Naus damit!“ schrie der Hufschmied Kilian und nahm den Peter mit einer Hand am Kopfe, daß dieser festsaß wie in einem Schraubstock.

„Au,“ schrie der Peter, „laß mich los!“

„Laßt ihn los, Kilian,“ mahnte der Hinkende; „denn so preßt Ihr ihm die Gedanken doch nur noch mehr zusammen, und es kann erst recht keiner heraus.“

Der Schmied machte den Schraubstock auf, der Peter rieb sich das Genick, der Hinkende aber fuhr fort: „Nein, diesmal wollen wir das Elektrische sein lassen und ganz etwas anderes vornehmen. Diesmal geht die Standrede auf die Schwarzen.“

Hurrie, das gab einen Alarm. Die Schwarzen!

„Hinkender,“ schrie der Bürgermeister, „nehmt Euch inacht. Ihr kommt wieder in Konflikt mit den Behörden.“

Meister Kilian wiegte bedächtig sein gewaltiges Haupt hin und her; der Schwarzegeiß-Bauer kraute sich hinter den Ohren; selbst der Löwenwirt, der gerade an den Tisch getreten war, um dem Hinkenden einen frischen Schoppen zu bringen, meinte so halblaut zu ihm: „Ich thät's nicht. Was habt Ihr denn, daß Ihr denen immer ans Leder geht! Und aufrichtig gesagt: sie sind gar nicht so schlimm, einen guten Schoppen trinken sie auch.“

Peter der Barbier aber schlug ein Mal ums andere Mal mit der flachen Hand auf den Tisch und meinte lachend: „Famos, Hinkender, ganz famos! Die kann man gar nicht genug schütteln und rütteln.“

Der Hinkende aber schmunzelte nur so ein wenig; er goß sich aus dem frischen Schoppen ein neues Glas bis an den Rand voll, hob das Glas in die Höhe und rief: „Die Schwarzen sollen leben! Sie leben hoch!“

Verdutzt schaute da die ganze Tafelrunde drein. So etwas hatten sie vom Hinkenden noch nicht erlebt! Keiner that Bescheid darauf. So trank der Hinkende für sich allein; er trank das Glas zur Hälfte leer, dann setzte er es nieder und sagte: „Ich sag's nochmals: Die Schwarzen sollen leben! Die Schwarzen, die Braunen, die Gelben und was sie sonst für eine Farbe haben. Ja, ist es denn nicht eine Sünde und Schande, daß die Weißen meinen, die anders Gefärbten sollten nicht leben! Nur sie, weil sie eine weiße Haut haben, sollten leben und herrlich und in Freuden leben? Die armen Neger aber zum Beispiel, die in Afrika und Amerika sitzen, wären nur dazu da, um sie auszunutzen, schlecht zu behandeln und sie nebenher auszuhöhnen?“

Jetzt ging der Versammlung ein Licht auf.

„Hinkender,“ schrie der Peter wie besessen, „Ihr seid und bleibt einmal ein Mordskerl! Jawohl, die Schwarzen sollen leben und all das andere Volk, das eine bunte Haut hat und speciell das, das zum Deutschen Reiche gehört. Sie leben hoch, hoch und abermals hoch!“

Alles schrie mit, hob die Gläser, stieß damit an und trank. Der Hinkende aber trank seinerseits die zweite Hälfte seines neuen Glases bedachtam aus, er hatte es ja gewußt: sie würden ihn noch verstehen. Der Geißbauer freilich, der ein wenig harthörig und auch sonst nicht leicht von Begriffen ist, verstand immer noch nicht recht, was eigentlich los, wer eigentlich gemeint war. „Zum Donner,“ sagte er, „auf die Schwarzen stoß' ich einmal nicht an, das ist eine zu verurteilte Gesellschaft.“ Als ihm aber der Ratschreiber ins Ohr geschrien: „Die Neger sind ja damit gemeint, unsere neuen Brüder in Afrika, und die Gelben, na, das sind die Chinesen zu Kiautschou; wer die Braunen sind, das weiß ich selbst nicht —“ da begriff er's und er schrie noch nachträglich dreimal Hoch!

„Ja, die Neger,“ so fuhr der Hinkende fort, nach-

dem sich alle wieder beruhigt und wieder niedergesetzt hatten, um gespannt weiter zuzuhören, „die Neger sind sozusagen auch Menschen; sie sind zum Teil unsere Specialbrüder und Landsleute, denn etliche Millionen von ihnen gehören direkt zum Deutschen Reiche.“

„Ich mein', ich hätt's im Blättchen gelesen, in Berlin selber gäb's eine ganze Negerkolonie von etlichen tausend Wollköpfen,“ fügte der Barbier ein, der immer damit groß thun wollte, daß er mehr wüßte als die andern.

„Etliche tausend sind's nun gerade nicht,“ erwiderte der Hinkende, „aber an die hundert werden es immerhin sein, die in der Reichshauptstadt leben und dort ihrem Verdienste nachgehen. Meistenteils sind es Kellner, Diener, Thürsteher, Kraftmenschen und dergleichen; manch einer ist ehrbar verheiratet mit einer Weißen . . .“

Neugierig fragte Kilian der Schmied: „Wie sind denn die Kinder?“

„Gesprengelt sind sie; schwarz-weiß gesprengelt,“ schrie der Peter.

„Wenn nicht gar geschlecht wie die Tiger oder gestreift wie die Zebra's. Das wär' schon recht; es wär' echt preussisch,“ meinte der Schwarzegeißbauer.

„Geht, geht, Geißbauer, mit Eurem Ärger auf die Preußen,“ so sagte der Hinkende, „der deutsche Kaiser ist doch auch ein Preuße, und der Kaiser Friedrich war einer, und Wilhelm der Große — was war der für einer! Ja, unsere eigene Landesmutter ist eine Preuße! Und wer ist noch Preuße, ein waschechter, dem die schwarz-weiße Farbe niemals ausgegangen ist? . . . Nun wie heißt er?“

Alle schwiegen und schauten einander an; der Schmied Kilian aber zog die braune Stirne so nachdenklich zusammen, daß es fünf lange, tiefe Falten darauf gab und es aussah, als sei die Stirn ein frisch umgeworfenes Ackerfeld.

„Mit B fängt er an,“ sagte lachend der Hinkende, um ihnen drauf zu helfen, „B—i—s . . .“

„Ich hab's,“ schrie der Geißbauer und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß sein Schoppen zu tanzen anfing, „unser Bischof ist's.“

Da setzte der Hinkende sein Glas und seinen Schoppen weg und lachte aus vollem Halse, daß er sich nur so bog. Den andern aber ging unterdes wieder einmal ein Licht auf, und sie riefen: „Der Bismarck ist es!“

„Ja, der Bismarck ist es!“ fuhr der Hinkende fort, nachdem er sich die Thränen aus den Augen gewischt; „der ist doch wahrhaftig schwarz-weiß, und darum nur ja nicht auf die Preußen räsioniert! Sonst kriegt Ihr's mit dem zu thun und mit dem Hinkenden! Um aber auf die Neu-Preußen, die Berliner Neger und die sonstigen Neger zurückzukommen, so muß es gesagt sein, daß es leider viele Alt-Preußen und Alt-Deutsche giebt, bei denen die Schwarzen nichts gelten, in deren Augen sie keine rechten Menschen sind. Ein schwarzes Menschenleben ist ihnen gleich Null.“

„Stimmt, stimmt leider,“ so bestätigte der Schul-

Lehrer, „da waren ein paar Reisende, die in Afrika herumgereist sind, — wie hießen sie doch schnell? — die haben schlimme Sachen gemacht.“

„Ein Doktor war der eine,“ sagte der Hintende, „und den mein' auch ich in erster Reihe; ferner aber waren noch ihrer zwei da, die der deutsche Kaiser als Beamte hingeseht und schwer bezahlt hatte, zwei „Assessoren“ waren es (Leute also, die extra darauf studieren, was recht und was unrecht ist) — Wehlan hieß der eine, Leist der andere — wie sind die mit den armen Negern umgesprungen? Gottserbärmiglich! Den Schröder gar nicht zu zählen, denn der war ein gewöhnlicher, ungebildeter Mensch. Umgebracht haben sie die Neger aus heiler Haut, wegen nichts; die armen Weiber aber haben sie auf eine Weise behandelt, — wenn da die Löwenwirtin nicht selbst so gespannt zuhörte, dann würd' ich's am Ende noch genauer schildern, — kurzum, unter aller Würde und aller Kanone war's! Nun sollte man meinen, als es herauskam, da wären sie alle ganz gehörig dafür abgestraft worden! Aber profit die Mahlzeit! Da zeigte sich — wie es in der Sprache der gelehrten Staatsmänner heißt — eine Lücke in der Gesetzgebung. Durch diese Lücke der Gesetzgebung schlüpfte einer nach dem andern aalglatt durch.“

„Eine Schand' ist's,“ so meinte der Bürgermeister, „es sollten da ganz besondere Gesetze auf solche Kerle gemacht werden.“

„Recht so, Bürgermeister,“ so stimmte der Hintende zu, „sie sind auch eben dran und machen solche Gesetze, die sie rechtzeitig zu machen verpaßt hatten, was man ihnen auch nicht 'mal weiter übelnehmen kann; denn auf die Schwarzen gab's bis dahin keine Gesetze, weil es keine deutschen Kolonien gab, und deutsche Kolonien gab's nicht, weil's kein Deutsches Reich gab, und ein Deutsches Reich gab's nicht, weil's keinen deutschen Kaiser gab, und einen deutschen Kaiser gab's nicht, weil es keine deutschen Fürsten gab, und deutsche Fürsten gab's nicht — wenigstens keine rechten deutschen Fürsten; sonst gab's Fürsten in Deutschland eher zuviel als zu wenig —, weil's kein einiges deutsches Volk gab. Das mußte erst — wie eben der genannte Bismarck gesagt hat — mit Blut und Eisen zusammengeschweißt werden.“

„So ist's,“ riefen sie alle; nur Kilian der Schmied brummte: „Blut und Eisen? Das schweißt nicht.“

„Aber, Herr Kilian, es ist doch nur bildlich gemeint,“ so sagte der Schullehrer.

„Wieviel Neger gehören denn je kund eigentlich zum Deutschen Reich?“ fragte der Peter.

„Seid doch nicht wieder so vorwitzig,“ erwiderte der Hintende, „Ihr werdet es schon erfahren. Vor-

erst wollen wir einmal nachschauen, welche Negeländer jetzt zum Deutschen Reiche gehören, wo sie liegen und wie sie beschaffen sind. Nun, Bürgermeister, wie machet Ihr es wohl, wenn einer käm' und wollte von Euch den Weg wissen, auf dem er nach Kamerun kommt?“

Verlegen schwieg der Bürgermeister; der Schullehrer aber lachte.

„Der Herr Lehrer weiß es natürlich,“ fuhr der Hintende fort, „er bringt es seinen Jungen mit dem Stöckel bei; aber auch die hohe Behörde sollte es wissen. Ihr andern aber habt die Schulbank nicht mehr gedrückt, als das Deutsche Reich seine Kolonien bekam. So hört also: Das Deutsche Reich hat sechserlei Kolonien oder, wie es amtlich heißt, „Schutzgebiete“, ihrer vier in Afrika und ihrer zwei in Australien bei unsern Bodensüßlern, zu denen wir auf dem geradesten Wege kämen, wenn wir dort in

Löwenwirts Hofe ein Loch graben wollten. Wir brauchten nur 1700 Meilen tief zu graben und kämen dann ganz bestimmt in Australien heraus. Unsere Landsleute, die Australier, würden uns freundlichst die Hand reichen und aus dem Loch helfen.“

„Das geht nicht, Hintender,“ meinte der Brunnenmacher, „das Wasser läßt sich nicht halten.“

„Wir nehmen ja auch nur an, es ginge!“ warf der Schullehrer ein; der Hintende aber fuhr fort:

„All das fremde Land zusammen genommen ist fünfmal größer als Deutschland selbst. Was Deutschland in Australien besitzt, ist allein halb so groß wie Deutschland, und wenn's sein müßte, dann könnte die Hälfte aller der Leute, die heute im lieben Deutschland wohnen, unter deutscher Flagge im fernem Australien untergebracht und angesiedelt werden,

was hoffentlich niemals nötig sein wird und auch so gut wie unmöglich ist, denn jenseits des großen Lochs, das unser Meister Brunnenmacher nächstens dort in des Löwenwirts Hofe bohren wird, ist es ganz satirisch heiß, — so heiß, daß es alle, die aus Europa kommen, dort nicht lange aushalten. Dafür wär's aber ein ganz probater Aufenthalt für alle solche, die hier zu Lande das Mausen nicht lassen können oder sich sonst mit der Menschheit nicht vertragen können; kurzum — das australische Land könnte ganz gut in Parzellen zerstückt und zu „Verbrecherkolonien“ gemacht werden, wie das ja andere Länder auch gemacht haben. Die Herren Tagediebe, die je kund soviel kosten und doch im Gefängnis nichts Rechtes leisten —

— und uns unnötig Konkurrenz machen,“ — warf der Weber so geschickt dazwischen, als ob er mit linker Hand das Weberschifflein durchgeworfen hätte —

„— nun ja,“ fuhr der Hintende fort, „die würden



Durch diese Lücke der Gesetzgebung schlüpfte einer nach dem andern aalglatt durch.

dann weitab vom Deutschen Reiche sitzen und keinem mehr was thun. Dabei wären sie halb und halb freie Leute, jedenfalls nicht eingesperrt; weite Strecken Landes würden sie roden und urbar machen.“

„Hinkender,“ sagte der Peter, „was Ihr da sagt, ist geſcheit; ſchreibt's doch 'mal dem Reichskanzler, der thut's am Ende.“

„Das braucht ihm der Hinkende nicht erst zu ſchreiben,“ erwiderte dieſer und lachte; „denn das weiß der Reichskanzler ganz von allein; ja, der hätte es wohl schon von ſelbſt geihan, aber die Herren vom deutſchen Reichstag wollen davon nichts wiſſen, und was die nicht wollen, das darf nicht ſein. So iſt einmal die Einrichtung. Was aber die vier andern Kolonien oder Schutzgebiete angeht, ſo ſoll uns da nur kein Langfinger oder Meſſerheld hinkommen, denn das ſind Län-

der, die wie gemacht ſind dazu, um deutſche Bauern und deutſche Handwerker einſtmals in Maſſen aufzunehmen. Ich ſage mit Vorbedacht einſtmals, hört Ihr's, Geißbauer, und Ihr, Hansfrieder? Ihr braucht alſo nicht gleich den Knappel zu bekommen und bleibt am beſten, wo Ihr ſeid; auch Euere vier Buben bleiben am beſten daheim. Wenn dieſe aber erſt Kinder haben und es ſollte denen hier zu Lande zu enge werden — dann wird's Zeit ſein, daran zu denken, ob nicht einer oder der andere am beſten aufpakt und nach Afrika zieht zu unſern ſchwarzen Landsleuten, den Negern, oder noch beſſer — zu der braunen Sorte, den Hottentotten. Bei denen iſt noch viel Platz, unmenſchlich viel Platz, und für daſſelbige Geld, um das hier der Geißbauer ſeinen Hof loſſchlägt, ſteigert einer dort zu Lande ein ganzes Mittergut. Bei den Hottentotten allein iſt noch ſoviel Platz, daß alle deutſchen Bauern, wie ſie gebacken ſind, Unterkunft finden könnten.“

„Nötig wird's bald ſein,“ warf der Geißbauer dazwiſchen, „daß etliche von uns auswandern, denn hier zu Lande wird uns armen Bauern das Leben immer ſaurer gemacht.“

„Unmöglich wird's einem gemacht, ſage ich,“ ſo ſchrie der Hansfrieder und ſtieß ſeinen leeren Schoppen auf den Tiſch, „Hinkender, ſchreibt das einmal dem Reichskanzler, und er möcht' doch ein Einſehen haben und nicht in einem Wäghen das viele Getreide von den Amerikanern einlaſſen.“

„Nein, er ſoll's einlaſſen,“ ſchrie der Hansfrieder dawider; „er ſoll's ruhig einlaſſen, aber kaufen ſoll er's, ſelber kaufen, auf Staatskoſten und zu einem anſtändigen Preiſe. Das thät unſereinem gut.“

„Ja, das wollt' ich meinen,“ erwiderte der Hinkende, „Euch thät's gut, aber allen andern thät's das Gegenteil. Aber darüber ſprechen wir noch ein ernſtes Wort miteinander, wenn wir erſt wieder aus Afrika daheim ſind. Jetzt aber wollen wir uns aufſetzen und — im Geiſte natürlich! — eine Reiſe dahin machen. Wer fährt mit?“

„Wir fahren alle mit,“ riefen ſie durcheinander.

„Halt noch ein wenig,“ rief Kilian der Schmied, „einen friſchen Schoppen nehm' ich mit; ich vermein', es wird heiß werden.“

„Aſo eingieſtiegen, meine Herrſchaften, der Zug nach Afrika geht gleich ab. Es iſt aber gar kein Zug, ſondern ein Dampfſchiff. Poſtauſend iſt das

aber ein ſtattlicher Dampfſer! Zwiſchen Lindau und Konſtanz auf dem See fährt manch einer, der ſich ſehen laſſen kann; aber der Dampfſer, den wir jetzt beſteigen, um eine Partie nach Afrika zu machen, der iſt an die zehn- und zwanzigmal größer. Da kann man getrost den ganzen Freiburger Dom nehmen und ins Schiff legen und er findet Platz darin. Und von wo fahren wir ab? Von Bremen, meint der Schullehrer; aber nein, von Hamburg geht die Reiſe ab, oder richtiger von Cuxhaven, was der Vorhafen von Hamburg iſt, denn bis zur Stadt Hamburg ſelbſt kann ſolch ein Rieſenkaſten nicht die Elbe hinauf; dazu hat die Elbe trotz alledem nicht Waſſer und nicht Tiefe genug. In Cuxhaven alſo ſteigen wir ein und dann geht die Reiſe loſ. Es geht

in die Nordſee hinein und die Küſte entlang, bis wir an Holland herankommen. Da wird Halt gemacht und die alte Handelsſtadt Rotterdam beſchaut; aber bald geht's weiter und weiter, acht Tage giebt's kein Halten, an Frankreich geht's vorbei, erſt wenn Portugal in Sicht kommt, ſtoppt der Dampfſer, und wer da will, kann ausſteigen und ſich den König von Portugal anſchauen, ob er noch immer ſo dick iſt? Dann geht's um die ſpaniſche Halbinſel herum, und wo das Waſſer anfängt ganz ſchmal zu werden, macht der Kapitän eine ſcharfe Wendung und fährt gerade in der Mitte zwiſchen Europa und Afrika hindurch und hinein ins Mittel-ländiſche Meer. Aſo Afrika hätten wir bereits;



Unſere Landſleute, die Auſtraller, würden uns freundlichſt die Hand reichen und aus dem Loch helfen.

nun heißt es nur noch an die richtige Stelle zu kommen. Dazu müssen wir durchs Mittelländische Meer der Länge nach durch und ganz bis ans rechte Ende hin, wo der Suezkanal liegt . . .“

„Es wird einem ganz schwindlig von alledem,“ meinte der Schmied.

„Das ist die Seekrankheit,“ erwiderte der Lehrer. „Der Suezkanal aber ist ein Kanal zwanzigmal so breit wie des Löwenwirts Gaststube, und tief genug ist er, daß die allergrößten Schiffe der Welt durchpassieren, ohne unten aufzustößen. Da also schwimmen auch wir durch und kommen auf die Art ins Rote Meer hinein.“

„Ist das dasselbige, in dem der König Pharao . . .“ fragte etwas unsicher der Schwarzzeißbauer.

„Genau dasselbe ist es; 300 Meilen lang ist es und am Ende liegt der Ort Aden, wo's guten Kaffee giebt, denn Aden gehört zu Arabien, und bis Mokka ist's von da nur ein Katzenprung.“

„Es wird einem ganz wirr von alledem, was man zu Gesichte bekommt,“ gestand aufrichtig der Hansfrieder.

„Halt,“ rief da der Hinkende, „ich mal' es Euch auf, damit es Euch klarer wird. Seht, Löwenwirt, gebt mal Eure Kreide her; nicht die doppelte, die einfache genügt hier. Und Ihr andern macht einmal ein wenig Platz mit Euren Schoppen. Seht, so schaut Afrika aus.“

Damit zog der Hinkende mit der Kreide einen großen Umriß auf die Tischplatte.

„Eine Art Pfannkuchen ist es,“ so meinte er dabei, „nur ein wenig schlecht geraten; oben ein wenig zu breit und dafür unten zu spitz und daneben hat er hier zur Linken eine Einbuchtung, wie sie die Pfannkuchen der Löwenwirtin, weiß Gott, nicht haben.“

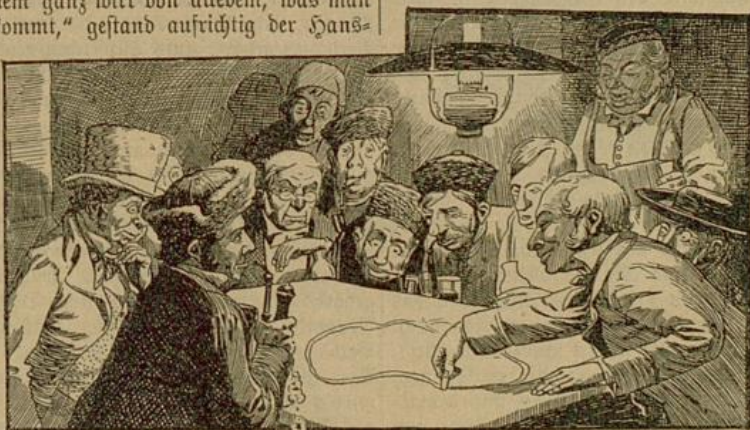
„Wir würden's uns auch schönstens verbitten,“ sagte der Ratschreiber, der für sein Geld immer lieber gut und viel, als wenig und schlecht haben wollte.

„Eine Einbuchtung?“ fragte der Schullehrer; „ach so, Ihr meint den Golf von Guinea? Wo die beiden deutschen Kolonien Togo und Kamerun liegen?“

„Den nämlichen, Schullehrer; aber da sind wir noch nicht; vorderhand sitzen wir mit unserm Schiff noch vor Aden; wir haben unsern Mokka ausgetunkt und dampfen lustig ins Meer hinaus, immer nach Osten zu. Ein Tagereise ist um, der Steueremann schmeißt das Ruder herum, wir schwenken nach rechts ab und jetzt geht es mit einemmale nach Süden,

immer an der Ostküste von Afrika entlang, die hier den Engländern zugehört. Das geht so eine ganze Woche lang fort: alles, was Ihr von Land seht, ist englisch. Aber endlich ein ander Bild: Die deutsche Flagge weht hoch am Strande, wir sind in Tanga, und damit in „Deutschostafrika“ angelangt. Das ist die größte und allerwichtigste der deutschen Kolonien; eine Kleinigkeit fehlt und sie ist doppelt so groß wie Deutschland selbst; an die 3 Millionen Neger wohnen darin. Bitte, meine Herrschaften, steigen Sie gefälligst aus und schauen Sie sich um in dem Lande. Außer den Negern treffen Sie auch auf deutsche Landsleute — es mögen an die tausend sein — und nebenher auf viele Araber, weil diese hier das Geschäft mit den Eingeborenen in den Händen haben, während die Deutschen fleißig Kaffeebäume, Kokospalmen und Tabak pflanzen und abernten. Deutsches Korn und deutscher Weizen, wie ihr Bauern es säet und erntet, will hier freilich nicht recht gedeihen; auch das

liebe Rindvieh kommt nicht recht fort, weil es das Ungeziefer zuviel plagt; besser gedeiht schon der Esel; Pferde giebt's so gut wie gar nicht. Neben den Pflanzern und den arabischen Handelsleuten giebt's auch schon eine ganze Zahl deutscher Kaufleute, welche Eisenbein, Gummi, Kaut-



Damit zog der Hinkende mit der Kreide einen großen Umriß auf die Tischplatte.

schuk und dergleichen afrikanische Handelswaren aufkaufen und dazu bis tief ins Innere des Landes hinein Karawanen schicken. An der Küste aber giebt's gar schon eine Eisenbahn, eine richtige Eisenbahn, an die vierzig Kilometer lang.“

„Derweil hat nun der Herr Schiffskapitän seine Ladung abgegeben und neue eingenommen. Wir können also munter weiterfahren und dampfen immer an der Küste entlang, die hier auf hundert Meilen deutsch ist. Da giebt's stattliche Orte überall: Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, wo der Herr Gouverneur in einem schönen Hause sitzt, das aus deutschem Eisen und deutschem Cement erbaut ist, ferner Kilwa und zuletzt Lindi — überall weht die deutsche Flagge hoch vom Mast, daß jeder Deutsche sich von Herzen darüber freut! — Weiter geht jetzt die Reise, immer an der Küste entlang, wo nun eine gar sonderbare Flagge weht, die keiner so leicht kennt, nämlich die blaueißige, portugiesische. In die 300 Meilen geht das so, denn die Portugiesischen haben hier von alter Zeit her noch ein schönes Stück Land, das Land

Mozambique, das ihnen schwer genug wird sich zu erhalten, denn die Engländer sind hinterdrein, wie der Teufel hinter der armen Seele, und möchten es den Portugiesen gar zu gerne abnehmen; ja, sie würden es ihnen abkaufen und bar bezahlen; aber der Portugiese — ob er gleich das bare Geld gebrauchen könnte, denn er hat nur leere Kassen — ist stolz wie sein Bruder, der Spanier, und sagt (auf portugiesisch natürlich!): „Mozambique kauft man nicht!“ — Portugiesisch ist also auch der Hafen Delagoa-Bai, in dem wir jetzt anlegen. Wir steigen aus und wer will, kann von hier aus einen Absteher ins Land hinein machen und zwar auf einer richtigen Eisenbahn; denn von hier aus liegen Schienen bis Mittelburg und gar bis Pretoria hin, wo der „Onkel Paul“ sitzt und seine Buren in aller Gemütlichkeit regiert. Onkel Paul ist aber nur ein Rosenname; in Wahrheit heißt der Mann Paul Krüger und ist der Präsident der Transvaalschen Burenrepublik, derselben, die kitzlich mit den Engländern so stark hintereinander geraten ist, weil die Engländer sie ums Leben gern aufgespeist und sich einverleibt hätten. — Wer will, kann da in aller Geschwindigkeit auch ein Loch in die Erde machen, im Sande buddeln und nachschauen, ob nicht am Ende Gold dazwischen ist. Denn das Land steckt da voller Gold, und wenn einer nur Glück hat, so kann's ihm passieren und er erwischt einen Goldklumpen, so groß wie 'n Kindskopf. Wenigstens erzählen sich das die Leute so; ob's auch wahr ist, steht auf einem andern Blatte. Nun fahren wir noch eine Station weiter mit unserm Dampfer und dann steigen wir aus, denn das deutsche Schiff hat seinen Paß gemacht, es fährt nicht weiter, sondern kehrt um und steuert wieder heimwärts. Wir aber haben noch nicht genug; wir wollen noch mehr deutsche Kolonien sehen und setzen uns derentwegen auf einen Engländer, der hier schon liegt und auf uns wartet. Mit ihm schwimmen wir nach Süden weiter, und umschiffen die Spitze von dem Pfannkuchen —

„— genannt das Kap der guten Hoffnung —“ so schaltete der Schullehrer dazwischen.

„— richtig! Also da herum! Rechts schwenkt! Und nochmals rechts schwenkt! Und nunmehr eingeschwenkt in den Hafen von Swakopmund! Denn Swakopmund ist wieder deutsch — nach all dem vielen Englisch, Portugiesisch und wieder Englisch. Wir könnten ja auch schon in der Walfischbai ansteigen, aber nein, wir thun's nicht, nicht etwa dem Frieder wegen, weil der Angst hat vor Walfischen, es giebt da solche gar nicht, sondern wir wollen nur den Engländern nicht den Gefallen thun. Wir steigen vielmehr aus, wo die deutsche Flagge weht. Ans Land, meine Herrschaften, ans Land. Hei! was ist das für ein Leben hier; ein deutsches Kaufhaus steht am andern; dicht am Strande aber steht eine Wirtschafft, die mit ihrem Schild „Zum Fürsten Bismarck“ gar freundlich einladet. Hier giebt es Bier, deutsches Bier; freilich bitteres Bier, denn das Fläschlein davon kostet anderthalb Mark — was doch

bitter ist. Ein Schöpplein Markgräser aber wär' gar nicht zu erschwingen. Darum, Frau Löwenwirtin, bringt mir noch einen von Eurem Billigen.“

„Man kriegt einen Morbdsdurst bei dem vielen Reisen,“ meinte der Peter und ließ sich seinen Schoppen auch füllen.

„Na, das ist doch kein Wunder; überall ist eine Bullenhitze,“ sagte Meister Kilian der Schmied.

„Tropisches Klima sagt man,“ so verbesserte der Schullehrer.

„Trinkt mir nur nicht zuviel,“ so warnte lachend der Hinkende, „denn gerade in den heißen Ländern ist das Trinken eine gefährliche Sache, wenigstens das Trinken von solchen Getränken, in denen viel Alkohol ist. Da wundern sich die Leute, die dahin kommen, immer, daß sie 's Klima nicht vertragen können, während doch die Eingeborenen, die dummen Neger, dasselbe Klima ganz vortrefflich vertragen. Die Gelehrten meinen deshalb, der Europäer wäre anders organisiert, als der Neger — wie sie sich ausdrücken; aber in Wahrheit hat der Neger seinen Magen, seine Eingeweide und was sonst noch zum Verdauen gehört, aufs Tüpfelchen genau so wie unserns hier zu Lande, ja gar nicht anders als der Eskimo, der hoch oben im Norden in seiner Schneehütte haust. Der Unterschied ist nur der, daß ein jeder anders lebt und anders leben muß, wenn er gut bestehen will. Der Europäer aber meint zumeist, er müßte in Afrika genau so leben wie daheim; in der Woche allemal Supp', Gemüs und Fleisch, des Sonntags aber einen knusprigen Schweinsbraten mit Sauerkraut und einem halb Duzend Klöße; dazu gehöre sich die nötige Portion Echtes, und etliche Magenbitter oder Nordhäuser müßten — der guten Verdauung halber — oben drauf gesetzt werden. Wer in solcher Art unter den Wilden leben will, wird's nicht lange so treiben. Der Nordhäuser und der Magenbitter vornehmlich — sie passen nicht für Afrika. Leider haben die Neger selbst Geschmack an dem Zeug gewonnen, nachdem sie erst die Proben davon zu kosten bekommen. Ja, es trinkt heutzutage den Branntwein niemand lieber als ein echter Wollkopf, und so träge sie für gewöhnlich sind — für eine Flasche Rum arbeiten sie sogar. Mancher Negerkönig hat für ein Fäßlein Cognac Scepter und Krone ausgetauscht.

Ja, rein veressen sind die Neger auf den Spiritus, und deshalb ist es weise eingerichtet, daß ein hoher Zoll darauf liegt, so daß er dort zu Lande unerschwinglich teuer kommt. Besser wär's noch, er wäre ganz verboten.“

„Stimmt,“ so bestätigte der Ratschreiber, der 's immer mit seinem Magen zu thun hat; „Löwenwirt, geht schenkt mir einen Bittern ein; man muß ja froh sein, daß man ihn hier noch kriegt.“

„Besser ist es schon,“ so meinte der Hinkende, „man hält sich an den guten edlen Tropfen, wie er von der Rebe kommt, was die Wilden auch ihrerseits thun könnten, denn der Wein wächst wild bei ihnen, aber Weinbauern giebt's darum doch nicht unter ihnen; die Neger sind viel zu träge dazu.“

„Und doch seid Ihr so für die Neger!“ warf der Lehrer ein, „wie reimt sich das zusammen?“

„Ei, das reimt sich ganz gut zusammen,“ so gab der Hintende zurück; „der Neger von heute ist faul; das stimmt; der Mensch ist überhaupt von Natur aus träge; erst die Not lehrt ihn arbeiten, wie sie ihn beten lehrt.“

„So muß der Neger also erst in Not gebracht werden? Aber Hintender, das kann doch Guer Ernst nicht sein!“

„Schullehrer, dreht einem die Worte nicht im Munde herum. Der Neger braucht nicht mit Kunst und Hinterlist in Not gebracht werden; er setzt sich selber in Not, wenn er sieht, wie die fremden Leute so verschiedene Dinge haben, die auch er für sein Leben gern hätte, zum Beispiel ein Messer oder ein Beil, und nun gar eine Flinte mit samt Pulver und Blei. Das macht ihm Kopfzerbrechen; am liebsten mußte er so 'n Ding einfach, weil er ein Kind ist und gar nicht recht weiß, was Diebstahl ist; aber das geht nicht, das weiß er aus Erfahrung, und so setzt er sich in Bewegung und arbeitet, um nur das glänzende Ding zu bekommen, das ihm so verlockend vorjuchelt.“

„Raffinierte Subjekte — diese Kolonisten,“ so meinte der Schullehrer; aber der Hintende fuhr fort:

„Nun, das ist doch wahrhaftig kein Verbrechen, einem die Arbeit anzugewöhnen, denn mit Recht heißt es: Arbeit macht das Leben süß. — Aber denkt nur, wie es weiter damit kommt: Die Neger arbeiten; sie arbeiten für die Kolonisten, erhalten ihren guten Lohn, können sich kaufen, was sie sich wünschen; der deutsche Kaufmann läßt alles zusammenholen, was dort, wo es ist, doch keinen Wert hat; läßt es säubern, sichten und gut verpacken. In ganzen Ballen geht die Ladung zu Schiffe und bald liegt sie im fernem Hamburg oder Bremen am Strande und wird mit gutem Gewinne losgeschlagen. Das Geld fließt zurück nach Afrika, neue Neger werden als Arbeiter eingestellt, ein Stamm hört's vom andern, einer sieht am andern, was für schöne Dinge zu bekommen sind, wenn einer nur ein wenig arbeitet. Immer mehr strömen die Neger herzu, lassen sich nieder, siedeln sich an, bauen Hütten und gar richtige Häuser — seht, Leute, so entstehen Kolonien! So entstehen weitaus vom Deutschen Reiche neue Länderstrecken, die zum Deutschen Reiche gehören, als wären sie an es angewachsen, und sind doch viele tausend Meilen von ihm ab. Ja, wo will denn auch auf die Länge die viele Mensch-

heit hin, die es hier zu Lande giebt?! Deutschland hat heute an die 55 Millionen Einwohner und nimmt dabei Jahr um Jahr mächtig zu. Wohin kommen wir, wenn das so fortgeht?! Schullehrer, geht, nehmt hier die Kreide und rechnet einmal. Also heute 55 Millionen; Zunahme in je 5 Jahren 6 Prozent. Wieviel giebt das in 50 Jahren?“

Der Schullehrer rechnete und rechnete: „Sapperlot,“ meinte er schließlich, „das giebt ja an die 100 Millionen im Jahre 1950. Sollte ich mich am Ende verrechnet haben? Das wär' ja beinah' verdoppelt!“

„Nein,“ fuhr der Hintende fort, „es stimmt; aber das Land, auf dem Ihr sitzt, verdoppelt es sich am Ende auch? Mit nichten. Im Gegenteil: Es wird eher kleiner, weil die vielen Eisenbahnen, Kanäle, Fabriken und Häuser immer mehr und mehr Land fressen. Da ist's gescheit, wir gehen in die Welt und schauen uns draußen nach Plätzen um, die noch nicht besetzt sind. Die anderen Nationen haben es lange vorher gethan, die Deutschen sind ein wenig spät auf die guten Gedanken gekommen; was sie zu guter Letzt noch bekommen haben, ist das Beste gerade nicht; aber es ist immer was daraus zu machen. Südwestafrika, wo wir joeben waren, schickt sich noch am besten dazu.“

„Fahren wir mit unserem Schiffe weiter nach Norden, so kommen wir nach Kamerun, das dicht am Äquator liegt, — Ihr wißt, das ist die Linie, die der Erde gerade in der Mitte zwischen dem Nord- und dem Südpol rings um den Bauch geht. Verflirt heiß ist es da, aber dafür ist es auch ausnehmend schön und fruchtbar dort, so daß solch rare Dinge, wie der Kakao, ebenso gedeihen, wie bei uns zu Lande der Weißkohl oder die Johannisbeeren. Das Land Kamerun ist ebenso groß wie Deutschland selbst; es wohnen aber nur 3—4 Millionen Neger darin, sowie an die 200 Deutsche.“

„Dampfen wir nun noch 400 Meilen weiter immer an der Küste entlang, dann kommt erst ein großes Land, das den Engländern gehört, dann das Land Dahomey, das die Franzosen dem Könige von Dahomey abgenommen haben, worauf sie ihn nach Frankreich brachten und auf eine Insel im Mittelländischen Meere gefangen setzten; dann aber kommt das Land Togo in Sicht, das nur um ein wenig größer ist als unser gesegnetes badisches Ländle. Insgesamt werden es — und nun wißt Ihr's, Peter — 7 Millionen Neger sein, die in Afrika sitzen und zu Deutschland zählen.“

„Das wären die Schwarzen. Wie aber steh'ts um



Mancher Negerkönig hat für ein Fäßlein Cognac Scepter und Krone ausgetauscht.

die Braunen und die Gelben? Von denen war im Anfang doch auch die Rede!" so fragte der Hansfrieder. "Nun bei den Braunen waren wir ja schon! Sind sie Euch denn nicht aufgefallen, als wir in Swakopmund anlangten, wie braun sie waren? Die Eingeborenen von Südwestafrika sind zum größten Teil keine Neger, sondern Hottentotten. Aber es sind ihrer nicht viele; im ganzen Nama- und Damaralande wohnen, gut gezählt, keine 300000 davon. Wollt Ihr sie auszählen, wieviel auf den Quadratkilometer kommen, so zeigt sich's, daß man drei Quadratkilometer zusammenthun muß, um einen Einwohner zu haben. So etwas giebt's in Deutschland nicht."

"Da wohnen ja in der Lüneburger Heide ihrer mehr," warf der Schullehrer ein.

"Stimmt, Schullehrer," so bestätigte der Hinkende, "daß für ist das dortige Land aber dreimal besser; es fehlt nur das Menschenvolk, um das Land zu bestellen."

"Das wird auch noch kommen," meinte der Geißbauer so bestimmt, als sähe er schon seine Enkel da sitzen und den Pflug durch die Felder ziehen.

"Was aber die Gelben betrifft," so fuhr der Hinkende fort, "so sind damit die Chinesen gemeint. Im Dezember 1897 hat der deutsche Kaiser zu Berlin in seiner guten Stube geseßen, wo er eine große Karte von der Welt hängen hat, und hier hat er sich so etwa daselbe im Kopfe gedacht, was der Schullehrer vorher so fein mit der Kreide ausgerechnet hat, denn der deutsche Kaiser ist gar fest im Kopfrechnen. „Kolonien ist etwas Gutes," so hat er sich gedacht, „wir haben ihrer jetzt in Afrika und in Australien so viel als genug, in Amerika kriegen wir doch keine, weil es die Amerikaner partout nicht leiden können, daß andere Leute als sie sich dort sehen lassen, — es bleibt also nur noch Asien; ja dort wollen wir uns einmal eine Kolonie anlegen," so dachte der deutsche Kaiser bei sich; „einen Ort auch, wo unsere Schiffe ein wenig verschmausen können von dem schnellen Laufen," — und justem in dem Augenblick ereignete es sich, daß die Chinesen den Kaptus bekamen und über die deutschen Missionare herfielen und ihrer zwei erschlugen. Da fuhr der deutsche Kaiser darenin wie 's Donnerwetter und telegraphierte etwas an den chinesischen Kaiser, das der sich nicht hinter den Spiegel steckte. Der deutsche Kaiser verlangte eine gehörige Buße für das Verbrechen und eine Sicherheit, daß dergleichen nicht wieder vorkäme. Diese Sicherheit aber bestand in einem Stück Land, wo dauernd Deutsche sitzen könnten, um für alle Fälle bei der Hand zu sein.

So kamen die Deutschen zu den Chinesen und zu ihren allerneuesten, gelbgefärbten Landsleuten."

"Wollen wir nicht auch einmal zu denen reisen?" fragte pfliffig lachend der Peter.

"Ihr seid aber reiselustig," meinte der Hinkende. „'s Billet kostet ja nichts," so hieß es, „wir reisen alle mit."

"Schön, reisen wir! Löwenwirtin, einen Schwamm, seid so gut! Weg mit Afrika, jetzt kommt Asien dran."

Der Hinkende nahm den Schwamm, — wisch, war Afrika weg, und dafür malte er fein säuberlich vom Weltteil Asien erst Arabien, dann Vorder- und am Ende Hinterindien mit seinen zwei, drei Zipfeln naturgetreu auf den Tisch.

"So schaut es aus, das Land dort herum. Die Reise von Hamburg bis ins Rote Meer aber brauchen wir nicht noch einmal zu machen. Wir schwenken nur, sobald wir aus dem Roten Meer heraus sind, links anstatt rechts, da steht ein Wegweiser: hier geht der Weg zu den Chinesen. Auch hier können wir uns auf einen deutschen Dampfer setzen, auf einen von den schönen großen Dampfern, die der Lloyd in Bremen Monat für Monat hinausdampfen läßt."

"Leut? Was für Leut?" fragte der Hansfrieder; „drückt Euch deutlicher aus."

Der Hinkende lachte und sagte: „Keine Leut, wie Ihr meint, Hansfrieder, sondern eine große Dampfergesellschaft, die in Bremen sitzt und sich Lloyd nennt. Es ist ein Fremdwort. Seht, so schreibt es sich." Und damit schrieb er das Wort deutlich auf den Wirtstisch.

"Aber Hinkender," schrie der Lehrer, „Ihr schreibt es ja mitten ins chinesische Meer hinein."

"Gerade da hinein gehört auch das Wort," meinte der Hinkende, „denn kein Wort ist so bekannt im chinesischen Meere, wie das Wort Lloyd. Alle Augenblicke kommt da ein Schiff angeschwommen, das dem Lloyd gehört; an die 100 Schiffe hat er laufen in der Welt, und die größten und schönsten davon gehen auf China zu. Freilich zahlt ihm der deutsche Reichsschatzmeister aus der Reichskasse alle Jahre 4 Millionen Beihilfe, damit auch alles gut und glatt vonstattens geht und er alle Briefe und Pakete, die von Deutschen hin und her gehen, prompt besorgt. Auf solch einem Lloydsschiffe sitzen auch wir jetzt."

"Gedachtermaßen," warf der Schullehrer dazwischen.

"Natürlich gedachtermaßen," erwiderte der Hinkende lachend, „andernfalls säßet Ihr sicherlich nicht so gemüthlich da, sondern krümmtet Euch wie 'n Wurm und hättet die Seekrankheit."

"Br, macht einem nicht graulich, Hinkender;" der Schullehrer schüttelte sich, als hätte er sie schon.

"Wenn Ihr 's Wasser nicht vertragen könnt, so steigt doch aus," sagte höhnisch Kilian der Schmied.

"Halt, nein," rief der Hinkende, „aussteigen ist nicht; jetzt heißt es mitfahren bis ans Ende, denn vom Roten Meere und von Aßen aus stoppt das Schiff nicht; da giebt's 14 Tage lang nur Himmel und Wasser. Erst bei Ceylon wird wieder Halt gemacht. Will einer da aussteigen und sich einmal anschauen, wie der Zimmet in natura wächst, für meinnetwegen. Aber in 24 Stunden geht's weiter, immer der aufgehenden Sonne zu und auf die Insel Sumatra los, wo der superfeine Tabak herkommt, der in der Dose da" — der Hinkende stupperte den Zeigefinger auf die große schwarze Tabakdose des Wirts — „nicht ist. — Bei Sumatra aber wird nicht Halt gemacht; vielmehr geht's links an der Insel vorbei und durch

einen mordsenigen Schlauch hindurch auf Singapore zu, was eigentlich siamesisch ist und einstmals dem Könige von Siam zugehört hat; die Engländer haben es ihm aber beizeiten abgenommen und ihre Flagge aufgepflanzt. Viel zu holen ist da nicht, höchstens alle hundert Jahre einmal ein Paar Zwillinge, die mit dem Steißbein zusammengewachsen sind. Wir dampfen also weiter, lassen zur Rechten die Insel Borneo liegen, weil dort doch nur lauter bornierte Menschen wohnen — wie am Ende der Hansfrieder meint — wir halten uns dafür mehr zur Linken und an das Festland von Vorderindien, das die Franzosen besetzt halten, was ihnen das Jahr über ein Heidengeld kostet — na, sie haben's ja dazu — besuchen aber thun wir sie nicht. Jetzt aber geht's mit „Vollampf“ — wie der Herr Kapitän sagt — auf das chinesische Reich zu, und bald legen wir in Hongkong an, das freilich jetzt nicht mehr chinesisch ist, denn die Engländer haben es von den Chinesen abgepachtet, genau so wie die Deutschen jetzt Kiautschou gepachtet haben.

„Wohin man spuckt, sind auch die Engländer,“ warf der Ratschreiber ein, worauf der Hinkende erwiderte: „Das war nicht gerade ratschreibermäßig ausgedrückt, Ratschreiber; aber richtig war's. Es ist so; überall in der Welt sitzen sie, die Engländer; wo nur etwas zu holen war, da haben sie sich eingewettert und von England bis nach Peking hin haben sie aller hundert Meilen weit einen Fleck, der der ihrige ist, ein Land, eine Insel oder ein Vorgebirge, kurz einen Ort, wo sie Kohlen niederlegen und Kanonen aufpflanzen können. — Nun aber genug von den Engländern! Wieder aufs Schiff gesetzt, meine Herrschaften, und immer weiter gefahren an der chinesischen Küste entlang, bis wir endlich am dritten Tage die deutsche Flagge wehen sehen. Den Hut ab und ihn in die Luft gewettert. Hurra, Germania! Seht, hier ist der Ort, da steht der Flaggenmast.“ Der Hinkende nahm ein Streichholz aus dem Ständer und spaltete es an einem Ende behutsam auf, während er das andere Ende fest in den Tisch bohrte, so daß es aufrecht stand; in den Spalt aber klemmte er ein viereckig Stück Papier. „Da weht sie! Nun heißt es: Alles aussteigen! und ans Land gegangen. Was ist das für ein schönes Land, Ihr Herren! Vor allem aber auch was ist es für ein schönes Wasser! Ja es ist ein großartig schöner Hafen, wo alle Kriegsschiffe der Welt ganz commod Platz hätten, ohne daß sie ein-

ander die Planen zu reiben brauchten. Da kann die böse See mit Sturm und Wind nicht hinein, und jedes Schiff ist sicher vor solch schlimmen Geschieb, wie es dem Illis zuteil geworden ist. Eine schöne Landungsbrücke aus Eisen haben die Chinesen noch gebaut und nicht mitgenommen, als sie abzogen; man kommt also bequem ans Land; bitte, meine Herrschaften, aussteigen! Da kommen die Eingeborenen, seht das sind die Gelben, von denen die Rede war; echte Chinesen mit echten Zöpfen; jetzt sind's unsere Landsknecht. Grüß Gott, Landsmann, wie geht's, was macht die Frau Gemahlin? Hat die auch so 'n langen Zopf?“

Alles lachte. Der Hinkende aber schaute sich plötzlich nach der Schwarzwälder Uhr um, die hinter ihm hing und eben elf schlug. „Was schon elf?“ rief er, „da ist's die höchste Zeit zur Abreise. Wie ist's mit dem Wagen, Löwenwirt?“

„Die Gänse sind schon seit einer geschlagenen Stunde angeschirrt. Ihr meintet doch, um 10 Uhr ging die Reise wieder heim.“

„Was, Hinkender, Ihr wollt doch nicht schon aufbrechen?“ rief der Ratschreiber, „Polizei-stunde giebt's heute nicht.“

„Und uns hier allein lassen, mitten unter dieser gefährlichen gelben Gesellschaft mit langen Zöpfen?“

„Bleibt noch, Hinkender, der Hansfrieder und der Peter fürchten sich so sehr,“ meinte der Schullehrer; „wir müssen auch erst noch die Reise zurück machen.“

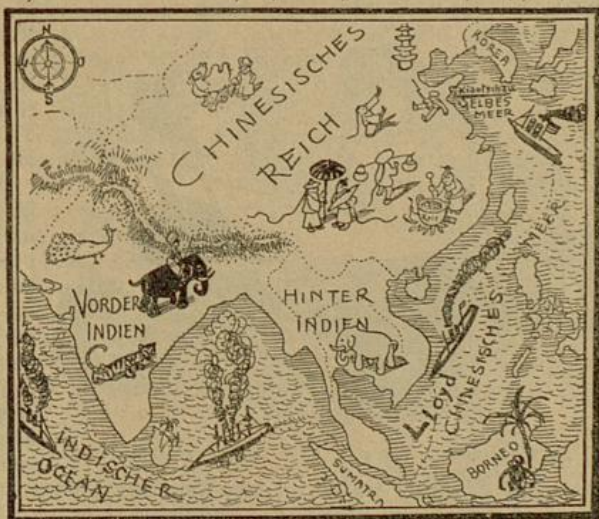
„Es ist nicht anders; ihr lieben Freunde,“ erwiderte der Hinkende, „ihr müßt schon sehen, wie Ihr im fremden Lande weiter zurecht kommt. Sind doch auch die deutschen Blaujacken da; die halten treue Wacht — bei Kiautschau.“

Alles Zureden nützte nichts; der Hinkende zahlte, was er schuldig war — es waren ein, zwei Schöppler mehr als sonst, was von der weiten Reise herkam —, that seinen Dreispitz auf und verließ unter vielen Segenswünschen den „Löwen“.

„Gute Nacht, Frau Löwenwirtin, gute Nacht, Ihr Herren,“ so rief er noch aus dem Wagen heraus, „laßt Euch die weite Fahrt gut bekommen und kommt gut davon heim. Auf Wiedersehen, wenn wir 1900 schreiben!“

Ein altes Wort.

Was nicht rastet, was nicht ruht,
Bleibt auf die Länge nicht gut.



Wie die Kößliwirtin Besuch bekommt und was weiter passiert.

„Nai, Kisi,“ sagte die „Kößliwirtin“ zu ihrer Freundin, der Thomasbäuerin, „nai, jeh glaub i kein Mensch meh. Wemme meint, es sei ei's no brav, so isch's ericht e rechte Satan. Wie ich ag'loge, ag'schmiert und ag'schwindlet wore bin, — nai, es isch nit zuem sage! Schummt do vor me Vierteljohr e Fräulein in d' Wirtschaft, e Gsichtli hett's g'ha, wie en Engel, und die blaue Auge henn so lieb und treu dri g'luegt — nai, i sag, d' Muetergottis selber cha's nit besser. Es isch mer ganz warm ums Herz wore, und mit z'sämmeg'laitte Hände bin i ufs zue und ha g'roggt: Was wär Ihue g'fällig, Fräulein?“

„Könnte man ein Viertel Rotwein bekommen?“ hett si g'sait, mit ere Stimm, — i ha g'meint, i hör en Engel singe.

„So frili, Fräulein,“ sag i und hol e Viertel vom Beste, wo mer im Gheller henn. Wo-n i's bring, sißt des Fräulein scho am Tisch und so nett, i ha's fast nit traue-n aluege, so vornehm hett's usg'feh. Jeh, wo's d'r Huet und d' Tunik, wie sie bene Mänteli in d'r Stadt sage, abg'lait g'ha hett, isch's in sin wißfödig Blässi und sine goldglänzige, blonde Hoor dog'lesse wie e mohrhaftige Engel. I ha's gar nit guueg chönne b'schaue, so hett's mer g'falle. I sit also zuenem und frog no'm Woher und Wohi? Es sait, es sei sechs Woche z' Friburg im Mueterhus chran' g'lege.

Jeh sei's somit wieder bergschickt, müeß' aber no e paar Woche ufs Land zue Erholung. Es sei drum in unser schön Thal kumme, goh e passend Loshament z' sueche. Es sei sunst e Ritterguetsb'siters Tochter us Westphale, sei aber zwei Johr mit d'r Herzogi vo Rattibor als G'sellschafteri in Italie, Agypte, Jerusalem und Bettlehäm g'reist, und was es do alles g'feh' und erlebt heig, des sei gar nit z' ersage. Aber das sei g'wiß, aß es für jede Mensch g'fund wär, wenn er emol nach Jerusalem und Bettlehäm chöm. Denn do werd' me vo d'r Gnad Gottes erfasst — me glaub nit, wie schnell und wie plötzlich das chöm. Und wemme-n in d'r Heilig-Grabchirche stüend, gieng ei'm e heilige Schuder dur alli Oberli; und alli Hoor, vom Chopf bis zur Zehe, stüenden ei'm z' Berg vor luter heiliger Ehrfurcht. Und am Silberg, wo üser Heiland g'litten und g'runge hett, wo d'r heilige Petrus im Chnecht Malchus 's Ohr abg'haue hett, und wo's goldglänzig' Sl us de Bäume lauft, aß es d' Lüt numme chönne goh hole mit em Züber, wie mir do 's Wasser am Brunne, — am Silberg,

hett's gsait, sei's au gii und uf dem nämliche Blas, wo der heilige Stephanus g'schteinigt worde sei, do heb's drei Kofehgränz, d'r Englisch Grueß und fünf Vater-unser für die arme Seele bettet. Es werd' ei'm dort au gar sölli ums Bette; denn die Stell, wo d'r heilige Stephanus d'r Himmel offe g'feh heb, sei jey no düttlig sichtbar, — es sei e rote Bläs z'mitts im blaue Firmament z'ruckbliebe bis uf die hüttige Zite. — Und in Bettlehäm heb's dörfe-n us dem Schüsseli trinke, wo d'r Heiland als si Kaffi drus trunte heb. Das sei en Ehr, sie werd nit jedem Pilger z'teil. Aber wil es bi d'r Herzogi vo Rattibor gii sei, sei's gange; denn das sei gar e hochi Frau, sie chöm z'nächst hinter unserem Chaiser. „Ja, Kößliwirtin,“ hett's no g'sait, „ich war früher ein etwas leichtes Ding. Aber seit ich auf den heiligen Stätten war, wo unser Heiland gelitten und gestritten, gelehrt und gepredigt hat, seither ist ein Wandel mit mir vorgegangen, der meine ewige Seligkeit im Gesolge haben muß; ich spür's, ich fühl's, denn ich



„Ja, Kößliwirtin,“ hett's no g'sait, „ich war früher ein etwas leichtes Ding.“

könnte Tag und Nacht nur beten!“ Ja, so hett des Fräuli no g'sait. D, es hett's chönne-n uslege, d'r Pfarrer cha's no lang nit so.

E Fräulein im Hus, schön wie en Engel, gibildet wie e Professor, fromm wie e Chlosterfrau und in de heilige Länder biwanderet, — Kisi, de chajch denke, wie's mir wore-n isch! I ha's für e Gnad' Gottis ag'feh, aß des bi mir ig'cheht isch; denn d'r Sege, ha-n i denkt, cha dir jo nit usblibe. Drum sag i also

zue dem Fräulein: „Fräulein,“ ha-n i gsait, „wenn Sie e Loshament sueche, es soll mer en Ehr si, wenn Sie bi mir blibe thäte. I ha dobe-n im zweite Stock e Stübli, me cha's nett irdichte. Aber mit d'r Choscht weiß i halt nit, ob i's verrote thät. Übereis isch die Herrechoscht halt nit so biwanderet. E Stückli Chalbfleisch chönnt jo d'r Milchbueb als us d'r Stadt bringe, aber was derzue?“

„Ach,“ hett's Fräuli g'sait, „ach, Kößliwirtin, machen Sie doch keine Umstände. Wer in Beschlehem war, der nimmt nit wenigem vorlieb. Wenn Sie nur, wie es der Arzt mir verordnet hat, guten, rotgespickten Speck, gute Milch, Eier, Rotwein und hie und da etwas Kalbsbraten mit Salat geben können, dann bin ich's zufrieden und werde Sie mit vier Mark pro Tag entschädigen.“

Vier Mark im Tag — und d'r Sege, wo i vo dem Fräulein no ha, gar nit g'rechnet — ha-n i denkt, do cha me scho öbbis thue dersür. I schick also d'r Hermann, d'r Chnecht, ins Städtli zue d'r Tochter, aß er mir die nötige Möbel holt. We cha doch e so ne vornehm Fräulein, ha-n i denkt, nit uf

d' Strau- und Spreuerjäc lege, wie uns. — Und wo d'r Herrmann die Sache: zwei Matratze, e rote Teppig und e Teppig vor's Bett, e Nachttischli und e schlai Komöddli (mi Tochter hett ihr Best's rus-g'schickt), brocht hett, ha-n i 's Stübli igrichtet, — 's isch gfi wie in ere Kapelle.

Acht Woche sinmer es binenander gfi, des Fräulein und ich. Es hett flüsig bettet, ich tapfer g'schafft und mi Ghoscht, d' Eier, d' Milch, d'r Speck, d'r Brotis und d'r rot Wi henn em guet g'schmeckt und es hett mengmol g'sait: „Köchlwirin, ich meine bald, Sie seien meine Mutter, so gut sind Sie mit mir und so gut erraten Sie meinen Geschmack.“

So hett's g'sait und ich ha's esfange wie mi eigeni Tochter ag'luet; nai, i ha's no lieber g'ha. Do chummt am e Morge, — i hätt' ehnder an's Himmels Ifall denkt — d'r Schandarm und frogt no dem Fräulein. „'s isch duß im Garte, Herr Stationskummidant,“ sag i, „göhn Sie nur emol zuenem,“ ha-n i mit müeterlichem Stolz g'sait, „e sone nett, brav und fromm Ghind henn Sie no lei's g'seh'. Des bruucht d'r Schandarm nit z'föchte, vor dem falle no d' Engel uf d' Ohnie.“

D'r Schandarm goht use zuem Fräulein in Garte, schwätzt e Klug mittem, bringt's ine und sait, er müeß' es mitneh; denn es sei usg'schriebe wege Bitrug und Zechprellerei.

„Was fällt Ihne-n i, Herr Stationskummidant?“ sag i, „do sinn Sie jeh im Irrtum; des cha nit si, daß des Fräulein usg'schriebe isch. Löhn Sie's uf d'r Stell goh, oder i gang ufs Amt und verchlag Sie, aß Sie's wisse!“

„Nein, liebe Mutter,“ hett's Fräulein g'sait, „nein, verklagen Sie den Herrn nicht. Auch der Heiland hat unschuldig gelitten. Ich gehe mit dem Herrn. Der liebe Gott wird meine Unschuld an den Tag bringen, dann komme ich wieder zu Ihnen. Adieu, liebe Mutter!“

D'r Schandarm hett's richti mitg'no und mir — mir isch 's Wasser über d' Backe-n abg'losse vor Bidurnis und Bitrüebnis. Aber i ha ei Trost g'ha: „'s Fräuli isch unschuldig und chummt bald wieder,“ ha-n i denkt.

Vierzeh' Tag ha-n i plangt und uf mi Fräuli g'wartet und Angst g'ha um's und in de stille Nächte ha-n i zuem heilige Antonius und zue de vierzeh' Not-helfer bettet, aß si mim Fräulein helfe solle, do chummt emol d'r Briefbott und bringt mer e Bor-ladig ufs Amt. Wo-n i ni chumm zuem Amt-mann, frogt er mi über des Fräulein alles us und sait mer z'lest: „Sie sind da einer gefährlichen Schwindlerin in die Hände geraten, gute Frau. Ja, Ihr angebetetes Fräulein ist nämlich nichts anderes! Sie wird wegen Betrugs und Zechprellerei von ver-schiedenen Behörden verfolgt. Sie dauern mich, aber das darf mich nicht abhalten, Sie in eine Strafe von 6 Mark dafür zu verfallen, daß Sie das Fräulein in Ihrem Nachtbuch nicht eingetragen haben. Hätten Sie dies gethan, dann wären Sie auch nicht um Ihr achtwöchiges Kostgeld bei dieser Dame

gekommen. Denn der Gendarm, der in dieser Zeit dreimal Einsicht von Ihrem Nachtbuche nahm, hätte dann das Fräulein schon gefunden, und die Behörden hätten nicht so lange erfolglos nach ihr zu fahnden brauchen.“

So, Lisi, hett d'r Amtmann g'sait und aß i jo us allem Zwifel cho bi, ha-n i später no als Züge müesse vor G'richt, und was i do vom Fräulein g'hört ha — nai, Lisi, me sott nit denke, aß es so schlechti Lüt gäb.

's Fräulein hett zwei und e halb Johr kriegt. Aber was ha ich g'ha! Wenn i mini Klage rechne — vo d'r Müeth will i no nit sage — so länge 200 Mark nit! Und die Schand und de Spott, wo ich ha er-läbe müesse — nai, für 2000 Mark ließ i en mir nit athue. 's isch jeh g'seh. Aber sell weiß i au: wenn ein im sibige Hämm und mit goldige Flügel vor mine Auge direkt usem Himmel falle thät und thät sage zue mer, er sei d'r Erzengel Gabriel — i thät's nit glaube. Ich glaub nit meh, als daß i des Wol e dummi Gans gfi bi. Was meintsch du, Lisi?“

„Ich mein's au!“ sagte diese.

Der Kluge Ehemann.



es Ratshreibers „Liseli“ war ein Mädchen zum Anbeifen; es hatte schöne, glänzend schwarze Haare, angenehme Gesichtszüge, feine Manieren, es war dabei schlank und fleißig und brav obenein. Ja, das mußten ihm die bösesten Zungen lassen. Sogar die „Eiergret“, die doch sonst an keinem Menschen ein gutes Haar ließ, gab dem Liseli in Bezug auf Tüchtigkeit und Propretät das beste Zeugnis. Aber etwas hatte das Liseli doch, was einen Menschenkenner von einem gar zu heftigen Anbiß zurückgehalten hätte, und dieses Etwas war der kleine Anflug eines Schnurrbärtchens. Freilich sah dasselbe vorerst noch sehr bescheiden auf der Oberlippe: aber — es war eben doch da! Nun war außer dem Schnurrbärtchen auch der Flori da, und dies war einer, der dem Liseli gar

eifrig den Hof machte. Ein Menschenkenner war er nicht, — nein, er war nur ein verliebter Bursche, und da die Liebe bekanntlich blind ist, so sah der Flori das Schnurrbärtchen richtig nicht, um so weniger als Liseli in Floris Gegenwart ernstlich bemüht war, seine Fühler einzuziehen, just wie die Schnecke, wenn sie Gefahr wittert.

Drum war das Liseli dem Flori — wie's gemeiniglich in der Zeit ist — sein „Ein und sein Alles“, sein „Lieben und sein Leben“, sein „Glück und seine Seligkeit“; drum führte er's auch aufs Standesamt, sowie weiter an die Stufen des Altars und schließlich heim in sein warmes, gutgebautes Nestle. Und zu bereuen hatte Flori diesen Schritt nie; nein, das will der Hinfende beileibe nicht gesagt haben! — Denn das junge Weibli hielt musterhafte Ordnung, war fleißig und brav, was in unserer Zeit, wo die guten Hausfrauen so rar sind, viel heißen will. Das Liseli war eben eine kernhafte, echte, deutsche Frau, dem Flori nicht nur eine Gefährtin, nicht nur eine Gespielin, sondern auch die Teilnehmerin seiner Leiden und Freuden, seiner Mühen und Arbeiten; kurz, sie war der edle Schmuck seines Hauses und die treue Hüterin seines Herdes.

Aber — wo Licht ist, da ist auch Schatten. Liselis Schnurrbärtli fing schon gleich im Anfang der Ehe an, bedenklich zu wachsen, und der Flori hatte oft einen heftigen Zweikampf mit ihr um die Frage: wer die Hosen anhaben solle; er oder sie? Und da Liseli immer energisch die Offensive ergriff und Flori ein schlechier Parierer war, hatte er nach derartigen Auftritten stets eine schwere Niederlage zu verzeichnen.

Das wurmte den Flori; denn erstens war er ein friedfertiger Charakter, zweitens aber hatte er sein sonst so tüchtiges Weibli doch von Herzen lieb. Um nun weitere Zweikämpfe zu vermeiden, verfiel er auf einen Gedanken, den er alsbald auch ins Praktische übersezte. Er hatte nämlich längst bemerkt, daß es seiner Frau weniger um die Sache selbst zu thun war, als darum, daß sie recht behielt. Hatte er sich nun etwas im stillen vorgenommen, dann gab er immer das direkte Gegenteil davon kund, und da Liseli einmal protestieren mußte, so kam er allezeit zu seinem eigentlichen Ziele.

Zum Beispiel: Es war Sonntags und er wäre gern in die Wirtshaus gegangen, wie stellte er das an? Dann sagte er: „Liebs Liseli, hütt blich' i wäger deheim; es isch mer gar nit ums Furtgoh!“

„Was?“ jagte dann das Liseli, „witt au e sone Stubehoder werde, wie der Zollerfried, wo 's ganz Johr nit zum Loch us chunnt. Nai, e sone Schloshube will i keini. De gohsch und trinksch die Sunntigschoppe wie anderi Männer au. Dermit hett 's es, kei Wort meh!“

Wollte Flori neue Hosen, neue Stiefel oder sonst so was haben, dann sagte er so nebenbei: „Dies Johr chönne mer öbbis spare, mer bruuche der Schnider nit, denn mini Schleider sinn noch ziemli guet. Es laufe viel umenander, sie henn keini e so.“

Jetzt ging es aber los: „So, e so Lohi, e so miß-

rablegi, wo z'liederig sinn, aß sie e paar Hofe-n usf Büdle bringe, laufe gnueg ume. Ich aber will kei Lohi; i will e Ma' ha, wo als Ma' ustritt, als Ma' sufer isch und als Ma' dojtoht. Ich bi d' Frau und ich ha für des z' forge, nit du, aß des weisch. Ich mueß mi schänmma, wenn de dreckig umme lauffsch. Am Mentig chunnt der Schnider und mißt der e Muntur a. Dermit basta! Kei Wort meh!“

Ging er mit ihr über Feld und kehrten sie im Schste oder Kößli ein, dann sagte der schlaue Flori beim ersten Plätschli: „Frau, i mein, mer breche wieder uf; 's isch g'nueg für hütt!“

„So, 's isch g'nueg für hütt!“ fing da gleich 's Liseli an, „gell, wil ich bi der bi? Wenn d' allei wärsch, thät's d'r nit so pressiere, do thät'sch müni, zehni juse. Aber nai, Flori, jez bin i au do und jez will i au e weng Pläsier. Ich ha mi die ganzi Woche verschinde und ha kei Freud, und zuedem, d' Bettel-lüt trinke-n e Vierteli und göhn wieder; aber recht Lüt löhn öbbis druf goh. Wer in der Freudi nit si Stand bihaupte cha und will, soll deheim blibe. „Wirti,“ ruft 's Liseli energisch, „Wirti, bringe no e Liter vom Beste und öbbis rechtis z' esse! Ob der Flori will oder nit, i ha's b'stellt, es blibt d'rbi und kei Wort meh!“ Und der Flori jagte kein Wort meh, aber desto besser sprach er dem Wein und dem Essen zu und freute sich heimlich.

So kamen Flori und sein Liseli ganz gut aus. Er ließ ihr Recht und bekam doch seinen Willen, — freilich durch eine Hinterlist. Aber dies erlaubte er sich aus Liebe zum Frieden, aus Liebe zu seiner Frau, und um dieser beiden — so meinte er — dürfe man sich auch ein wenig verstellen. Helfen that's ja, und das war die Hauptsache.

Eine Reise nach Berlin.

Der alte Christian Wohlgenuth hatte es gut auf seine alten Tage. Nach all der vielen Mühe und Plage saß er nun mit seiner Frau in aller Stille hinten im Auszüglerhäuschen, derweilen vorn das Wohnhaus mitsamt dem Acker und der Wiese, wie auch dem Büschlein Wald verpachtet war. Es waren freilich nur etwas über hundert Thaler, die es dafür gab; aber der Pächter war ein fleißiger, solider Mann, der genau auf den Tag den festgesetzten Zins bar auf den Tisch zahlte. Außerdem aber zog unser Christian Wohlgenuth ja auch noch Pension, eine richtige Staatspension aus königlicher Kasse, wenn er auch sein Lebtag nur Bauer gewesen war. Diese Pension aber war ihm zuteil geworden, weil er anno 1870 vor Orleans durch einen Schuß aus solch einer vermaledeiten Kugelspritze schwer verwundet worden war, so daß sein linker Arm nur gerade noch zum Pfeifenstopfen nutz war. Hinter dem Pfluge herzugehen, daran hatte ihn die Verwundung nicht gehindert, und wo einmal wirklich zwei Arme nötig gewesen, da war seine Geliebte zugesprungen und hatte ihm den linken Arm ersetzt.

So war es die Jahre über gegangen, bis es eben nicht mehr ging, — bis das Alter kam. Da hatten sie sich zur Ruhe gesetzt — Kinder hatten sie keine. So saßen sie nun auch schon etliche Jahre auf ihrem Altenteil; ihr liebstes Plätzchen war die Bank, die an der Sommerseite des kleinen Hauses nach hinten hinaus stand, wo man weit hinaus auf alle Felder und Wälder schauen konnte.

Sie waren voller Eintracht; was sie wollte, dem stimmte auch er zu, und wenn er einen Wunsch oder einen Gedanken äußerte, dann war auch sie nicht dagegen. Nur einen Punkt gab es, in dem sie nicht einig waren, und das war leider ein Hauptpunkt für den Alten, während die Frau dies für eine Nebensache hielt, ja, mitunter, wenn er ihr gar zu sehr zugestimmt hatte, dann mußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie beinahe in bösem Tone sagte: „Ach, geh; das ist der pure Unsinn!“

Dann aber ward er zumeist still und ließ die Sache fallen. Als sie aber wieder einmal durchaus nicht auf seine Pläne eingehen wollte, that er nicht so. Er stopfte sich die Pfeife, die ihm in der vorhergehenden Rede ganz ausgegangen war, wieder bis obenhin voll und sagte in entschiedenem Tone: „Na, da bleib du daheim, ich aber fahre.“

„Wo willst du denn das Geld dazu hernehmen?“ fragte sie da wider.

Er lächelte erst pfiffig vor sich hin, dann aber erwiderte er in ernsthaftem Tone: „Na, ich mein' doch, die Fahrt ist frei. Es hat doch im Amtsblatt gestanden.“

„Das war damals, als es gerade fünf und zwanzig Jahre her war, daß der Krieg war,“ so gab sie zurück; „da hättest du frei fahren können; aber das gilt jetzt nicht mehr.“

„Oh, das wäre! Es war doch nicht meine Schuld, daß ich damals nicht fahren konnte! Du weißt doch, daß ich so schwer darniederlag, und von nichts anderem als immer noch von den vielen Kugeln, die mir damals in die linke Seite gefahren sind. Es wär' doch zu arg, daß ich nun deswegen keine freie

Fahrt mehr haben sollte. Nein, so ungerecht ist der Kaiser nicht.“

„Kannst es ja 'mal probieren,“ sagte die Frau, „ob sie dir die freie Fahrt jetzt noch geben.“ Im stillen dachte sie: es wird ja doch nichts daraus. Der Alte aber faßte die Sache ernsthaft auf, und als er sich das nächste Mal in der Kreisstadt seine Pension auszahlen ließ, fragte er den Kassierer so nebenher, wie es wohl stünde, ob er jetzt wohl noch Anspruch hätte auf die freie Fahrt nach Berlin; dazumal wär' er doch schwer krank gewesen und hätte nicht reisen können. Der Kassierer lachte ihm ins Gesicht; aber zum Glücke kam gerade der Landrat selber dazu, und als er das eiserne Kreuz auf der Brust des Alten sah, fragte er, worum es sich handle? Voll Teilnahme hörte er den Alten an und sagte ihm zu, daß er einmal sehen wolle, was sich darin machen ließe.

Unser Christian Wohlgenuth rannte seelenvergnügt heim, um nur dort so schnell wie möglich die gute Nachricht anzubringen; aber unterwegs kam ihm noch ein besserer Gedanke: er beschloß, seiner Frau gar nichts davon zu sagen. Was würde sie für Augen machen, wenn dann wirklich die Erlaubnis zu der freien Fahrt käme?!

„Wenn die Erlaubnis aber nicht kommt,“ so sagte er bei sich, „na, dann giebt's noch andere Mittel,“ und dabei überzählte er sich in Gedanken das Geld, das er in einzelnen Mark- und Groschenstücken seit Jahren heimlich zusammen gespart hatte.

Er sagte daheim also nicht das Gerüchte von der wichtigsten Unterredung mit dem Landrate — bis auf einmal, nach vielleicht vierzehn Tagen, der Briefträger ein großes dickes Schreiben bei ihm abgab, für das er 10 Pfennige zu zahlen hatte. „Vom Landratsamte,“ meinte der Briefträger.

„Was wollen denn die?“ fragte die Frau ahnungslos. „Nach auf und guck hinein,“ erwiderte der Alte; das Herz klopfte ihm ärger, als es ihm vor Orleans geklopft hatte. Die Frau holte die Brille herzu, putzte dieselbe fein säuberlich, setzte sich in den Stuhl und las und las und wollte es nicht glauben! Richtig, da stand es: Auf das mündliche Gesuch vom so und so vielen war dem Veteranen



Ihr liebstes Plätzchen war die Bank, die an der Sommerseite des kleinen Hauses nach hinten hinaus stand.

Christian Wohlgenuth in Berücksichtigung der obwaltenden Umstände ausnahmsweise noch nachträglich freie Fahrt in der 3. Klasse bis Berlin und zurück zugebilligt worden!

Keine acht Tage darauf sehen wir das Paar richtig nach Berlin abreisen. Das ganze Dorf weiß davon, und alles schaut ihnen über die Gartenzäune nach, als die beiden sich auf den Bahnhof begeben. Ja, beide! Denn die Frau fuhr mit. Das Geld, das er sich heimlich für die Fahrt erspart hatte, war nun dazu da, um ihr ein Billet zu kaufen; er aber fuhr ja auf des Kaisers Kosten!

Wie schaute alles, als der lange, schlauke, trotz seiner 65 Jahre kaum gebeugte Mann auf dem Bahnhofe ankam! Drei Kriegsmedaillen und das eiserne Kreuz glänzten auf seiner Brust. Als er einstieg, rückten rechts und links die Reisenden respektvoll zusammen; jeder wollte helfen, den Koffer und den Korb unterzubringen, die sie bei sich hatten.

„Wohin geht die Reise, Alter?“ so fragte aus der Nachbarabteilung ein junger Bursche mit einem bunten Mühlein auf dem Kopfe. „Wollt wohl mal dem Kaiser Euren Besuch machen?“

„Ja, wir fahren nach Berlin,“ antwortete die Frau für ihn; er aber nickte und war schon ganz beglückt.

Lang ist solch eine Fahrt bis in die Reichshauptstadt; immer neue Menschen steigen ein; andere, mit denen man vertraut wie mit alten Bekannten sich stundenlang unterhalten hat, steigen aus, und man sieht sie niemals wieder im Leben. Zuletzt wird es immer voller im Wagen; immer mehr Menschen kommen herzu, die auch noch in die Hauptstadt wollen, bis sie zuletzt eng aneinander gedrängt sitzen. Ja, etliche stehen gar aufrecht im Wagen, um nur ja noch mitzukommen, denn die große mächtige Stadt winkt und zieht mit aller Macht, als ob sie eitel Glück und Gold im Schoße trüge. —

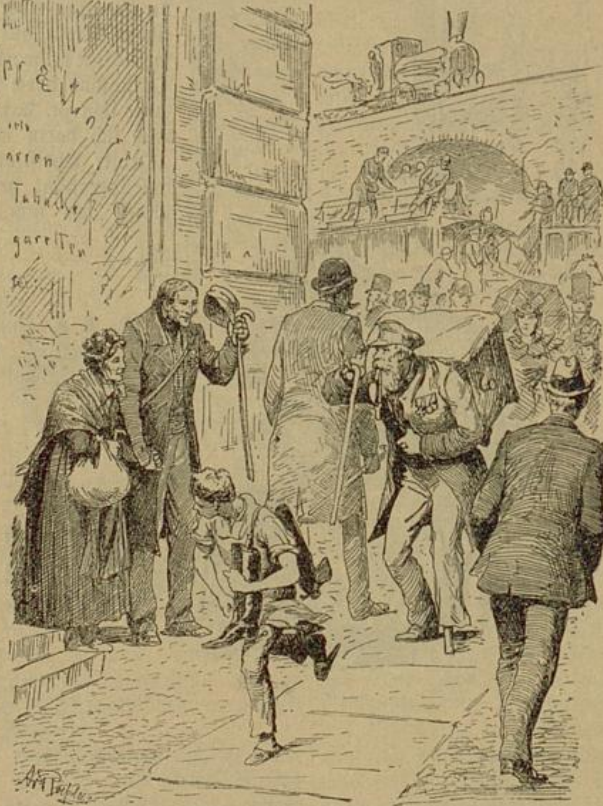
Schon fährt der Zug zwischen himmelhohen Häusern daher; ab und zu rasselt er über eine Straßen-

brücke, und man sieht dann unten die Leute daher rennen, — bis es endlich einen gewaltigen Ruck giebt und der Zug im Bahnhofe unter einem riesengroßen Glasdache steht. Alles aussteigen! Angstlich klettern unsere biedern Alten in das Menschenmeer hinunter, das vor ihnen wogt und brandet, und mit aller Mühe finden sie sich aus dem Glashause auf die Straße hinaus, wo ihnen ein Dienstmann ohne weiteres, und als ob er dazu bestellt gewesen wäre, ihr Gepäck abnimmt, um sie nach einem Gasthofe zu bringen, der dicht in der Nähe ist. Da sitzen sie nun hoch oben im vierten Stockwerke, wo sie der Kellner hingeleitet hat. Sie trauen sich zunächst nicht auf die Straße, aber endlich, nachdem sie sich gewaschen und gegenseitig sauber abgebürstet haben, begeben sie sich hinab.

„Vor allem müssen wir nach den Linden,“ so meinte der Alte; „hier heraus muß der Weg gehen;“ denn wenn es freilich auch schon bald an die dreißig Jahre her ist, daß er damals mit eingezogen als siegreicher Krieger, so weiß er sich doch so ungefähr noch zurechtzufinden.

Sie aber staunt nur und staunt! Was man da alles sieht und hört, — nein, so etwas kann man sich ja gar nicht vorstellen! Menschen, die auf Mä dern daherfaufen! Wagen, die nur so daher schnellen und doch keine Pferde vorgespannt haben! Eisenbahnen, die

hoch über die Häuser wegfliegen! Und dabei ein Menschengedränge auf den Straßen, wie's daheim nicht in der Kreisstadt ist — selbst am Markttage nicht! Trotz all dem Gedränge aber merkte sie es, daß sie auffallen. Die Menschen schauen sie an; ja ab und zu bleibt einer stehen und schaut sich noch besonders nach ihnen um. Ein paar Offiziere in glänzender Uniform, die an ihnen vorbei flanieren, halten plötzlich in ihrem leichten Geplauder inne und sehen sich den Alten an. In diesem aber erwacht der alte Soldat, er macht Honneur, und die Offiziere legen insgesamt die Hand an den Helm und schauen den Alten an und streifen mit einem freund-



„Fremd hier in Berlin, Herr Kamerad?“ so fragt er gutmütig.

lichen Blicke auch die Ehrenzeichen, die er auf der Brust trägt.

Auch ein Leiermann kommt unter all den vielen vorüber. Er sieht die beiden lächelnd an und legt die Hand an seine alte, verschliffene Soldatenmütze.

„Fremd hier in Berlin, Herr Kamerad?“ so fragt er gutmütig, und ohne die Antwort abzuwarten, humpelt er weiter und verschwindet im Straßengewühle.

Unsere beiden Alten sind ganz beglückt davon, wie schön es hier ist und wie freundlich alle Menschen zu ihnen sind.

„Jetzt kommen wir ins Schloß,“ sagt der Mann; „siehst du, da ist es; es ist aber das alte, wo der alte Kaiser Wilhelm gewohnt hat. Schau, da hat der alte Kaiser die Parade abgenommen, und an dem Fenster dort oben, dem Eckfenster im ersten Stock, hat er gestanden, wie wir Verwundeten an ihm vorbeimarschirt sind.“

Die Alte faltet die Hände und bleibt ganz versunken in dem Anblick stehen, und auch er denkt der alten Zeit und denkt an den Kaiser Weißbart, der seine Heere so oft zum Siege geführt hat.

„Jetzt aber gehen wir an das richtige und eigentliche Schloß, wo der junge Kaiser Wilhelm wohnt. Dort siehst du es schon.“

Als sie an der Hauptwache vorbeikommen, steht vorn am Gitter ein Soldat, das Gewehr auf der Schulter. Plötzlich, gerade als das Paar vor ihm ist, macht er auf dem Absatz Kehrt, rennt zurück und schreit dabei wie besessen: „R—raus!“ Die Frau meint gar, das wär' nur wegen ihres Alten, und ist ganz ängstlich und erschreckt; der Alte aber kehrt sich rauh um und weist auf eine Kutsche hin, die im selben Augenblick vorbeijagt und in der ein Häuflein blühender Kinder sitzt.

Sie ziehen weiter und kommen an den Palast, den der Kaiser jetzt bewohnt. Vor der Pforte stehen viele Menschen. „Gleich reitet er aus,“ so heißt es. Hier stellen sie sich auf und warten und warten; aber eine Stunde vergeht und noch eine; die Pforte bleibt geschlossen. Der Alte will trotzdem nicht von der Stelle, aber sie meint, sie müsse jetzt unbedingt etwas essen, sonst bekäm' sie den Magenkrampf. So verlassen sie den Platz und gehen wieder den Linden zu. Plötzlich, als sie gerade mitten über die glatte, breite Straße hinüber schreiten, hören sie hinter sich etwas rufen und immer wieder rufen. Sie wenden sich um — ei, du meine Güte! kommt da direkt auf sie zu ein Reiter langsam daher getrabt. Weiß Gott, das ist der Kaiser in eigener Person. Der Alte tritt rauh zurück, während die Frau sich ängstlich ihm zur Seite hält; er reckt und streckt sich, als wär' er noch Flügelmann im ersten Gliede, und schaut den Kaiser mit weiten Augen an, gerade als sollte der die Parade über ihn abnehmen. Lächelnd schaut der Kaiser vom Pferde herunter; er neigt sich leicht zu dem Alten hinab und legt grüßend die Hand an seinen glänzenden Stahlhelm. —

Der Kaiser war wohl schon unten am Brandenburgerthor angelangt, die beiden standen noch immer

auf dem selben Flecke, starr vor Staunen und vor Freude, daß sie den Kaiser so gut und so nahe gesehen hatten.

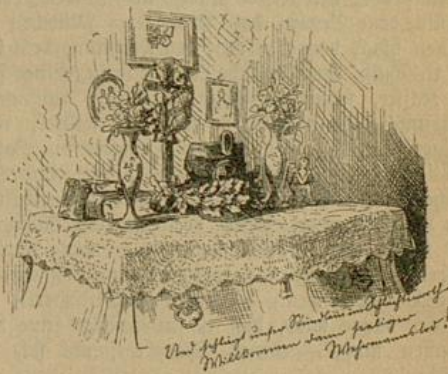
„Du, er hat dich genau angeschaut,“ so sagte die Alte, „ganz genau angeschaut, was ich dir sag'! Und mit einem Aug' hat er dir auf die Medaillen geguckt. Ganz genau hab' ich das gesehen.“

„Ja, mir war's auch so,“ meinte der Alte, noch ganz in Gedanken versunken. „So 'n Kaiser hat ein scharfes Auge; der alte hatte es, ein Auge wie ein Adler; und von dem hat's der Enkel scheint's geerbt.“

Sonderbar war nun, daß den beiden jetzt, nachdem sie so Großartiges erlebt hatten, in Berlin nichts mehr gefallen wollte. Was es sonst noch zu sehen gab, darnach fragten sie gar nicht. Keine zwei Tage waren vergangen, und es erfaßte sie das Heimweh; im Umsehen waren sie wieder daheim.

Die Leute im Dorfe meinten, es könnte ihnen doch unmöglich in der Hauptstadt gefallen haben, weil sie so bald wieder heimkämen; aber sie lachten beide und sagten, es wär' wunderschön gewesen, noch viel schöner, als sie sich's gedacht. Wenn die Leute sie aber fragten: „Na, was habt Ihr denn alles erlebt? Was giebt's zu sehen in Berlin?“ — da wußte keines von ihnen so recht Bescheid zu geben.

Der Alte aber ging gleich, nachdem sie wieder daheim waren, in den Wald hinaus und holte ein frisches Reis vom Eichenbaume. Damit umkränzte



*Und schlingt seiner Platte ein Kranz aus
Weidenzweigen dann fröhlich
Umher!*

er den alten Landwehrhelm, den er, als Erinnerung an die große Zeit, auf der Kommode stehen hatte. Als er dann davor stand und sich alles noch einmal zurücksah, was er in der Hauptstadt gesehen und erlebt, da schlug ihm das Herz vor Lust und Freude.

Nur eines bekümmerte ihn; in einer Hinsicht war er doch nicht ganz zufrieden mit sich.

„Du hättest eigentlich,“ so sagte er immer wieder bei sich, „Hurra schreien sollen, als der Kaiser so freundlich guckte. Das war nicht recht, und am Ende hat dir's der Kaiser noch übel genommen.“

Als er aber die Frau fragte, was sie dazu meinte, erwiderte diese: „Man wird doch den Kaiser nicht so anschreien! Er könnte ja erschrecken. Nein, er war auch so froh! Ich hab's gut gesehen: er hat gelacht über beide Baden.“



Von der Nemesis.

Die alten Griechen und Römer hatten viele Götter und Göttinnen, für jede Branche — wie ein Kaufmann sich ausdrücken würde — etwas. Unter andern verehrten sie auch eine Göttin der Wieder-
vergeltung und nannten sie Nemesis.

Man merkt: Schon diese Heiden spürten, daß das Gute und Böse seinen Lohn finden werde und müsse.

Dieses erfuhr auch der Silberschneider. Der war ein steinreicher Mann. Er hatte Haus und Hof, Matten und Äcker, glatte Kinder, glatte Rappen, Frau und Kinder und Geld in Menge auf Zins liegen. Herzliebchen, was willst du noch mehr?

Aber trotz alledem war der Mann nicht glücklich. Neid und Habucht vergällten ihm das Leben. Er vergönnte den Armen das Ärseli Holz, das sie im Walde auflesen, die paar Kornähren, die sie auf seinen sauber abgerechten Äckern noch fanden; er vergönnte dem Bettler das Brot, dem Mädchen den schönen Rock, dem Burschen den Frohsinn, dem Kind die Unschuld, den Dienstboten den Lohn, seiner Frau den Kaffee, seinen Kindern die Milch, kurzum, er vergönnte allen alles; er war ein wüster, roher, giftiger Mensch, bissig wie der Hamster im Bau.

Dieser Giftpilz hatte auch eine Ziegelhütte, in welcher er im Sommer 8—10 Personen beschäftigte. Im Winter, wenn dieses Geschäft, mit Ausnahme des Kalk- und Backsteinbrennens, nicht betrieben werden kann, mußten natürlich die meisten entlassen werden. Aber wenn es einem rechten Herrn und Meister bange wird, daß er im Winter seine Leute entlassen muß, — dieser Schurke freute sich noch darüber.

„So, ihr Chaibe,“ sagte er, „jetz brauch ich eh nimmi, jetz chönnener goh, jetz chönnener zitig werde oder ver . . . , wägemine, es isch mer eithue, es git wieder ander.“

Von diesen armen, im kalten Winter brotlosen Menschen schliesen den Winter über viele an den Ziegelöfen herum, um, wenn nicht gar weich, so doch wenigstens warm liegen zu können. Sie gingen dabei von einer Hütte zur andern, wo eben gerade ein Brand angestekt wurde.

Einmal hatten es — obwohl sie wußten, daß es nicht ganz rasam sei — auch einige gewagt, sich an dem Ofen des Silberschneiders zu wärmen. Als sie der aber gewahrt wurde, holte er ein massives „Wogschüttli“ und schlug auf die armen Burschen ein, als wären es Katzenrolli und keine Menschen. Natürlich flüchteten sie alle, bis auf einen, der konnte nicht

mehr. Der neunzehnjährige, gutmütige, aber etwas beschränkte Walterfriederle lag regungslos auf dem Boden — von dem Unmenschen richtig totgeschlagen.

Das ging dem Silberschneider jetzt doch gegen den Strich. Um jeden Verdacht von sich abzulenken, wirft er den Walterfriederle einfach hinauf auf den im Vollfeuer befindlichen Ofen. Die Flammen züngeln zwischen Ziegelstücken und Lehm hindurch, fassen des Friederles Kleider, dann ihn selbst, so daß er am andern Morgen bis auf kleine Reste verkohlt und verbrannt ist.

Jetzt fährt der Silberschneider aufs Gericht und meldet, es sei in der Nacht einer auf seinem Ziegelofen gelegen und, weil er wahrscheinlich einen Schnapsrausch gehabt, verbrannt. Das Gericht kam an Ort und Stelle, nahm den Sachbestand auf und ordnete die Beerdigung der noch vorhandenen Überbleibsel an, — unser Silberschneider war gerettet.

Wohl sagten dem Friederle seine Kameraden aus, der Silberschneider habe ihn totgeschlagen und dann auf den Ofen geworfen. Aber sie konnten erstens nicht Beweis erbringen, daß Friederle bei ihrer Flucht tot gewesen, und zweitens hatten sie nicht gesehen, daß ihn der Silberschneider hinaufgeworfen hatte. Ihre Aussagen zerfielen also in nichts, um so mehr als der Ziegler ein reicher und angesehenes Landwirt war und der Umgekommene nur ein Schnapsbruder.

Vor dem irdischen Richter war also der Silberschneider sicher. Aber das Gewissen schwieg nicht. Es mahnte ihn Tag und Nacht an seine Schandthat. Er wurde noch wortkarger als früher, mied jede Gesellschaft, murmelte beständig etwas in den roten Bart hinein, blieb hier stehen, dort stehen, erschrak ob dem Nauschen des Laubes, ob dem Miauen der Katzen, ob dem Pfeifen des Bogels und ob dem Bellen seines eigenen Hundes. Er wagte keinen Menschen mehr anzusehen, und schließlich redete er irr und mußte in die Irrenanstalt gebracht werden, worin er ein halbes Jahr blieb.

Als er wieder heimkam, war er ganz verständig, nur mied er jeden Menschen, sogar seine eigene Frau. Eines Tages sagte diese zur Magd: „Gang rief au im Meischter und de Lüte zuem Mittagesse!“ Es geschah, die Leute kamen, aber kein Meister. Man rief, man schrie, aber alles umsonst. Erst das Suchen hatte Erfolg. Man fand ihn oben beim Ziegelofen, aber an einem Balken aufgehängt. Das Gewissen hatte ihn gezwungen, daß er sich für seine Schandthat selbst die Schlinge ziehen mußte, die er verdiente.

Merke.

„Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann verdient.“

Merke: Ost sogar noch besser. Nur in zwei Dingen darf die Frau nicht sparsam sein, in der Liebe und beim Öl, wenn sie den Salat anmacht, sonst giebt's beim Mann ein saures Gesicht.



„Hoched war mit dem Schnellzuge ein feingekleideter Herr angekommen und im Posthause

abgestiegen. Der lange, schwarze Rock, sorgfältig bis an den Hals zugeknöpft, ließ sofort den geistlichen Herrn erkennen; die violette Halsbinde, die bescheidenlich, aber doch deutlich genug über den Rockragen hervorschauete, bezeichnete gar einen „höhern Würdenträger“.

Auf seine Frage nach dem Herrn Postmeister kam alsbald der behäbige, neulich bekannte Gastwirt Hubinger herbei. Diese beiden Männer, nebeneinander betrachtet, waren ein Widerspiel, das unwillkürlich einen jeden lachen machte: der Priester lang und hager, tiefe Falten im Gesicht, mit durchdringenden Augen und scharfer Ablersnase; der Postmeister kurzbeinig und wohlbeleibt, mit kugelfrundem Kopfe, feisten Wangen und klugen kleinen Auglein. So standen sie beisammen; der eine bleich wie ein Bettlaken, der andere rot wie Zinnober.

„Sie sind der Herr Postmeister?“ fragte der Geistliche und beugte sich dabei tief hinunter, um Herrn Hubinger ins Gesicht sehen zu können.

„Aufzuwarten, Hochwürden,“ erwiderte dieser mit einem Bückling, und als er sich aufrichtete und das violette Streifchen am Halse seines Gastes sah, bückte er sich flugs nochmals und weit tiefer als vorher, bei sich murmelnd: „Postausend, das ist ja ein Höherer! Mit was kann ich dienen?“

„Einen guten Wagen nach Innerforchen.“

Der Wirt schaute ihn verdutzt an: „Wie meinen Hochwürden?“

„Haben Sie mich denn nicht verstanden? Einen Wagen — einen guten Wagen — Sie haben doch Zweispänner?“

„Zweispänner? Ei, das will ich meinen — der Post-

Grecher Volkskalender für 1899.

meister Hubinger und keine Zweispänner! Soviel Hochwürden wollen —“

„Ich brauche nur einen; aber sofort.“

Hubinger zieht, wie er's in der Gewohnheit hat, den Kragen seiner Zoppe fast bis zu den Ohren hinauf, dann wieder an seinem Bäuchlein vorwärts und wickelt schließlich seine Hände verlegen ineinander: „Ein' Zweispänner — so so — ja ja! Mit Vergnügen, Hochwürden, und soviel Sie wollen — aber halten zu Gnaden — gerade nach Innerforchen — postausend, das wird nicht gehn —“

„Ja, warum denn nicht? Ich haste für alles; freilich, ich kann mir denken, daß die Strafe dahin nicht besonders gut ist; aber ich stehe für alles.“

„Schon recht, schon recht, Hochwürden,“ erwiderte der Postmeister, „aber da wird sich nichts machen lassen. Die Straß' — daß 's Gott erbarm! Das ist gar keine Straß', nicht einmal ein richtiger Weg —“

Das Gesicht des Geistlichen zog sich in die Länge: „Was, kein Weg?“

„So zu sagen nicht, halten zu Gnaden; man kann's mit harter Müß' einen Weg nennen, von Außerforchen weg aber gewiß nur mehr ein Steig. Darf ich bitten, Hochwürden, darf ich bitten!“ und indem er seinen Gast ein wenig wendete, deutete der Wirt gegen das Gebirge:

„Wollen S' jetzt nur genau schauen — da nach meiner Fingerspitze — hoch oben, wo's Holz fast aufhört — dort hängen so Bauernhütten — Grashöf, wie wir s' heißen und dort — sehen S' das weiße Fleckl — das ist die Kirche — da liegt Innerforchen — vier scharfe Stund' — und immer aufwärts! Da gleich hinter meinem Haus geht der Weg ab.“

Arg enttäuscht hielt sich der Geistliche das Kinn und meinte mit gepreßter Stimme: „Das ist fatal, da komme ich wohl heute gar nicht mehr hin?“

„Hinfommen? Postausend!“ erwiderte Hubinger, seinen Rockragen wieder in die Höhe ziehend, „warum nicht? Aber Hochwürden, zuerst ein gutes Marendel*! Der Tag ist lang, und wenn S' in einer Stund' gehn, kommen S' grad hinauf, wenn der Herr Expositus die Nachstuppen ist.“

„Kennen Sie den Herrn Expositus?“

„Kennen? Aber ja freilich. Postausend, wer kennt den Herrn Antoni nicht? Den kennt jedes Kind hier herum.“

„Gut. Ich will Ihnen folgen; bringen Sie mir eine kleine Marendel!“

„Und was denn? — Annatrine, komm heraus! Was is' g'fällig? Ein feines Viegele**? Das ist da, und ein Viertele von meinem Weißen — oder lieber gar a Halbele? Hochwürden, der Weiße, das ist ein Wein! Der Herr Bischof selbst trinkt kein' bessern! — Annatrine! Annatrine! Ja, wo steckt denn das Rabenbratl? — Ja, ja, ein feiner Wein! Wie Seine Gnaden auf der Visitationstreiße vor vier Jahren hier waren“ — Hubinger schnalzte mit der Zunge — „Sie hätten den Hochwürdigsten sehen sollen; der

* Marendel = Besperbrot.

** Viegele = Teil eines Brathuhnes.

schmalzte auch so mit der Zunge und gesagt hat er, Hubinger, hat er g'sagt, wo haben S' das Pracht-schläckl' her?"

"So? — Herr, und das ist immer noch derselbe?"

"Versteht sich, nicht der gleiche Jahrgang, aber von der gleichen Lag' — und wissen S', selber eingekauft — selber, ja freilich — trauen ihu' ich in solchen Sachen niemand. — Annatrine! Annatrine! — und das letzte Jahr ist er besonders gut g'raten, verteuert gut! O — o — o! pft! pft! vor ein' Hochwürdigen „Teufel“ sagen, — halten zu Gnaden — 's ist mir nur so herausg'rutscht."

Annatrine, die so lange gerufene Kellnerin, war endlich erschienen.

"Nun also, Herr Postmeister, wenn Sie mir Gesellschaft leisten, so lassen Sie eine Halbe bringen und eine Kleinigkeit zum Zubeißen."

"Hast g'hört, Annatrine! Aber wenn ich schon die Ehr' der Gesellschaft haben darf, lass' ich mich nicht anschauen! — Nichts dreinreden, Hochwürden! — Annatrine, bringst a Schwere vom Weissen — vom Allerbesten, verstehst; und a Handl' und a paar Biskotenherzgen* — die Wirtin macht sie selbst, Hochwürden, die Fremden können s' nicht g'nug loben."

Im schattigen Garten neben dem Posthause, abseits von den andern Gästen, deckte derweilen Annatrine behende den Tisch, und bald standen darauf: eine mächtig große alte Maß goldgelb funkelnden Weines, eine Schüssel voll kaltem Hühnerbraten, der reichlich für doppelt soviel Personen gereicht hätte, und die angepriesenen Biskoten.

"So," sagte Hubinger, „jetzt seken! Bitt' schön, Hochwürden, und nur zugreifen, nur stärken; sonst geht Ihnen, weiß Gott, der Faden aus bis da hinauf nach Innerforchen. Annatrine! ein Wasser muß d' auch noch hertragen, die Herrschaften haben's so im Brauch, wenn's gleich eine Sünd' is, neben so ein Wein' ein Wasser hinzustellen."

Der Geistliche wollte sich eben ein kleines Stücklein vom Huhn herausnehmen, als ihm Hubinger rasch in den Arm fiel und sagte: „Aber nicht das Stückel, Hochwürden — postausend! so — so — sehn S', das ist am Handl' 's Beste! Und nur hübsch einschenken — so! so — auf Ihr Wohlsein, Hochwürden!"

Die Gläser stießen aneinander, und mit sichtlichem Behagen sah Hubinger seinem Gaste zu, der aber noch immer nicht so recht heraus aus sich wollte; er blieb in seinem violetten Kragen stecken. Er konnte aber doch nicht umhin und bemerkte: „Sie haben recht, Herr Postmeister, das ist ein ganz vortrefflicher Wein."

"Was hab' ich g'sagt?! Und jetzt ein Stückel Biskoten — so — so — ja, die Wirtin, die versteht's, und wenn's Ihnen nicht unangenehm ist, Hochwürden, dann schenk' ich Ihnen ein und wir trinken dies Glas auf das Wohl der Wirtin. Prost, Hochwürden!" — Hochwürden machte alles etwas widerhaarig mit. Als der Wirt aber immer redseliger wurde, fiel er

* Biskoten = Biskuit.

ihm ins Wort und sagte: „Nun aber möchte ich auf etwas anderes zurückkommen, auf meine frühere Frage, nämlich: Sie kennen also den Herrn Expositus von Innerforchen?"

"Wie mich selber."

"Und was halten Sie von ihm? Ich meine von seinem Charakter?"

"Hochwürden, das ist bald bei einander. Der Herr Antoni — halten zu Gnaden, man heißt ihn da herum nicht anders — der Herr Antoni ist so zu sagen ein Prachtmensch. Ja, ein Prachtmensch! Auf sein Wohlsein! Da müssen S' schon ein bißl' antauchen, er verdient's. Der Herr Antoni soll leben!"

Der Gast merkte, daß er hier nicht den rechten Mann für seine Auskünfte gefunden habe; er lenkte daher das Gespräch abseits, kam aber später doch noch einmal auf den Herrn Expositus zurück; er mußte ihm zu sehr am Herzen liegen. —

"Er hat, wie ich höre, eine sehr magere Pfründe?"

"Da haben S' richtig gehört, Hochwürden," bestätigte Hubinger, „ganz richtig! Mager ist sie wie eine Geiß zur Fastnachtszeit; aber wissen Sie, jekund hat er selber etliche Tausender im Vermögen; so vor vier, fünf Jahren hat er's geerbt. Bis dahin ist die Not bei ihm Trumppf g'wesen."

"Er lebt anscheinend mit der ganzen Gemeinde in Frieden?"

"Ja, wo soll denn der Herr Antoni ein' Feind her haben?"

"Herr Wirt, ein jeder hat seine Feinde; warum er nicht?"

"Den soll der Teufel holen!" — Hubinger schlug sich schnell auf den Mund — „o — pft! pft! Halten zu Gnaden, das is mir wieder so herausg'rutscht. — Donnerwetter, daß ich das Teufelsfluchen nicht lassen kann!"

Unter dem fleißigen Zuspruch des Postmeisters war die erste Maß vor der Zeit leer geworden, und Hubinger wollte eben der Annatrine zurufen, eine zweite zu bringen, als der Geistliche sich erhob, indem er sagte: „Ich denke, es wird Zeit sein, aufzubrechen; was bin ich schuldig, Herr Postmeister?"

"Schuldig? für was denn? Sie haben ja nichts g'nommen wie a Bögerl, und wenn ich nicht dabei gewesen wär', müßten wir uns rein vor dem Tisch und den Flaschen schämen. Aber recht haben S', es ist Zeit zum Gehen. Alsdann am Rückweg, Hochwürden, bitt' ich mir die Ehr' aus; dann aber a bißel besser zugreifen, wenn Sie schon Lust haben, was zu zahlen; aber für so ein Mäuseessen wie heut läßt man sich da nichts zahlen."

"Den Weg kann man doch wohl nicht verfehlen?"

"Hab' schon dran denkt, Hochwürden! Bis Außerforchen kriegen S' ein' Führer mit, von dort an können S' nimmer irrgeln. Meine Leut' sind freilich alle am Feld, aber der terrische* Hiesl is daheim. Annatrine, Annatrine! Na, wo steckt sie denn? Der Hiesl soll gleich kommen, den Hochwürdigen nach Außerforch'

* terrisch = taub.

führen. Was krabbeln denn Sie alleweil im Brieftaschel herum?"

Der Gast drückte der herzugekommenen Annatrine ein Trinkgeld in die Hand und erhielt dafür einen schönen Knirz und obenein einen ehrerbietigen Handkuß. Hiesel gurgelte etwas in seinen Schnauzbart hinein und nahm den leichten Reisefack des Geistlichen zur Hand. Der Postmeister zog den Rocktragen auf und nieder und reichte seinem vornehmen Gaste freundlich die Rechte zum Abschied.

"Nichts für ungut, Hochwürden, einen recht schönen Gruß an den lieben Herrn Antoni, und das sag' ich: nur wieder einkehren im Posthause, wenn S' wieder am Heimweg sind."

"Nach Aufferforsch!" schrie er dann dem Hiesel ins Ohr, der verständnisvoll nickte und mit Seiner Hochwürden den Weg antrat.

II.

Zwei geschlagene Stunden waren die beiden unterwegs; tapfer waren sie ausgeschritten trotz der sengenden Sonne, die es gar zu gut mit ihren Strahlen meinte, und unzählige Schweißtropfen waren dem geistlichen Herrn über seine schmale Stirne ins magere Angesicht und von da hinunter in den violetten Kragen gelaufen. Jetzt waren sie in Aufferforchen und standen vor dem Wirthshause des kleinen Weilers. Der bischöfliche Kommissarius — denn ein solcher war er wirklich und wahrhaftig — griff nach seinem Reisefack und wollte seinen Führer entlassen.

Hiesel aber deutete aufwärts nach einer bewaldeten Anhöhe hin und wehrte ab: "No net — dort oben — gut's Wasser! — o so gut — höhöhö! Hiesel a bißl rast'n — höhöhö — Wasser trinken — der Herr a trinken — o so gut — höhöhö."

So behielt Hiesel den Reisefack und schritt weiter voran. Nach einer kleinen Viertelstunde standen beide auf einem so schönen, ebenen Waldplätzchen und im Schatten so herrlicher Tannen, daß der Hochwürdige ganz aus sich herauskam und einmal übers andere ausrief: "D wie schön! wie schön!"

Der Platz sah aber auch aus wie eine Kirche aus Bäumen. Die Stämme waren die Säulen, und die verschlungenen Äste der Tannen bildeten das Gewölbe; zwischen den Stämmen aber schauten gleich wie durch bunte Fenster die Sonnenstrahlen in gelbem und grünem Lichte herein.

In der Mitte stand ein Kreuz mit dem Bildnisse des Erlösers. Seitwärts lagen etliche mächtige Felsblöcke, und zwischen deren Spalten rieselte aus eingestreckter Holzrinne eine Quelle, hell wie Krystall. Unter dem Schutze der Felsen und von einem schützenden Dache bedeckt, waren Bänke angebracht, die den müden Wanderer zur Rast einluden.

"Das ist ja prächtig, prächtig und wunderschön hier!" rief der Herr Kommissarius; Hiesel aber hielt die Hand an ein Ohr und schrie: "Was sagen?"

Ebenso laut antwortete der geistliche Herr, indem er dem Hiesel ins Ohr rief: "Es ist recht schön hier!"

"Freili — höhöhö — schön — schon recht schön —

alles Herr Antoni machen — o, quater Mensch Herr Antoni." Dabei zog der Hiesel ein Stück Brot aus der Tasche, schob davon einen mächtig großen Bissen in den Mund, hielt seinen Hut unter die Rinne und ließ ihn einfach voll Wasser anlaufen, um ihn dann sofort unter Hinabwürgen seines Bissens leer zu trinken.

Lachend und doch verlegen sah ihm der Geistliche zu. Auch er hätte gerne getrunken. So schickte er sich denn an, die hohle Hand zu gebrauchen.

"D — o — Hiesel ganzer Dohs — warten — höhöhö!" und mit einem Satz war der Träger hinter dem Kreuze, öffnete ein in demselben angebrachtes Thürchen und überreichte dann dem Herrn ein Trinkglas.

"So — igt trinken, Herr! Hiesel wieder hoamgehn. Alba — höhöhö — Glas wieder 'neinstell'n — sunst Herr Antoni brummeln. Wohlauf leben!"

Den Trägerlohn mußte ihm der Hochwürdige förmlich aufzwingen. "Höhöhö — Hiesel braucht nix — Postfraumuatter alles geben — o guate Frau — na vergelt's Gott tausendmal im Himmel auffi — Handl bussen!" Er küßte die Rückseite seiner eigenen linken Hand, nahm seinen abgeschabten Filzhut ab, kratzte mit einem Fuße nach hinten aus, machte dann Kehrt und war rasch nach abwärts verschwunden.

Der bischöfliche Kommissarius aber setzte sich nachdenklich auf die Bank, zog aus seiner Handtasche ein Schriftstück, blätterte längere Zeit in demselben hin und her und sagte endlich halblaut vor sich hin: "Mir scheint, hier giebt's ein großes Rätsel, und am besten wäre die Umkehr. Da in den Schriften lauter Anklagen, und so oft hier sein Name genannt wird, lauter Lob. Was ist Wahrheit?"

"So hat schon Pilatus gefragt," ertönte plötzlich eine starke, aber wohlklingende Stimme hinter ihm.

Etwas erschreckt fuhr der Kommissarius von seinen Papieren auf und sah nun eine merkwürdige Gestalt vor sich: einen kräftig gebauten Mann, bei dem nur die schneeweißen, vorn auf der Stirn schon etwas dünnen Haare ein höheres Alter vermuten ließen. Das Gesicht war voll und rund; aufrichtige, gutmütige Augen schauten aus ihm heraus. Den Hemdtragen trug er weit offen; der Hut war an dem ziemlich langen Lodenrock befestigt; über der einen Schulter hing ihm am Lederrücken ein leinener Sack, über der andern eine Blechschachtel, die einer Botanikerbüchse ähnlich war. Die Lodenhohe war hoch aufgestülpt und sonst war er — barfüßig.

Sofort trampelte er auch in dem von der Quelle fließenden Wasserlein mit aller Behaglichkeit herum.

"Ah, das erfrischt, das geht herauf bis zum Kopf."

"Was machen Sie da? Sie werden sich erkälten," meinte ängstlich der Herr Kommissarius; der andere aber entgegnete: "Gott bewahre, erwärmen! Das nennt man Wassertur! Und Wasser ist das größte Geschenk, das unser Herrgott der Menschheit gegeben hat." Jetzt sah er sich den Hochwürdigen näher an: "Alle Wetter, ein Domherr," murmelte er und fuhr dann laut, sich entschuldigend, fort: "Stoßen Sie

sich nicht an meinem Aussehen, da heroben im Gebirg geht's eben nicht anders. Da drüben am Hof hat sich der Bauer die Hand gebrochen — ich habe sie ihm eingerichtet. Das gestrige Gewitter hat wieder einmal den Steg über den Wildbach zerrissen, und so mußte ich, um durchzukommen, Schuh' und Strümpfe ausziehen."

"Sie sind wohl Arzt?" fragte der Kommissarius.
"Wie man's nimmt; da heroben sollte man eigentlich alles sein. Aber wenn Sie nach Hochet zurück wollen, müssen Sie bald dazuschauen —"

"Nein, von daher komme ich und will nach Innerforchen."

"Nach — Innerforchen —? Ja, wenn ich fragen darf, was haben denn Sie in diesem Nest zu suchen?"

"Sie sind wohl gut bekannt da?"

"Nun, selbstverständlich!"

"So kennen Sie wohl auch den dortigen Herrn Expositus von Person?"

Der Barfüßige sah den Kommissar fest an:
"Den Expositus?" —

"Jawohl, den Herrn Expositus!"

"Oder den Herrn Antoni, wie unsere Leute sagen — ja freilich, den kenn' ich gut. Wenn Sie aber zu ihm wollen, so gehen Sie nur mit mir; es ist hohe Zeit und noch ein ziemlich langer Weg. Nacht wird's wohl werden; zum Glück haben wir Vollmond. Sie erlauben, ich will mir nur mein Schuhwerk wieder anthun."

Damit wandte er sich ab, zog aus dem Leinensacke Schuh' und Strümpfe, ließ sich auf der Bank nieder und begann, seine Kleider in Ordnung zu bringen.

Der Domherr aber meinte dazu: "Beilen Sie sich nicht weiter; es ist mir ganz lieb, wenn ich im Dunkeln ohne alles Aufsehen hinkomme. Weil Sie aber den Herrn Expositus so gut kennen, so möchte ich mit Ihrer Erlaubnis seinewegen einige Fragen an Sie richten." Da der andere nichts dagegen hatte, fuhr der Geistliche fort: "Kommen Sie häufig mit ihm in Verkehr?"

"Mit dem Expositus?"

Etwas unangenehm berührt, erwiderte der Dom-

herr: "Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so sagen Sie lieber immer, wie sich's doch für einen geistlichen Herrn schickt: der Herr Expositus, oder zum wenigsten Herr Antoni!"

"Meinetwegen! Also sagen wir: Der Herr Expositus Antoni, und somit hätten wir alles beisammen. Stimmt, mit dem komme ich täglich zusammen. Was soll's denn mit ihm sein?"

"Steht er denn in gutem Einvernehmen mit seiner Gemeinde?"

"Ich hab' nie etwas vom Gegenteil gehört."

"Aber mit seinen Obern?"

Der Beinbruchdoctor sah



"Sie werden sich erkälten," meinte der Herr Kommissarius.

scharf zu und schaute dem anderen voll ins Gesicht, so daß dieser unwillkürlich die Augen senkte. "Ja, Monsignore, das dürsten, wie ich mir einbilde, Sie selbst doch wohl besser wissen als unsereiner. Das Schoßkind vom bischöflichen Stuhle, Hahn im Korbe ist der Expositus Antoni gerade nicht, denn sonst säße er nicht schon nahezu ein Vierteljahrhundert in diesem Bergnest, als sei er ein Verbannter. Es heißt, er soll allen Grund haben, auf ein erlösendes Wort zu warten. Bringen Sie ihm das vielleicht? Oder ist's was anderes? Er ist, wie man sagt, etwas grob heraus und hat vor etlichen Jahren etwas hinausgeschrieben, das soll gerade nicht so höflich ausgefallen sein, wie's oben immer verlangt wird."

"Sie scheinen ja allerlei zu wissen," meinte der Domherr dringend. "Bitte, setzen Sie sich doch zu mir und antworten Sie mir vorerst auf folgende Fragen: Nicht wahr, Sie gehören selbst zur Gemeinde Innerforchen?"

"Jawohl."

"Es ist mir wirklich wenig daran gelegen, ob ich etwas früher oder später hinkomme. Nicht jeden hätte ich in mein Vertrauen gezogen; aber da Sie Wundarzt und also ein gebildeter Mann sind und Sie außerdem, ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, trotz des etwas seltsamen äußerlichen Aussehens einen sehr vorteilhaften Eindruck auf mich gemacht haben —
„Ohrsamer Diener, Hochwürden!"

„Still, still, es ist, wie ich sage! — so mögen Sie mir in der Ausführung einer etwas peinlichen und schwierigen Sendung zu Hilfe sein. Ich gehe nämlich nicht beschämalter, oder aus besonderer Lust nach Innerforchen —“

„Das glaub' ich Ihnen aufs Wort,“ warf der andere dazwischen.

„Sondern — ich müßte mich ohnehin mit der Gemeinde ins Einvernehmen setzen, und Sie würden morgen so wie so erfahren, was ich Ihnen teilweise jetzt schon anvertraue; mit einem Worte, ich komme als bischöflicher Kommissär, um gegen den Herrn Erpositus eine Untersuchung einzuleiten.“

„Was?“ rief der andere und fuhr jäh von seinem Sitze auf — „der Erpositus in Untersuchung!“

„Bitte, der Herr Erpositus! Vorläufig nur eine Untersuchung; hoffen wir, daß sie für den Herrn Erpositus recht glücklich ausgehe!“ Damit zog er den Bauern doktor sanft wieder auf seinen Platz; er zog seine Schriften heraus und sprach: „Sie meinten, der von Ihnen erwähnte Brief hätte nicht so viel zu bedeuten, aber so hören Sie nur! Folgendes schreibt der Herr Erpositus an den Bischof, seinen Bischof: „Eure bischöflichen Gnaden! Hochwürdigster Herr! Vor drei Jahren hat ein Dieb in unserer Kirche dem Gnadenbilde der Muttergottes dreißig silberne Thaler entwendet. Den Dieb haben wir erwischt und samt dem gestohlenen Gute dem Landgerichte abgeliefert. Der Dieb kam ins Loch, die Thaler — aus welchen Gründen, wissen wir hier nicht — wurden an das bischöfliche Konsistorium gesendet. Die Gemeinde hat darum geschrieben, ich habe darum geschrieben, aber bei der letzten Kirchenrechnung waren sie noch immer im Auslande. Wie nun die Bauern schon sind, so meinte einer: Jetzt sind die Thaler halt doch gestohlen! Was ich in aller Ehrerbietung zur Kenntnis bringe u. s. w.“

„Na, was fehlt denn an dem Brief? Ist ja alles wahr gewesen!“

„Der Brief ist doch etwas sehr grob.“

„Aber g'holsen hat er; das ist die Hauptsach'; die Thaler sind wie mit der Extrapost bei der Gemeinde wieder eingerückt.“

„Das Konsistorium giebt sonst nichts auf anonyme Anzeigen und Verdächtigungen, aber wenn sie immer wiederholt und immer mehr werden —“

„Immer — mehr — da bin ich jetzt doch neugierig,“ meinte der Doktor.

Der Domherr hielt ihm eine Anzahl Schriften vor: „Hier habe ich sie alle einzeln.“

„Na — lassen Sie hören!“

„Also: Erstens heißt es —“

„Soll wohl heißen: Zweitens, denn der Brief war doch Numero eins —“

„Unterbrechen Sie mich nicht, mein Lieber! Erstens wird dem Herrn Erpositus zum Vorwurfe gemacht, er halte die Bildung frommer Bündnisse, wie sie in andern Gemeinden zum Wohle der Gläubigen bestehen, eigensinnig hintan, zum Beispiel: Männer- und Frauen-, Jünglings- und Jungfrauenbündnisse,

obwohl viele Seelsorgerkinder von Innerforchen es wünschen. — Haben Sie davon etwas gehört?“

„Wie man sagt: Läuten hab' ich einmal hören — aber nicht viel.“

„Zweitens: die Abhaltung einer heiligen Mission habe er nicht zugelassen —“

„Das ist wahr, völlig aufs Wort wahr; in dieser Hinsicht ist der Erpositus ein ausgefuchter Dickhädel!“

„Das heißt, Sie wollen damit sagen, der Herr Erpositus habe eine ausgesprochene Abneigung dagegen. Ja nun, er ist Seelsorger von Innerforchen und wird hierfür Entschuldigungsgründe haben —“

„Das wird jedenfalls sein!“

„Schlimmer ist es schon mit Nummer drei —“

„Recht nett,“ meinte der Lodenrock, „wenn das so fort geht, wird ja eine ganze Armenseelenlitanei drauß!“

„Die Kirche der Gemeinde ist nicht reich —“

„Stimmt, stimmt, bettelarm ist sie und gar nichts hat sie.“

„Also! Ein Gemeindeglied wollte der Kirche sein ganzes Vermögen vermachen und — hören Sie das Unerhörte! Der eigene Herr Seelsorger hat es hintertrieben! Was sagen Sie dazu?“

„Nichts. Wahr ist's. Mein lieber Antoni, dir haben s' eine schöne Suppen ein'brockt. Das wird aber wohl 's Größte sein?“

„Es kommt noch ärger —“

„Wa—a—s? Ja, in Gottes Namen, gestohlen hat er sicher nichts — ich wüß' nicht wo und was!“

„Als vor vier Jahren die bischöfliche Visitation war —“

„Da hat er ein paar Tage früher fort müssen,“ bemerkte der Bauern doktor, „das ist ihm selbst recht leid gewesen —“

„Leid gewesen? Nach der Schrift hier verhält sich die Sache anders. Also, als die bischöfliche Visitation sein sollte, entfernte er sich unter irgend einem plausiblem Vorwande einige Tage früher und war nicht da, als die Visitation stattfand. Ja, er kam erst nach fast zwei Monaten zurück und —“ der Domherr sprach dies ernst und langsam, jedes Wort betonend, „und brachte ein junges Frauenzimmer mit —“

„Stimmt wieder; nämlich seine jetzige Häuserin. Na, aber gar so jung ist sie nicht, und die alte war vollkommen erblindet, voriges Jahr ist die arme Leiderin gestorben.“

„Nun aber hören Sie weiter, dieses junge Frauenzimmer soll in der Stadt — ein Kind haben — und — ich weiß wahrhaftig nicht — wie ich mich ausdrücken soll — es wird — es soll — nun ja — der Herr Erpositus — dieses Kind — ein Knabe — ja — verstehen Sie mich denn nicht? —“

Der andere hatte den Kommissär schon lange mit weitgeöffneten Augen angestarrt, jetzt aber schnellte er wie ein abgeschossener Pfeil in die Höhe und stößweise in höchster Erregung sprach er: „Hochwürden, das ist ja niederträchtig — das ist ja ganz gemein! Untersuchen, sag' ich, strengstens untersuchen, dann aber auch dreinfahren wie der heilige Erzengel

Michael mit dem feurigen Schwert! Thun Sie's nicht, so thu ich's. Und jetzt brechen wir auf; ich will nichts weiter hören. Zu Innerforchen giebt's kein Wirtshaus, nur beim Seelsorger stehen für alle Fälle etliche Gastbetten, und in einem dort sollen Sie schlafen. Sie sind also heute mein Gast, denn ich — ich bin der Expositus Antoni!"

III.

Noch zwei volle Stunden stiegen die beiden nebeneinander den steilen Bergpfad hinan; aber sprechen thaten Sie nur blutwenig miteinander, was leichtlich zu verstehen ist.

Die Nacht war hereingebrochen, als sie im Dorfe anlangten, und der Vollmond warf sein mildes Licht auf das Alpendörfchen, das längst in voller Ruhe lag. Raschen Schrittes durchmaß der Herr Expositus die mondihelle Dorfstraße, gefolgt von dem bischöflichen Kommissär, den der weite Weg schon arg ermüdet hatte. Nun noch eine kurze Wendung, und da lag es vor ihnen, das kleine, aber freundlich dreinschauende Widdum*. Vorn in der Laube saß Theres, die besorgte Wirtschafterin, an dem mit schneeweißen Linnen gedeckten Tische.

„Aber Hochwürden, was hab' ich schon Angst g'habt, daß Ihnen was passiert sein könnte; wahrhaftig, ich bin froh, daß Sie endlich kommen.“ So begrüßte sie ihren Herrn, und als sie den Begleiter sah, fragte sie verwundert: „Ja, wen bringen Sie denn da noch mit?“

„Einen Gast, Theres, einen vornehmen Gast. Geh, mach dich schnell in die Küche und bringe das Beste zusammen, was wir haben. Führ auch den hochwürdigen Monsignore in die gute Stube, ich will mich indessen hier heraußen durch langsames Gehen ein wenig abkühlen.“ Dabei nahm er einen an der Thüre hängenden Wettermantel und warf sich denselben leicht über die Schulter, während er, zum Domherrn sich wendend, sagte: „Monsignore, ich hab' einen nagelneuen, recht erwärmenden Schlafrock; der Abend ist wunderbar mild; ich denke, wir nehmen das Abendbrot hier, in der niedern Stube wäre es heute doch nicht auszuhalten.“ —

„Wie Sie wünschen, Herr Expositus, aber Ihr Anerbieten nehme ich mit Dank an, Sie sind diese frische Luft hier oben mehr gewöhnt, als wir da unten im Thale!“

* Widdum = Seelsorgerwohnhaus.

Der Domherr verschwand mit Theres im Hause, Antonius aber ging eine Zeit lang schweigend auf und ab.

„Schöne Sachen das,“ murmelte er dann für sich hin, „recht nette Sachen das! Solche verdammte Duckmäuser! Zwar schon seit einem Jahr, da mir die blinde Kreszenz starb, hab' ich etwas bemerkt; da ist hie und da bald der eine kopfhängerisch, bald der andere auffässig geworden. Was aber ist die Ursache? Woher kommt das alles? Ein Domherr nach Innerforchen! Ein Untersuchungskommissär ausgesandt wider mich! Fast hatt' ich ganz etwas anderes erwartet; ein Wort der Versöhnung, des Friedens! Aber ganz das Gegenteil hat sich ergeben. Ja, ja, dort giebt's kein Vergessen, und ich sehne mich doch so nach dem Frieden! Nun, wie Gott will!“



Vorn in der Laube saß Theres, die besorgte Wirtschafterin.

Dann aber lachte er mit einemale laut auf: „Hahaha! Im Grunde genommen ist der Anzeiger doch ein rechter Schakskopf. Männer- und Frauenbündnisse — da heroben, wo's Männer und Frauen so wenige giebt und wo sie erst vor den Altar treten, wenn der Großvater die Augen zumacht und man aus ihrer alten runzeligen Haut schon bald Schuhsohlen schneiden könnte. — Und eine Mission? Kömmt mir einfallen! Alles bettelarm — und keins versteht mich, wenn ich nicht in der „Smoansprach“ mit ihnen rede. Dauert eine Predigt nur einmal um ein wenig länger als ein Viertelstündlein, gleich schnarcht

es in der ganzen Kirche wie im Sägewerk zu Hoched, — was ihnen auch gar nicht zu verdenken ist bei der harten Arbeit! Hahaha! Die Missionspredigt möchte ich hören. — — — Und dem Bischof schreiben — hinter meinem Rücken schreiben! Wer's ihnen wohl aufgesetzt haben mag? — Und das Dümme ist, daß einer auf solche Dummheiten was geben mag! — Und zu guter Letzt,“ — jetzt ward er zornig und rebete sich immer mehr in den Zorn hinein — „die Geschichte mit der Theres! Das ist ja eine Niedertracht sondergleichen! Aber den Haderlumpen, der das gethan, muß ich ausfinden, und wenn ich ganz Innerforchen umkehren sollte. Das ist ja ein elender, gemeiner Tropf!“

Des Zornes voll, schlug er mit der Faust so heftig gegen die Thür, vor der er im Gehen eben vorbeikam, daß Theres herzuellte und fragte: „Wollen

„S' was, Hochwürden?“ Hochwürden aber sagte sich flugs und fragte: „Was kriegen wir zum Essen und wie steht's damit?“

„Die alte Henn', die ich gestern abgethan hab', hat eine recht gute Suppen 'geben — und —“

„Und Nudeln drin — brav, Theres, die soll uns weidlich schmecken.“

„Und die alte Henn' —“

„Na weißt, mit einer alten Henn' legt man keine große Ehr' ein.“

„— die hab' ich herg'schenkt, wollt' ich sagen; dafür kriegen S' ein Bratl und ein' Plent.*“

„Theresl, da leben wir ja wie die Vögel im Hans! Brav, Thereserl; wenn nur der Domherr bald käme.“

„Ich bitt', Hochwürden, was will denn so ein hoher Herr bei uns da heroben? Etwan Sommerfrisch halten? Da müßt'n S' für die Küch' ordentlich dazuschau'n!“

„Wirst es schon hören, Theres. Geh! — oder“ — verbesserte er sich — „halt ein wenig, Theres, sag mir schnell, aber aufrichtig: Meinst, es könnte jemand da sein in Innerforchen, der dir was Übles wünschen oder anthun möchte?“

„Wir? was Übles —?“

„Denk' nur ein wenig nach und sag mir's offen!“

„Hochwürden — ich weiß nicht — ob —“

„Nur frei heraus mit der Sprach'!“

„So seien S' nicht böös — aber ich kenn' einen —“

„Wa—as? Doch einen! Na, wer ist's?“

„Der Steinbauer ist's, nehmen S' nur nicht übel auf, Hochwürden. Aber schon lange geht der überall mir nach, daß ich mich kaum vor ihm erwehren kann.“

„So, so! Das sind mir ja schöne Geschichten! Der Steinbauer — das räudige Schaf!“

„Ja, und vor drei Wochen oder vier, an dem Tag, wo Sie am späten Abend noch die Außerforchbäuerin haben versehen müssen, und er g'wußt hat, daß i so vier bis fünf Stund' allein bin, da hat er sich gar ins Haus drängen wollen.“

* Plent = türkisches Korn (Polenta).

„Und davon hast du mir nichts gesagt? Ins Haus eindringen, der Haderlump! Das sind ja unerhörte Dinge! Und wie bist du mit ihm fertig geworden?“

„Eine Ohrfeigen hab' ich ihm 'geben — schwabb, und zur Thür hinausg'stoßen hab' ich ihn — so! Da hat er g'wettert und g'stucht wie ein Heid' und eine abscheuliche Red' hat er 'than. Ich hab's Ihnen oft sagen wollen, aber g'schamt hab' ich mich und den Verdruß hab' ich Ihnen nicht anthun wollen.“

„Was hat er gesprochen zu dir?“

„Ich bitt', Hochwürden, lassen Sie's gut sein —“

„Gut sein lassen — was dein und mein Unglück sein kann?“

„Ihr Unglück?“

„Auch vielleicht das meine; sicher aber das deine. Was hat er gesagt, Theres?“

„Teufelsdrin, hat er g'schrien, i merk' schon, du hast es mit dem Exposit—, aber wart, Luder, euch will ich's beiden eintränken!“ Und weinend setzte sie hinzu: „Na, Hochwürden, es ist nicht auszubedenken, wie schlecht mitunter die Leut' sein können.“

„Gräm' dich nicht, Theres, ich weiß genug. Morgen wird alles klar. Wenn jetzt der Domherr kommt, und ich frag' dich um etwas, so gib ungeachtet Antwort, kurz und bündig. Da kommt er schon; geh und deck den Tisch.“

Theres ging, der Expositus holte eine Lampe aus der Stube

und stellte sie auf den Tisch; gleich hinter ihm kam der bischöfliche Kommissarius, in den warmen Schlafrock gehüllt.

„Ich hätte nicht geglaubt, Herr Expositus, daß es hier oben so mild und angenehm sein könnte.“

„D, im Hochsommer ist es prächtig; leider dauert es höchstens drei bis vier Monate; dann heißt es wieder in die Stube kriechen, wie der Schneef in sein Gehäuf. Aber bitte, jetzt kommt die Suppe, seien Sie mein verehrter, lieber Gast und nehmen Sie vorlieb mit dem Wenigen, was wir Ihnen bieten können.“

Laut und in voller Andacht sprach er das Tisch-



„Eine Ohrfeigen hab' ich ihm 'geben — schwabb, und zur Thür hinausg'stoßen hab' ich ihn.“

gebet und machte sich dann sofort mit gesegneter Eglust über die köstlich duftende Mahlzeit her. Während dem aber sagte er: „Morgen feiern wir das Fest des heiligen Apostels Jakobus. Wir haben hier einen halben oder sogenannten Bauernfeiertag; ich möchte ihn aber, wenigstens den Vormittag, zu einem ganzen machen. Darf ich Sie bitten, Monsignore, morgen den Festgottesdienst zu halten? Ich bin hier oben zugleich auch Gesanglehrer und Musikdirektor; so hab' ich einen vierstimmigen gemischten Chor ausgebildet, wie Sie ihn am Ende in der Bischofsstadt auch nicht besser haben, nun, Sie werden ihn ja hören und sich wundern. Dann halte ich im Freien, vor der Kirche, eine Ansprache an meine Seelsorgskinder — was wohl auch nicht viel weniger ist, als eine Missionspredigt. Darf ich bitten?“

„Mit Vergnügen, Herr Amtsbruder!“

Freudigst überrascht von diesem Worte blickte Antonius den Domherrn an; er streckte ihm beide Hände entgegen und sagte mit Wärme: „D wie dank' ich Ihnen für das freundliche Wort! — Theres, jetzt räume ab! Sehen Sie — ich bin so frei und gebrauche es ebenfalls, das liebe Wort — sehen Sie, Herr Amtsbruder, das ist meine Wirtschäfterin.“

„Jedenfalls eine vorzügliche Köchin, ich mache Ihnen mein Kompliment, Fräulein.“

„Dank dir, Theres! und jetzt sag: wie alt bist du denn?“

„Fünfunddreißig Jahre.“

„Und wie alt ist denn dein Bub, der Sepperl?“

Der Domherr spitzte die Ohren.

„Aber Sie wissen's ja; zwölf Jahre ist er alt.“

„Und dein Mann?“

„Ihr Mann?“ warf der Domherr erstaunt dazwischen.

„Mein Mann? — muß das sein?“ — und da der Expositus nickte — „vierzig Jahre.“

„Er lebt also noch?“

„Ja.“

„Wann gehst du wieder zu ihm?“

„Im Leben nimmer.“

„Und warum denn nicht?“

„D ich bitt', quälen Sie mich doch nicht so.“

„Es muß sein, Theres! Nur noch ein paar Worte. Sprich! Warum gehst nicht wieder mit ihm zusammen?“

„Weil sie ihn eing'sperrt haben zeitlebens — eing'sperrt — und er doch im Zuchthaus ist und auf den Tod krank zu all' dem Elend obenein.“

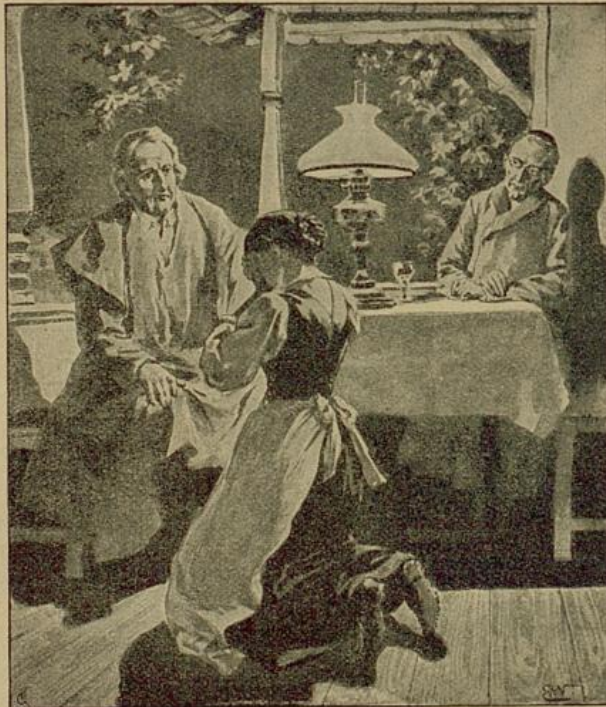
„Und wie kommt's, daß du, als dein Mann verurteilt war, gerade zu mir, so hoch herauf gekommen bist?“

Da fiel Theres weinend und schluchzend vor ihm auf die Knie: „Aber Hochwürden! Soll denn alles wieder von frischem bluten? Soll ich in einem fort in dem Schmerz und Weh graben müssen, die mir das Herz zusammenschnüren?“

Antonius legte ihr die Hand aufs Haupt: „Es wird sein müssen, Theres. Was der Steinbauer vor vier Wochen dir ins Gesicht geschrien, scheint auch andern Leuten zu Ohren gekommen zu sein — zu den Ohren meiner Vorgesetzten nämlich.“

„D mein Gott!“ jammerte Theres,

„Sie — und ich — ja — ja — jetzt muß ich alles sagen.“ Und auf den Knien, sich zum Domherrn wendend, fuhr sie mit bebender Stimme fort: „Noch bevor ich mit meinem unglücklichen Manne zum Altare trat, warnte mich der hochwürdige Herr Antoni eindringlich vor ihm. Ich hörte nicht



Da fiel Theres weinend und schluchzend vor ihm auf die Knie: „Aber Hochwürden! Soll denn alles wieder von frischem bluten?“

darauf; er kannte ihn viel, viel besser, als ich ihn kannte. Er war ein gutmütiger und fröhlicher, aber dafür auch ein leichtsinniger Mensch. Ein paar Jahre war er mir gut und treu; bald aber ging's abwärts. — Spielen — Trinken — schlechte Frauenzimmer — o, es kamen fürchterliche Jahre, bis uns keiner mehr über die Schwelle ging, als wäre die Pest in unserem Hause — —

Vom Schluchzen überwältigt hielt sie inne, der Expositus faßte sie an beiden Händen und redete ihr gütlich zu: „Weiter, Theres, weiter! Ich kann dir nichts ersparen.“

Sie fuhr fort: „In unserem Orte lebte ein reicher geiziger Mann —“

„Ein verstockter, alter Sünder,“ schaltete Antonius ein.

„Ein schlechter Kerl, der mich mit abscheulichen Dingen verfolgte und zuletzt sogar viel Geld meinem Manne dahingab und damit sich die Zustimmung dieses Menschen erkaufte. Statt des einen waren nun ihrer zwei hinter mir her — — —“

Der Domherr schlug entsetzt die Hände zusammen und sprach: „Armes, schwergeprüftes Weib!“

„Wie ich das hab' ertragen können, das weiß ich selber nicht. Als der Bösewicht aber bei mir nicht erreichen konnte, was er sich vorgenommen, da gab er auch meinem Manne nichts mehr. Wie der nun den Alten abermals um Geld drängte, stieß ihn dieser zur Thür' naus, indem er prahlte: Was ich von deinem Weibe wollte — das hab' ich — dich brauch' ich nun nimmer, du Lump! — — — Gleich darauf raft mein Mann zu mir in die Stube; er würgt mich, als wollte er mich umbringen, und schreit mir in einem fort in die Ohren, was ihm der elendige Lump vorgemacht hat. Da war's zu Ende mit meiner Kraft; ich legte mich hin, und das Fieber wollte mir nicht aus dem Kopf und den Gliedern gehen. Da, als ich endlich wieder soweit bin und allgemach zu mir komme, da schreit es draußen auf der Gasse: Mord! Mord! Ich reiß' das Fenster auf — sie bringen meinen Mann, die Hände vorne kreuzweis zusammengeschlossen — er hatte den Alter umgebracht und ihn verauben wollen. Ein einziges Glück war nur, daß der Alte, bevor er starb, noch meine Unschuld hat bezeugen können. Was nachher kommen ist, war das Gericht. Verachtet — verspottet, ohne einen Kreuzer Vermögen — das Weib eines Mörders — was hätt' ich anders thun können, als mit meinem lieben Kind ins Elend — vielleicht ins ewige Unglück zu gehn, wenn Sie nicht g'holfen hätten, Hochwürden Herr Weiter!“

Der Expositus hob sie auf und indem er sie fest an sich zog, sagte er zu seinem Gaste: „Ja, sie ist meines verstorbenen Bruders leibliche Tochter! Thretwegen war ich abwesend, als die bischöfliche Visitation stattfand. Herr Amisbruder, Gottes Wege sind wunderbar, wie seine Fügungen. Am Ende erleichtert Ihnen das, was Sie heute bereits vernommen, die morgige Untersuchung. Für heute: Gute Nacht! Gelobt sei Jesus Christus!“ —

IV.

Am andern Morgen war der Platz bei der Kirche schon von der Frühmesse an so gedrängt voll von Leuten, als ob im ganzen Alpenländlein außer den Kindern auch nicht einer daheim geblieben wäre. Die Frömmigkeit allein war nicht schuld daran; nein, auch die Tragerin* aus Hocheck hatte ihr Teil daran, denn sie hatte brühwarm die Neuigkeit mitgebracht, daß einer vom Dom soeben nach Innerforchen gekommen sei. Da wußte nun jeder bereits etwas Besonderes, das bevorstünde.

„Der Bischof selber is kommen,“ erklärte die Hofer-

* Tragerin = Böttin.

moidl, „unsern Herrn Antoni wollen s' zu ein' Domherrn machen —“

„Was dir net einfällt, alte Ratschen,“ meinte der Mesner, „a Prälat is kummen in die Frisch —“

„Natürli, Du greggeter Grillenguzler,“* gab die Alte bissig zurück, „zum Verhungern wird einer da herauf kraxeln!“

„I will Ent' s' Rechte sog'n,“ — schrie der Unter- moar — „fort muß er, der Exposit, und sein' Häuserin sperren s' ein; da Stoaner-Naz da weiß alles, gelt Naz?“

Der Steinbauer aber wandte sich ab. Er war auf unbemerkte Weise Zeuge davon gewesen, als der Gast im Dorf anlangte, und die Angst des Judas regte sich in ihm. „Laßt's mich in Ruß, i will von der ganzen G'schicht nix mehr wissen.“

Da sagte ihn Simon, der Vorsteher, beim Rock- fragen: „Zu was hatt's denn nachher ang'fangen? Hörst, Mensch, wenn d' erwann gar mi' und die andern ang'logen hast, nachher kanust di' auf was g'saft machen.“

Im selben Augenblicke ging der Expositus über den Platz zur Kirche. Alles blieb wie gebannt stehen, nur die Hofermoidl drängte sich vor und fragte, ihm die Hand küßend: „Gelt, Hochwürden Herr Antoni, i hab' recht?“

„Mit was denn, Moidl?“

„Daß i' ein' Domherrn aus Ent' machen wollen —“

Der Expositus lachte: „Heut noch nicht, Moidl, vielleicht später!“

Die Glocken läuteten zur Messe, die kleine Kirche war bald gefüllt; weil aber jedermann etwas zu erfahren hoffte, blieben jene, die in der Kirche nicht Platz hatten, draußen voller Erwartung stehen.

Nach der Messe, noch am Altare, wendete sich Antonius an seine Gemeinde: „Meine Lieben, ich habe gestern einen hohen Gast mitgebracht, einen Domherrn —“

„Na, was hab' i g'sagt,“ — wisperte die Moidl ihrer Nachbarin ins Ohr, — „ein Domherr ist's halt doch —“

„— einen Domherrn, der die Freundlichkeit hat, uns heute den Festgottesdienst zu halten. Die Chorjänger und auch die Sängervinnen sollen in einer kurzen Zeit zu mir in den Widdum kommen. Euch aber, liebe Seelsorgskinder, fordere ich auf, nach dem Amte noch am Kirchenplatz zu bleiben; dort werde ich eine Ansprache an euch halten. Ich wünsche, daß niemand dabei fehlt — versteht mich, niemand, der Zeit hat! Lasset uns beten!“

Nach dem „englischen Grufe“ verließ er die Kirche; die Bewohner von Innerforchen aber verloren sich unter Vermutungen und Kopfschütteln in ihre Häuser.

Der Hauptgottesdienst, der übrigens nur in einer Messe bestand, die allerdings von prächtigen Naturstimmen meisterhaft gesungen wurde, war kaum vorüber, als sich auch schon der von einigen hohen Tannen

* gregget = armselig; Grillenguzler = Grillenfänger.

beschattete Kirchenplatz von allen Seiten her füllte. Ein stilles Summen ging durch das Volk, wie in einem Bienenstock, an den man mit einer Nute schlägt.

„Jetzt kommen ſ!“ rief einer, und alle streckten die Hälse gegen den Widdum, aus welchem zuerst der Domherr trat. Hinter ihm führte der Expositus seine Häuferin, welche weinend ein Tuch vor die Augen hielt, an der Hand.

Mitten im Plaze, beim Dorfbrunnen, hatte Antonius einen Tisch aufstellen lassen; dort nahm auf einem Stuhle der Domherr, ihm gegenüber Theres Platz. Der Expositus aber stand in der Mitte, legte einige Schriften, sein Brevier und ein kleines Buch auf den Tisch und begann:

„Meine lieben Seelsorgskinder! Eigentlich hab' ich Euch heute ganz anders heißen wollen, aber der liebe Gott hat über mein Beten in der heiligen Mess' die Flamme des Zornes in meiner Brust ausgelöscht und das Lichtlein der Güte und Nachsicht, der Liebe und Verzeihung dafür angezündet. — Am nächsten Sonntag über acht Tage werden es fünfundzwanzig Jahre, daß ich in Eurem armen Bergdorf, selbst blutarm, als Seelsorger eingezogen bin —“

„Ein Jubilä — a Jubilä,“ — riefen ein paar aus dem Volke.

„Und keiner von uns hat dran denkt —“ eiferte der Vorsteher — „wir sein aber schon rechte —“

„Unterbrecht mich nicht,“ fuhr der Expositus fort. „Ich habe gedacht, diesen Tag in aller Freude mit Euch zu feiern, aber es ist anders kommen. In Lieb' und Eintracht hab' ich mit Euch gelebt, und als ein Erbanfall mich in den Stand gesetzt hätte, von Euch zu gehen und einen schönern Plaz zu suchen, bin ich doch bei Euch geblieben, weil ich Euch als fleißige und genügsame, vor allem aber als kreuzbrave Leut' lieb gewonnen habe.“

Es entstand eine Bewegung im Volke, und einige wollten sich rückwärts fortdrängen, was der Expositus bemerkte.

„Es braucht niemand fortzugehen,“ rief er nach der Stelle hin, „ich hab' Euch ja gesagt, daß ich keinen Zorn mehr habe. — Also hört, was mir von einigen aus Euch angethan wurde.“ Und mit erhöhter Stimme sprach er weiter: „Man hat mich als gewissenlosen Seelsorger, als schlechten Geistlichen bei meinen hohen Vorgesetzten angezeigt —“

Da schallte es durcheinander: „Was? — anzeigt? — unsern Herrn Antoni? — Wer ist der schlechte Kerl? — Was haben ſ anzeigt? —“

„Ruhe!“ — gebot der Herr Antoni. — Dann fuhr er in seiner Ansprache fort: „Sonst läßt man den Verbrecher vor Gericht holen; meine Vorgesetzten aber haben die Güte gehabt, selbst zu mir zu kommen, und hier, der hochwürdige Herr, ist der Untersuchungsrichter.“

Der Steffelbauer trat vor: „Da braucht's kein' Untersuchung, Herr Antoni! Sagt's uns, wer der Lumpenkerl is, nachher wird dös G'richt glei aus sein.“

Der Expositus beschwichtigte: „Sei ruhig, Mathies, ich fürcht' mich nicht. — Da in diesen Zeiteln,“ jagte

er, auf die Schriften weisend, „hat man mein Sündenregister aufgeseht. Von ein paar ausgefuchten Dummheiten will ich gar nicht reden; aber es heißt, ihr Innerforscher hättet eine heilige Mission verlangt —“

„G'redt' ist wohl einmal davon worden,“ meinte der Vorsteher.

— „Und ich hätte es unbedingt nicht zugelassen —“

„Sell is net wahr,“ rief der Steffelbauer wieder, „aber Ds habt's g'sagt, die Missionsprediger brauchen halt ein Essen a, habt's g'sagt, und eppes zum Trinken a, und 's Noasgeld brauchen ſ a, habt's g'sagt. Wenn miar a Geld hätten, so möcht's sein, Ds selber habt's a mal koan's. Hat er net a so g'sagt, der Exposit —?“

„Ja freilli, grad a so hat er g'sagt,“ riefen fast alle.

„Nun also, und weil wir alle miteinander gleich viel und nichts g'habt haben, so haben wir die Herren Missionär' gelassen, wo sie waren, haben an unsern Plenten und Erdäpfeln weiter geessen, und hat uns an Leib und Seel' nichts gefehlt, sind gesund dabei geblieben all' zusammen.“

„Nachher aber kommt etwas, worüber ich am liebsten zeitlebens kein Wort verloren und das ich mit mir ins Grab genommen hätte, mich an die Worte unseres Herrn Jesus erinnernd: Laß deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut. Wie die Sachen aber jetzt stehen, muß davon geredet werden. — Also es heißt, ich hätte unsere arme Kirche um ein Erbteil gebracht, was von einem Geistlichen schon eine ausgemacht schlechte Sache sei. Der ledige Oberhuber ist das g'wesen. Wahr ist's, unser Kirchel wird das baufälliggie rund herum sein; der Oberhuber hat aber überhaupt nur zwölfhundert Gulden g'habt, und damit baut man keine Kirchen. Der ledige Mensch hat aber auch einen Teibern g'habt, der durch Unglücksfälle mitamt Weib und einer ganzen Herde von Kindern vor der Pfändung gestanden ist und von sein' Heimatt hatt' gehen müssen. — Die Barmherzigkeit und die Nächstenliebe, meine guten Leut', ist noch viel was Schöneres, als daß man eine Kirche nicht bauen kann. Das hab' ich dem Oberhuber vorg'stellt, der hat sein Testament zerrissen und ein anderes aufg'seht; unsere Kirchen haben wir recht ordentlich gepölzt, und wie die zwölfhundert Gulden g'holten haben, das wird einer unter Euch wissen.“ —

Kaum hatte der Expositus die letzten Worte ausgesprochen, so sprang der Steffelbauer vor: „Ds habt's dös z'weg bracht, Herr Antoni? Ent haben miar's zu verdanken? Weib, Kinder, kummt's alle her! D Herr Antoni, miar wär'n wohl elende Bettelleut', wenn der Better Oberhuber ka' Einfeh'n g'habt hätt'. Alle Tag hab'n miar bet't für eahn, aber dös hab'n mir net g'wußt, daß miar unser Glück Ent zu verdank'n haben. Vergelt's Ent der Herrgott tausendmal, viel tausendmal. Kinder, daß ös mir net vergess'n thuat's, alle Tag' extra ein Vaterunser einz'legen für unsern quat'n Herrn Exposit!“

„Ist schon gut, lieber Mathies, aber laßt mich jetzt meine Sache zu Ende führen und tretet etwas zurück,“

mahnte der Erpositus, „es kommen am End' noch andere hier vor.“

„O beileib,“ polterte der erregte Bauer, „am erst' muß i mi' ausred'n,“ und er wendete sich an den Domherrn: „Hochwürdiger Herr Domherr oder Prälat — oder wie man Ent' hoaken thuat — unseroans versteht so 'was net — mit derer Untersuachung wird's wohl aus sein? Und wenn Ds etwan wisset's, oder erfahr'n kunnst — i bitt, sagen S' es mir — dem Lump muß i was anthuan, ist in der gachen (jäh'n) Hiß' woas i net, was — aber recht verfluachtest beuteln, moan' i, kunn' ma' so ein' Lump' schun —“

Nur mit Mühe konnte der starke, erbitterte Mann so weit beschwichtigt werden, daß der Erpositus wieder zu Worte kam.

Er sprach weiter: „Am ärgsten versündigt aber hat sich mein Anzeiger an meiner Wirtschaftlerin Theres, einem von Unglückschlägen hartgetroffenen, braven Weibe —“

Alle weiblichen Zuhörer drängten sich herbei: „Was hat er g'sagt? a Weib?“

„Jawohl, ein Weib! Beruhige dich, Theres,“ und damit wendete er sich an die Schluchzende, „wie ich meine Innerforschener kenne, wirst du von heute geehrt und geachtet werden wie keine im Dorfe. Dem Herrn bishöflichen Kommissär hier habe ich bereits jede nötige Aufklärung gegeben, Euch aber sage ich: Theres ist meine nächste Verwandte, meines verstorbenen Bruders leibliche Tochter, die aber nach dem Willen Gottes ihren Mann nicht mehr sehen kann und ihr Unglück tragen muß, bis sie beide der Tod scheidet. Wollt Ihr Euch damit zufrieden geben?“

Diese Frage wurde aber gar nicht mehr gehört, denn die Weiber drängten sich zu Theres, drückten ihr die Hände unter allen Zeichen der Zuneigung, die alte Moidl aber meinte: „Da kann ma' sehn, was a Schickal is! so ein arm's Weib — ein' Mann hab'n und doch kein'! Und derer armen Haut haben s' a was einbrocken wollen — es is aus der Weis'! Ds is ja alleweil mein Reden: nur grad koan Schickal net!“

Antonius wendete sich an den Domherrn: „Monsignore, ich wäre mit meiner Verteidigung fertig, jetzt ist es an Ihnen, die Ankläger oder Zeugen zu vernehmen, sonst lassen Sie uns heimgehn!“

Ehe der Angesprochene noch das Wort ergreifen konnte, zog Simon der Vorsteher den Steinbauer und noch zwei andere Bauern aus der Menge heraus und stillennte gegen den Tisch vor. Den Steinbauer stieß er vor Theres auf die Knie nieder: „Da, gleich kniest du her, du Tropf, und bitt'st das Weib um Verzeihung! Kaus da, Gishofer, zu mir her, Untermoar! Miteinbrockt, mitausessen!“

Die gerufenen Bauern stellten sich zaghaft nebenan. „I hab' von der ganzen Sach' nie viel verstand'n,“ meinte der Gishofer, „aber Ds seid's der Vorsteher!“

„Sag' lieber, drei Gimpel sein miar, und i bin der größt, weil i mi so dumm hab' einsangen lassen. Hochwürden, grad vorhin hat er mir's b'stand'n, daß er die ganze Sach' mir aus Haß und Rach' gegen die Häuserin anzettelt hat —“

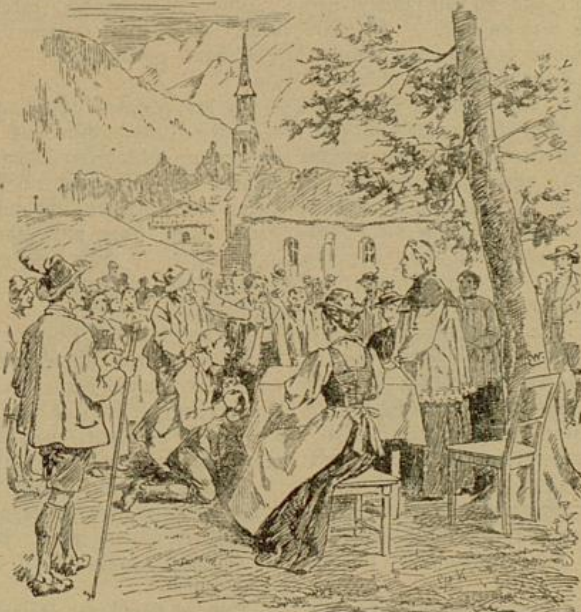
„Weil s' eahm a Watsch'n geb'n hat,“ kicherte die Moidl, „i hab's pat'sch'n g'hört, wie i spat auf d' Nacht no Wasser g'holt hab', und da Stoanbauer is fluchend an mir vorbei — iht kenn' i mi aus, lieb's Mandl!“

„Sei stad, Alte!“ unterbrach der Vorsteher sein Eheweib, indem er sich wieder zum Erpositus wendete: „Die G'schicht' mit der Häuserin hab'n miar freil' nit g'nau g'wußt, und glaubt hab'n miar a net, daß weg'n unsrerer dummen Schreiberi so a vornehmer Herr z'höchst in die Berg' herplagt wird — hätt's leicht a Briefle a 'than — aber unsere Schlechtigkeit

gegen so ein' gut'n Herrn — und daß miar dem verlog'nen Kerl aufg'lost (aufgehört) hab'n — wo man's hätt' denken können — wenn aber der ganze Verstehtmich in Rauch und Dummheit aufgeht — und wie man iht dasteht vor der ganzen G'meind' — schamen müssen wir uns — der vornehme Herr da — und so a Lump da — und miar drei Eiel — und — i — i — kann mir nimmer anders helfen — da hast eine!“

Damit gab er seinem Nachbar Gishofer eine Kapitalsohrfeige, der aber rieb sich die Wange und schrie: „Wohlverdient — rechtschaffen verdient — aber oane ist z'wenig,“ und versezte dem Nachbar und dieser dem Steinbauer eine gleiche von derselben Güte.

Es sah ganz so aus, als sollte diese Art selbstausgelegter Buße im Kreise umlaufen; es holten schon



„Da, gleich kniest du her, du Tropf, und bitt'st das Weib um Verzeihung!“

verschiedene dazu aus; der Expositus jedoch, der sich gleich wie der Dorcheit, des Lachens nicht erwehren konnte, rief mit lauter Stimme: „Halt! Jetzt kann ich wieder in gewohnter Weisheit mit Euch reden, weil ich merke, wie leid Euch die sonst wirklich schlechte Sache thut, und weil Ihr es so ernsthaft mit Eurer Neu' nehmt. Ich hab' gestern abend noch fest im Sinn gehabt, Innerforchen für immer zu verlassen; wo aber soll ich denn hingehen, bis ich wieder so gute, einfältige und reuige Sünder find'?"

„Er kennt uns halt recht guat, der Herr Antoni,“ nickte der Eishofer zustimmend.

„Strafe aber muß sein,“ fuhr Antonius fort. „Vorsteher, unsere Kirch' hält nicht mehr lang, drum wird in vierzehn Tagen mit Bauen ang'fangt. Dahier hab' ich die Plän' schon lang, und statt dem Oberhuber seinen zwölfhundert Gulden hab' ich von meinem Vermögen in diesem Büchlele was ang'legt — ich mein', es soll grad reichen. Das aber sag' ich Euch, Bauern! bei den Fuhren und allen Handdiensten, die ich brauch', müßt Ihr fleißig beihelfen, daß Euch die Schwarten frachen. Den Polier und Baumeister mach' ich selber, und den hochwürdigsten Herrn Bischof hoffen wir zur Kirchweih hier zu haben, wenn wir den Neubau einweihen. Jetzt aber hab' ich nur noch eine Bitte: Monsignore! Übermorgen acht Tage ist mein fünf- undzwanzigjähriges Einstandsfest in dieser Pründe, die sonst kaum einer mag, wo ich mich aber“ — hier fuhr es wie ein Schatten über sein Gesicht — „trotz eines noch immer nagenden Schmerzes so gut eingelebt und wohlbefunden habe. Bleiben Sie die paar Tage bei mir und helfen Sie mir das Fest mitfeiern. Wir können's ja hintelegraphieren lassen, daß man in der Bischofsstadt keine Besorgnis um Sie hat.“

„Herr Amtsbruder,“ erwiderte dieser und schüttelte des Expositus beide Hände, „Mann mit dem goldenen Herzen in etwas rauher Schale! Sie haben mir meine Hochachtung abgerungen und meine herzliche Zuneigung obenem. Ja, mit Freuden bleibe ich Ihr Gast!“

„Habt Ihr's gehört, Ihr Innerforchener, jetzt werdet Ihr wohl zufrieden sein mit Euerem Expositus! Heda, Steinbauer!“

Der Angerufene trat vor Theres hin und sagte: „Häuserin, schamen muas i mi vorm ganzen Dorf — mach mit mir, was d' willst, grad' verzeihen thu mir in Gottes Namen, sonst muas i auf und davon gehn.“

Theres reichte ihm die Hand. „Ist schon verziehen, lieber Naz,“ so fiel der Expositus ein, „und deine Straf' sollst auch gleich kriegen. Du machst dich gleich auf nach Hoched, tragt zum Postmeister meine zwei Lagelen* hinunter und sagst, er soll sie füllen mit dem allerbesten Weissen, er weiß schon, welchen ich mein', wo die schwarze Kat' d'rauf sitzt. Und die Postfraumutter soll eine ganze Keitern voll Biskoten machen, nachher Brot und Mehl und Fleisch, was dir die Häuserin anschafft. Und hörst, herauftragen

mußt alles selber; mit dem Schweiß deines Angesichtes sollst du deine Schuld abwaschen.“

„Und wenn i a duzendmal rennen müas, mir is ka' Weg mehr z'lang und z'schlecht für Ent! I dant' auch schön für die gnädige Straf', glei' will i gehn,“ sagte der Bauer und wischte sich die Augen, herzlich froh, daß er so gut davongekommen.

„In einer halben Stunde gehst,“ mahnte Antonius, „du wirst auch ein Telegramm oder ein Briefl' mitnehmen müssen. Dann thust mir den Herrn Vikar, den Herrn Richter und Ginnehmer, die Postmeisterleute und wen ich dir sonst noch aufschreib', hübsch einladen und sie möchten alle ganz gewiß kommen, damit wir doch auch „a bisl' a handfame Ansprach' haben, nicht wahr, Herr Amtsbruder? Und jetzt gehn wir essen; die Sady' hat mich hungrig gemacht!“

Unter allgemeinem Jubel und vielen „Bergelt's Gott“ wurden die Hochwürdigsten und Theres in das Pfarrhaus zurückgeleitet.

V.

In den nächsten acht Tagen sah das kleine Hochalpennest Innerforchen aus wie ein Ameisenhaufen, welchen ein fürwärtiger Mensch mit einem Stocke umgerührt hat. Da war ein Kommen und Gehen, ein Holen und Zutragen, und außerdem ein Beraten ohne Ende, denn jeder und jede wußte etwas anderes und Besseres. „Eine Ehr' müssen miar ihm anthun, und dös ein' ausg'juchte!“ Darüber war man einig, aber wie?

„Wenn man ein' Pranger aufrichten thät' und den Lugenschippel von ein' Steinbauern drauffstellen,“ — meinte der Außermoar — „dös müßt' ihn freuen, unbändig freuen!“ „Und glei' ein' Stall dazu für 'n größten G'meindeesfel, und der bist du! Hast ver-gessen, daß er g'sagt hat: Alles ist verziehen.“

„Aber i hab' es,“ so fiel der Stiefelbauer ein, „a Schük' is unser Herr Antoni, a Schiek'n geb'n m'r ihm.“

„Dös is a mal eppes, das si' hören laßt,“ rief der Eishofer, „und d' Rusl net vergessen, dös is die Hauptfach'.“

„Und d' Kirch' net übersehn,“ sagte mahnend der Meßnerler.

„Mander, stad sein, igt hab'n wir's,“ — gebot der Vorsteher. „Einen neuen „Himmel“* kaufen wir ihm. A Schand' is es mit unsern alten Himmel. Hat's ihm net beim letzten heiligen Blutstag gar auf'n Kopf g'regnet durch die Löcher durch? I selber hab' mi dafür g'schamt, wie a Bübl mit nass'n Hosen! Ein' neuen Himmel — wer geht mit in die Stadt?“ — Am andern Tage schon gingen ihrer drei auf den Kauf. —

Da kam aber auch noch die Frau Rosl von Hoched herauf, die Postfraumutter, und waren die Männer vor lauter Platen und „Auskopfen“** völlig kopflos geworden, so war am selben Tage der strengte Fasttag, der jemals in Innerforchen gehalten werden mußte.

* Himmel = Traghimmel, wie er bei Prozessionen gebraucht wird.

** Auskopfen = auskügeln.

* Lagelen = kleine, längliche Weingeschirre.

Was beim Feuer nicht versotten oder verbrüht, verbraten oder verfalzen ward, das hatte an dem Tage den Herd nicht gesehen. Dafür holten die Weiber aus heimlichen Sparbüchstein und eingebundenen Tücheltzöpfeln Schatzthaler und versteckte Kaffeekreuzer hervor, und mit unbeschränkter Vollmacht wurde Frau Rosl beauftragt, alles drauf gehen zu lassen, „dem guten Herrn Antoni zu Ehr' und zu Lieb'.“

Als nun am Sonntage die Morgensonne anfang, die schneebedeckten Häupter der Bergriesen zu vergolden, da krachten die Böller, daß es tausendfach von den Felswänden und Schründen, aus den Mulden und Thälern wiederhallte; die Silbertöne der Glöcklein im Kirchturme jubelten wie heller Verchensang in die Lüfte, und das vom Herrn Antoni selbst geschaffene Waldhornquartett begrüßte in den reinsten und schönsten Tönen den allgemeinen Festtag.

Theres, die Wirtschäftein, stand unter der Thüre und rief, in die Hände klatschend, wiederholt ins Haus: „Hochwürden Herr Vetter, kommen Sie doch heraus! Wie schön! Wie wunderbar schön!“

Antonius aber kniete derweilen in der Vorlaube vor dem Bilde des Erlösers, in inbrünstigem Gebete versunken. Jetzt sah er vertrauensvoll zu dem göttlichen Dulder auf, und vor seiner Seele erhob sich der Vorhang über längstvergangene Zeiten. „Also heute bin ich vierzig Jahre Priester — eine lange Zeit — und hundertzwanzig Jahre hier oben an der Grenze menschlicher Wohnungen — das ist im Grunde genommen noch viel länger! — Wie war es doch dazumal, Antoni? — Ein junger Lehrer am Seminar warst du; man hielt dich für einen gescheiten Kopf, und beliebt warst du bei jedermann. — Noch steht er lebhaft vor meinen Blicken, der junge Alumnus von dazumal mit dem frohen Angesicht, den die kalten Mauern des Seminars einengten wie ein Gefängnis, dem er um jeden Preis entfliehen wollte. „Strafen müssen wir ihn, hart strafen; das wird ihn beugen,“ sagten die andern. „Auslassen, das ist für ihn allein das Glück; ein gezwungener Priester — ein schlechter Priester!“ meinte ich. — Wort stößt wider Wort, mein Gewissen bäumt sich und springt mir auf die Zunge. „Wenn erfahrene Männer sprechen, haben Sie zu schweigen,“ polterte man, und mein Gewissen schreit: „Thut, was Ihr wollt, aber nicht immer ist der Jüngere der Dümmerer!“ In Innersorgen hat man mich über dieses Wort nachdenken lassen —

fünfundzwanzig Jahre lang. — Und hat denn nicht die Zeit mir recht gegeben? Hat nicht das Blut des jungen Unglücklichen ein himmelschreiendes Zeugnis meinem Räte ausgestellt? — Aber still, Antonius, wirf keinen Stein auf deinen Nächsten!“

Und weiter betete er vor dem Gekreuzigten: „O mein Erlöser! Ich habe gefehlt! Du weißt es aber auch, ich habe bereut und bereue es noch heute. Aber um eines bitte ich dich mit erhobenen Händen: laß mich nicht von hinnen gehen, ohne das erlösende Wort des verzeihenden Friedens gehört zu haben. Doch nur nach deinem heiligsten Willen, dem ich mich auch heute in aller Demut unterwerfe, quoniam Tu solus Sanctus, Tu solus Dominus, Tu solus Altissimus.“

„Amen“ ertönte hinter ihm die Stimme des bischöflichen Kommissärs. „Antonius, du goldbreine Seele, reich mir die Hand, sei mein liebster, bester Freund!

Gott hat dein Gebet erhört, ich bringe dir den Frieden, und heute vor deiner ganzen Gemeinde will ich ihn verkünden. Jetzt geh und rüste dich zu deinem Ehrenfeste!“ Er umarmte ihn und führte den vor Freude fast Gebannt in das Pfarrhaus.



„Aber Kinder, was treibt Ihr mit mir alten Manne!“

Noch war der Zeiger an der Uhr nicht bis zur achten Stunde emporgelkommen, als der mit Tannenwinden, Wald- und Wiesenblumen reichgeschmückte Kirchplatz bereits von sämtlichen Inassen des Dorfes besetzt war. Zahl-

reiche Festgäste waren von nah und fern herbeigekommen, um Zeugnis zu geben für die allgemeine Beliebtheit des Herrn Antoni.

In der Mitte des Volkes stand Simon der Vorsteher und entfaltete unter allgemeiner Bewunderung den neuen Himmel; der Steffelbauer kam mit den Schützen, die neue Scheibe tragend, in deren Mitte ein brennendes Herz gemalt war. Darunter stand: „Bivat der Herr Antoni!“ und rund herum stand:

„So brennend wie das Herz alhier,
So groß ist unser Lieb' zu dir!“

Rosl, die Postfraumutter, kam an der Spitze der festtäglich gekleideten Weiber und zierlich gepuderten Kranzjungfern, das Ehrengeschenk für den Jubilar noch in einer Schachtel verborgen haltend.

Jetzt läuteten die Glocken zusammen, die Böller dröhnten und der Vorsteher mit den beiden Räten

* „Weil du allein der Heilige, du allein der Herr, du allein der Allerhöchste bist.“

holte den Expositus aus dem Widdum. Ihnen folgten der Domherr und die erschienenen Festgäste. Vor der Kirche nahm Simon Aufstellung, um eine Rede zu halten, die ihm der Schulmeister seit etlichen Tagen einzustudieren bemüht gewesen. Er stolperte aber schon über den Anfang, und mit den Worten: „Ach was! i werd' mich mit dem Schulmoaster seiner Salbaderei plagen,“ legte er los: „Allerliebster Herr Antoni! Ein' unbändige Freud' haben m'r, daß m'r di heunt an dein Ehrentag begrüßen und dir für alles danken können. Als ein klein's Zeichen hab'n m'r Gott zu Lob und dir zu Ehr' den neuen Himmel machen lassen. Nimm's gern an und bleib unser lieber, guter Herr Antoni!“

Der Steffelbauer trat vor: „Und a Schießen thun m'r heunt halten, dir zu Ehren, und thäten halt bitten, daß du's auf derer Herzensscheiben anhebst!“

Antonius lachte: „Ein Schießen auch noch? Habt Ihr auf meine Liebhaberei auch denkt? Na, wenn ich mein Mittagswein'l eing'nommen hab', werd' ich der schönen Scheiben keine Schand' machen.“

„Jetzt laßt mich reden,“ fuhr Frau Rosl drein. „Mir Weiberleut sein sonst um d' Wort nit verlegen — aber ißt fällt mir wirkli' nichts anders ein. Lieber Herr Antoni, miar sag'n halt fleißi für alles Vergelt's Gott und gratulieren recht schön. Und Weiberleut sind amol so: was miar lieb hab'n, mögen miar auch gerne recht schön sehen und pußen. So haben miar Weiber und Madeln a G'schenk herg'richtet. Metzner, geh daher und hilf mir!“ Rasch nahm sie aus der Schachtel einen stattlichen nagelneuen Chorock mit den feinsten Spitzen; Herr Antoni mußte hineinschlüpfen und gleich auch das neue Birret aufsetzen; die Mädchen aber legten um seinen rechten Arm einen großen Kranz aus künstlichen Goldblumen.

„Aber Kinder, was treibt Ihr mit mir alten Maune? Wollt Ihr mich mit Gewalt hoffärtig machen? Monsignore, was soll man dazu sagen?“ so wandte sich der Gesierte an den Domherrn, „sind das nicht gute Leut?“

Der Angesprochene entgegnete: „Liebe Bewohner von Innerforchen! Ich bin heute Zeuge eines Festes, das in seiner lebenswürdigen Einfachheit und ungeheuchelten Liebe mich fast überwältigt. Welch herrliches Bild — diese Gemeinde, deren Mitglieder mit ihrem Seelenhirten eines Sinnes und eines Herzens sind! Darum verkünde ich auch mit doppelter Freude, was ich zu sagen habe: Lieber Amtsbruder! Wieder wie vor acht Tagen stehe ich hier als bischöflicher Kommissär und teile dir in hohem Auftrage vor deiner versammelten Gemeinde mit: Der Friede des Herrn sei mit dir! Ausgelöscht und vergessen ist alles und“ — hiermit öffnete er ein Schreiben — „Seine Bischöflichen Gnaden beglückwünschen mit vollster Teilnahme den Herrn Expositus Antonius Treuherz zu seinem Jubelfeste und ernennen denselben als besonderes Zeichen Ihrer Zuneigung zu Ihrem Bischöflichen geistlichen Räte.“

Da wurden auch dem alten wetterfesten Herrn die Augen feucht, aber sein Frohsinn gewann bald

wieder die Oberhand. „Herr Amtsbruder, ich danke dir von Herzen und meinem hochwürdigsten Herrn werde ich gewiß keinen unhöflichen Brief mehr schreiben. Was hab' ich gesagt vor acht Tagen: Gottes Fügungen sind wunderbar! Ein Gericht sollte auf mich niederfahren, nun sendet der Himmel alle Ehren über seinen unwürdigen Diener Antoni. Jetzt in die Kirche! Laudemus et adoremus eum in saecula!“ — — —

Un die anderthalb Jahrzehnte lang wirkte Antonius noch als Seelsorger in seinem lieben Bergdörflein. Jezund aber ruhet er schon seit etlichen Jahren im kühlen Erdenchoße auf dem Gottesacker zu Hocheck. Kein Jahr vergeht, ohne daß nicht Leute von Innerforchen mit Kauten und Edelweiß herabkommen und mit diesen Königinnen der Alpenblumen die stille Ruhestätte schmücken — die Ruhestätte ihres „guten Herrn Antoni“.



Toni, der Faulpelz.

er Toni brauchte nicht erst einen Schwur zu thun, daß er kein Herrenmeister und kein Schnellläufer sei. Man glaubt' es ihm ohnedem und sah's ihm auf tausend Schritte an; er war das reine Murmeltier von Phlegmatik und Schlafmüdigkeit. Nur eine Ausnahme gab's: das war, wenn er hinter dem Tisch saß — beim Essen! Da zeigte sich's, daß seine Gelenke durchaus nicht eingeroftet waren. Ja, da

stellte er seinen Mann und nahm es mit jedem auf.

Sonst aber war der Toni die Faulheit in Person, — sich zur Last, dem Bauern, der Bäuerin, allen Leuten zum Verdruß. Weckten sie ihn — ungeweckt stand er überhaupt nicht auf; er hätte bis zum jüngsten Gerichte durchgeschlafen! — so drehte er sich erst etlichemale im Bette herum; dann fuhr er mit der geballten Hand über die halbgeöffneten Augen, gähnte laut und sperrte das Maul auf, als wollte er den neuen Tag gleich verschlingen. Und wie lange dauerte es, bis er die Kleider am Leibe hatte! Eine gute halbe Stunde verstrich, bis der eine Strumpf und dann der andere an den Füßen saß, und bevor er die kurzen, ehemals Sammet gewesenen Hosen anhatte, — ach, was gab es da für ein Jammern und Stöhnen! Zum Waschen und Kämmen brauchte er hingegen die wenigste Zeit; da war er im Nu fertig.

* Laßt uns ihn loben und anbeten in Ewigkeit.

So war der Toni, so trieb er's! Sein Bauer war fuchswild auf ihn, und einen Tag um den andern sagte er sich: „De isch so ful, aß er stinkt. Er verdient 's Wasser an d' Suppe nit; aber freffe thuet er für drei. Wenn i nur den nie g'feh' hätt! Aber was will i mache, i han en dunge, i mueß eu b'halte bis Neujohr. Aber derno reißt er, für sell bin i guet!“

In der ersten Adventswoche, am Dienstag, begiebt sich etwas Ungewöhnliches mit dem Toni. Er ist beim Dreschen und schlägt mit dem Flegel auf Halm und Roggenähren, daß die Körner an den Wänden hinaussprikeln und ihrer viele bis vor die Tenne fliegen, worüber die Spaken, die lungernd dabei sitzen, ihren Spaß haben.

Der Bauer vermeint, sich verhöhrt zu haben, als er den Takt vernimmt, in dem der Toni drischt. Er geht hinaus und kann sich gar nicht genug verwundern, daß es wirklich und leibhaftig der Toni ist, der so drauf losschlägt und drischt. Vergnügt reibt er sich die Hände und geht wieder zum Weibe in die Stube hinein. „Hütt mueß er dra' glaube', der ful' Toni, der liederig; 's hett 18 Grad Chälti duß, do mueß er scho schaffe, wenn er nit a'gfriere will. O, wie mi des freut! Wenn 's nur no lang so halt wär', derno hätt' i doch no e weng Pläfir für de viel Verdruß, wo-n-i 's ganz' Johr mit dem Schlingel g'ha' ha'. Sieh em doch e weng mehr Speck z'Nüni (Neun- uhrbrot), wenn er e so schafft!“

Das größere Stück Speck, das Toni richtig „z' Nüni“ bekam, mundete ihm vortreflich, aber das arge Frieren und das viele Schaffen war ihm trotzdem ganz verleidet.

Nachdem er den Speck gegessen und den Schnaps getrunken hatte, klappete er das Messer zu, welches er, des Verlierens wegen, immer an einer Kette am Hosentknopf befestigt trug, und stand bedachtig auf, so bedachtig, wie es selbst der Toni bisher nicht fertig gebracht, — denn es war ihm ein Gedante gekommen. —

Schon hatte er die Thürfalle in der Hand, da zog er mit einemale die Hand wieder zurück und fuhr sich damit über die linke Seite des Rückens, indem er zu gleicher Zeit einen Mordschrei von sich gab. Dabei schnitt er ein Gesicht wie die Maus im Katzenstall.

„O je, o je!“ schrie er, „i ha's im Chrüz (Kreuz); 's isch währli e Hereschuß. Meister, i mueß ins Bett, i cha mi nimmi bucke.“

„Du bisch aber doch e Dunderwetterskerli, e b'essene. Wemme-n emol meint, de wöllsch di au bessere und e weng schaffe, so sanagsch di gli wieder a g'hebe und lisch ins Nest. Mach, aß d' use chunsch in d' Chammere! Wenn's aber bis morn (morgen) nit guet isch, gohsch mer ins Spital. Me muß guueg zahle dri und i will di nit umsunft fuettere; halb umsunft han i's scho lang tho;“ so sagt der Bauer.

Der Toni aber drückt sich in die Kammer, doch besser wird's nicht mit ihm, und er kommt richtig

ins Spital. Da aber gefällt es ihm ausnahmsweise gut.

„Jez han i's doch au emol guet,“ sagt er sich, „Jez han i der ganz g'schlage Tag ins Bett liege, ha guet z'essen und z'trinke und bruch' mit schaffe. Sell weiß i: so gli gang i do nit furt, es g'fallt mer. Wenn i's bim Meister nur halber so guet hätt, so wott i no z'friede si. Aber do sott me-n im Heuet mache, aß d'r Buckel chracht, und Chorn schnide und Garbe lade, und im Winter, wenn ein d' Finger hurnigle, sott me no dresche. Rai, i dank!“ —

Nicht so gut, wie das Spital dem Toni, gefiel der Toni dem Spital, insbesondere nicht dem Herrn Doktor. Der sah ihn oft von der Seite an und wollte an des Toni „Nemmatismus“ und an seinen „Hereschuß“ nur halb oder gar nicht glauben. Gar oft mußte Toni aufstehen und „gymnastische Übungen“ machen, was er auch mit Händen und Füßen recht schön that. Sagte aber der Doktor: „Nun bücken Sie sich!“ — dann bekam unser Toni einen krebsroten Kopf und strengte sich an, daß die Augen aus den Höhlen traten; aber im Rücken blieb er einmal steif, so steif — na, ein Sägebock ist dagegen ein „Kautschukmann.“ —

Trotzdem blieb der Toni dem Doktor verdächtig, er hielt ihn für einen „Simulanten“. Mitunter fiel der Toni auch aus der Rolle, und dann konnte er sich bücken, daß es eine Freude war. Spielte er zum Beispiel mit seinem Nachbar „Sechsunndsechzig“ und ließ eine Karte fallen, dann vergaß er sich im Eifer, griff zu und bückte sich, als ob's keinen Rheumatismus in der Welt gäbe.

Da trat der Doktor, um dem Schwindel ein Ende zu machen, eines Tages vor Tonis Bett und sagte: „Ihre Krankheit macht mir viel zu schaffen. Ich will deshalb ein Radikalmittel anwenden, damit die Sache vorwärts geht. Es bleibt mir nichts übrig, ich muß operieren. Wir wollen Ihnen ein Loch in den Rücken schneiden, um ein Eiterband durchzuführen.“ Der Doktor glaubte, das würde den Toni schrecken. Aber da irrte er sich gründlich. So lange der Doktor nur drohte, stand der Toni nicht auf; da war er viel zu faul dazu.

Aber es wurde Morgen, und nun kam der Doktor wirklich und war angethan mit einem langen weißen Rock, an dem die Ärmel aufgestülpt waren wie beim Metzger; eine weiße Schürze hatte er obenein vorgebunden. Er ging direkt auf Tonis Bett zu, und auf dem Fuße folgte ihm ein Wärter mit einem Brett, auf dem allerlei Messer, Messerchen und andere Instrumente flimmerten und blinkten.

„Rehren Sie sich um,“ sagte der Arzt, „wir wollen jetzt die Operation vornehmen!“

Jetzt bekam's der Toni doch mit der Angst; er wurde blaß und zitterte. „Herr Dokter,“ sagte er, „i mein', es sei nit nötig. Hütt nacht, so um e zwölftum hett's im Rücken e Chrach thue; jek thuet's mer gar nimmi weh. I mein', mer chönnte's gelte lo (lassen) mit dem Operiere!“

„Ich mein's auch,“ erwiderte der Doktor, „aber

heute mittag verlassen Sie das Spital, und kommen Sie mir wieder mit Ihrem Nematismus, dann tanzen wir anders zusammen!"

Das war deutlich, so deutlich, daß der Toni nur noch einmal gut zu Mittag aß und dann gleich seine Siebenfachen ins Kastrüchle band und wieder heimwärts trabte zum Bauern. Einen Triumphbogen fand er da aber nicht vor, als er ankam.

Der Bauer stand an der Thüre und ließ sich vom Toni erzählen, wie es ihm im Spital ergangen war. Er merkte wohl, daß der Doktor den Faulpelz durchschau hatte. Ein Muster von Fleiß ist auch seitdem der Toni gerade nicht geworden; wenn er aber mit dem Dreschsegl oder dem Spaten gar nicht voran will, dann fragt ihn der Bauer: „Hesich wieder Nematismus und willst ins Spital?“ „Veileibe nit,“ meint dann der Toni, schüttelt sich und nimmt einen etwas schnelleren Takt an.

Der Probestein.

Im letzten Jahre hat der Gemeinderat zu Niederobertiefenstein eine schwere Arbeit gehabt: er hat ein neues Spritzenhaus aufgeführt. Die Bürger waren auch so ziemlich mit allen Handwerkern zufrieden. Aber über die Steine, insbesondere die Ziegelsteine, ward im stillen räsonniert. Sie sollten nicht gut genug sein, keine schöne Farbe und dafür Risse haben — so ging das Gerücht, das am Ende auch dem Bürgermeister zu Ohren kam. Den Herrn Bürgermeister wurmte das, denn er hatte die Steine selber aus- gesucht. So nahm er sich vor, dem Stadtrate dar- über die Augen zu öffnen. Flugs that er sich an, um sich nach dem Bauplatze zu begeben und dort einen Probestein zu entnehmen. Er wollte den Stadträten einen von den schönen, glatten, zierlichen Verblendern vorweisen, ihnen denselben — so zu sagen — unter die Nase reiben, damit sie doch sähen, was er, der Bürgermeister, für ein Brachtmaterial fürs Spritzenhaus ausgesucht hätte. Im Weggehen ruft ihm die liebe Ehefrau zu: „Hör mal, thu mir den Gefallen und bring mir doch zum Nachtesen von Meyers einen Käse mit; du weißt ja, einen von der großen, dicken Sorte.“ Als gehorsamer Ehemann, der er ist, — geht er richtig vor allem hin, kauft besagten Käse und steckt ihn hinten in die Rocktasche. Gleich neben Meyers ist aber der „schwarze Bär“; also auf ein Momentchen hinein, um sich für die schwierige Ratsitzung durch ein Schöppllein zu stärken! Wie es aber so geht, wird aus dem „Mo- mentchen“ ein ganzes langes Weilschen, ja ein Stünd- chen fast, und aus dem einen Schöppllein werden ihrer drei; dann aber eilt unser Bürgermeister, so rasch ihn seine Beine und die drei Schöppllein tragen können, ins Rathhaus. Auf der Treppe fällt ihm ein: „Herrje! du hast ja wollen einen von den Ziegelsteinen mitnehmen.“ Er greift sich hinten hin an die Rocktasche; da diese schwer herunterbaumelt, ist er vollständig beruhigt; er macht die Thür zum Ratszimmer auf, setzt sich mitten unter die Stadt-

räte an seinen gewohnten Platz und fängt alsbald an, gewaltig zu räsonnieren, daß die Ziegelsteine zu dem Spritzenhause so schlecht sein sollen und doch so gut sind! Die Stadträte machen merkwürdige Gesichter dazu; besonders des Bürgermeisters nächste Nachbarn schauen verstört drein; sie rücken von ihm ab, sehen sich um und schnuppern mit der Nase in die Luft, als ob sie etwas sehr Bedenkliches röchen. Der Bürgermeister faßt das so auf, als ob man ihm nicht glaube, er wird hitzig, greift hinter sich in die Rocktasche und ruft: „Was, das soll kein guter Stein sein? So sehen Sie doch gefälligst selbst!“ Damit wirft er sein Paketchen auf den Ratstisch und schlägt die Umhüllung auseinander. Gespannt schauen die Stadträte darauf hin, dann aber fliehen sie all- insgesammt mit Entsetzen davon; denn was war's? Kein Ziegelstein, sondern einer von Meyers Stink- käsen, alte abgelagerte Sorte.

Capitane Franzmänner.

In der Schlacht bei Wörth bekam eine Kom- pagnie Infanterie vom ersten hessischen Armeecorps den Befehl, vorzugehen und eine Brücke zu besetzen, die unweit des Dorfes Gunstett über die Sauer führe. Der Kompagniechef konnte zwar die Brücke nicht sehen, die gemeint war; sie stand auch auf seiner Karte nicht; aber er ließ seine Jüngens an- treten, und munter ging es drauf los. Ungehindert marschierte die Kompagnie wohl eine halbe Stunde lang durch Wald, Wiese und Feld, während vom Norden her das Gedröhne der Schlacht ertönte, bis sie richtig an der Sauer anlangte; aber eine Brücke war nirgends zu sehen. Der Hauptmann trabte am Ufer des Baches entlang, um die Brücke zu finden. Wichtig, etwa hundert Schritte seitwärts lag sie und dabei stand — eine Abteilung französischer Pioniere, die sich in verdächtiger Weise an der Brücke zu schaffen machte. Der Hauptmann zieht seinen Revolver, sprengt kühn auf die Franzmänner los und ruft ihnen in bestem Französisch zu: „Mille tonneres, que faites-vous là?“ (Zum Donnerwetter, was macht Ihr da?)

Die Franzosen sind starr; starr, daß plötzlich der Feind erschienen ist und daß er sie obenein französisch anredet. Keiner rührt sich. Endlich sagt einer schüchtern: „Nous allons détruire ce pont-là.“ (Wir sind dabei, die Brücke hier zu zerstören.)

„Na, das laßt mal hübsch bleiben!“ schreit der Hauptmann jetzt auf deutsch, und die Franzosen ge- horchen, bleiben schön stehen und lassen sich ruhig vom Feldwebel gefangen nehmen, der von selbst herzu- geeilt war, als er seines Hauptmanns Stimme ver- nommen hatte.

Und das ist wirklich und wahrhaftig geschehen, wenn's auch beinahe nicht zu glauben wär'. Aber der Hintende hat es von einem, der dabei war und es selbst erlebt hat.



Amerikanisch.

Die Lokomotive schnaubt und leucht,
 Sie aufzuhalten ist wahrlich nicht leicht;
 Und doch, drei Bursche, verwegen
 Bewaffnet sprengen entgegen dem Zug,
 Sie donnern ihr „Halt!“ — und das ist genug,
 Sein Rasten in Ketten zu legen.

Mit gespanntem Revolver treten sie ein.
 Die Passagiere zetern und schrei'n
 Vor den schwarz bemalten Gefellen.
 „Das Geld her!“ ruft mit donnernder Stimme
 Der Hauptmann. „Es ergeht euch schlimm,
 Will einer zur Wehre sich stellen!“

„Die Hände empor!“ — Sie gehorchen stumm,
 Die Räuber gehn im Wagen herum
 Und rauben Gold und Geschmeide.
 Ein Mädchen aus Boston im Wagen sitzt,
 Ihr schönes, leuchtendes Auge blüht
 Vor lauter Bewunderung und Freude.

„Du bist ein Held!“ zum Hauptmann sie spricht;
 „Ich bin die Deine, verschmähe mich nicht! —
 Gebe Herz und Hand dir zu eigen.
 Die hier sind Memmen! Mein Vater hat
 Millionen und nimmt dich an Kindes Statt,
 Führe gleich mich zum Hochzeitsreigen.“

Gesagt, gethan. Der Hauptmann, erstaunt,
 Zeigt sich zum Werke nicht übel gelaunt,
 Hebt rasch aufs Pferd seine Beute.
 Setzt selbst sich darauf und sprengt davon
 Mit der süßen Braut und ruft noch zum Hohn:
 „Ich nehm' euch zu Zeugen, ihr Leute!“ —

Seit jenem Tage füllen sich an
 Die Wagen auf der Pacific-Bahn
 Mit Mädchen, die allesamt trachten
 Nach einem Helden, wie jener es war.
 Von solchen „entführt“ zu werden, fürwahr, —
 Das ist's, wonach alle sie schmachten.

Die Erbschaft.



Mit der Saalmüllern stand es schlecht, ja erbärmlich ging es ihr seit etlichen Tagen. Die Lene — ihr Pflegekind, sozusagen ihre Nichte — hatte es nur nicht wahr haben wollen. Engbrüstig war die Tante ja von jeher gewesen und etwas mehr oder weniger machte da wohl keinen Unterschied. Die Alte selbst hatte immer

gemeint, es käme von dem vielen Nebel her; den habe sie ihr Lebtag nicht vertragen können. „Wenn ich morgens in der Früh' aus der Thür komme und der Nebel ist da und von der Sonne ist nichts zu sehen, dann hab' ich's gleich immer auf der Brust gehabt. Es hat sich aber immer wieder gegeben.“

Diesmal aber gab es sich nicht; im Gegenteil, es wurde immer nur schlimmer — so schlimm, daß die Saalmüllern zuletzt überhaupt nicht mehr aus dem Bette konnte. Als die Hausmittel nichts halfen, ging die Lene nach Jena hinein, zu einem Herrn Professor in die Sprechstunde. Dem sagte sie alles bis aufs kleinste und bat ihn, doch einmal herauszukommen zur Saalmüllern. Solch ein Professor aber hätte viel zu thun, wollte er zu jeder Bäuerin gehen; er schickte einen seiner Gehilfen, der auch schon ein sehr gelehrter Mann ist, und der klopfte der Bäuerin Brust und Rücken sorgsam ab, meinte dann etwas von „dumpfem Ton“ und „angewachsenen Lungenzipfeln“ und schrieb schließlich was auf zum Einnehmen: ein Fläschchen mit Tropfen. Viel mehr aber, als auf die Medizin — so sagte er — käme es auf Schonung und Pflege an. „Wein muß sie trinken und was Gutes, Kräftiges essen.“

Das gefiel nun der Saalmüllern ganz und gar nicht. Was der Doktor sich nur dachte! Er meinte wohl, daß sie Not litte — sie, die reichste Frau im Drie? Wenn sie Appetit auf Eierluchen mit Speck oder Sauerkraut mit Salzknochen oder sonst was Gutes bekam, so ließ sie sich's eben von der Lene kochen. Das Schlimme war nur das, daß sie nur etliche Bissen davon herunterbrachte; gleich blieb es ihr im Halse stecken. Das lag doch eben an der Krankheit,

daß sie so wenig aß, aber nicht daran, daß sie's sich nicht gönnte.

Unzufrieden war sie auch mit den Tropfen. Es war ja richtig: sie machten die Anfälle schwächer, die Bäuerin aber nicht stärker; die blieb im Bett und konnte sich nicht rühren. Freilich der Doktor hatte selbst keinen Wert auf die Tropfen gelegt. Warum hatte er dann aber nicht was Besseres verschrieben? Etwas, das mit zugriff und der Krankheit den Hals abdrehte?! —

„Hör, Lene,“ meinte die Bäuerin eines Morgens, als sie gar so schwach war, „es geht nimmer, du mußt mir die Seiffarten holen, die wird's wissen, was zu thun ist.“

Die Seiffarten aber war eine gar kluge Frau, überall herum in hohem Ansehen. Sie hatte es weg und machte aus Hundsfett, Kälbermagen und noch etwas, was sie nicht verriet, eine großartige Salbe, und einen Thee machte sie zurecht aus Kräutern, die



„Seht, Bäuerin, da hat sich die Luft versackt und kann nicht raus.“

sie ganz allein kannte — einen Thee, vor dem alles wegging wie geschmiert, mochte es sein, was es wollte. Obenein verstand sie auch die Kunst, Krankheiten durch bloßes Streichen mit den Händen wegzubringen. Die Herren Doktoren in der Stadt wollten freilich von ihrer Kunst nicht viel wissen; ja der Doktor Grimmig in Jena hatte sie schon einmal wegen Kurpfuscherei angezeigt, worauf die Seiffarten auch richtig schweres Geld zahlen und sogar hatte sitzen müssen. Wie sie wieder heimkam aus

dem Gefängnis, hatte sie nur immer höhnisch gelacht und dazu gemeint: „Die dumme Doktors woll'n sich auf euch Bauern verstehen! 's Geld nehmen sie euch ab, aber die Krankheit nicht. Das verstehen andere Leute“ — womit sie sich selber meinte. Sonderbarerweise war sie selbst aber nichts weniger als gesund; sie hatte es arg mit dem „Reißen“ zu thun, mit einem bösen Reißen in den Beinen, und das war nach und nach so schlimm geworden, daß sie seit Jahr und Tag nur noch am Stocke gehen konnte.

Die Seiffarten also kam ans Bett der kranken Saalmüllern. Sie sah die Bäuerin erst eine ganze lange Weile an und sagte kein Wort dazu, genau so, wie's ja auch die gelehrten Professoren machen. Mit ihren schwarzen, stehenden Augen schaute sie die Bäuerin an, als wollte sie ihr durch und durch damit fahren. Dann tupfte sie ihr auf die Brust und sagte: „Seht, Bäuerin, da sitzt die Krankheit. Da hat sich die Luft versackt und kann nicht raus, drum

ist das Atmen so schwer. Zuerst muß die alte Luft heraus, und dazu werde ich einen Thee machen und den trinkt Ihr!"

"Wird der aber auch wirklich helfen?" fragte die Saalmüllern.

"Wird schon, wird schon," so beruhigte die Seiffarten. "Mit so 'nem kleinen Übel wird die Seiffarten doch fertig werden!"

"Aber der Doktor meinte doch . . ."

"Ach was, die Doktors! Die wissen's nicht, woran die Sach' eigentlich liegt." Dann ließ sie sich eine kleine Anzahlung von zehn Mark geben und humpelte davon.

Der Lene aber, die sie bis in den Garten begleitete, um doch einmal unter vier Augen über den Fall mit ihr zu sprechen, sagte sie achselzuckend: "Das wird nie nichts, Kind. Es geht zu Ende."

Darüber erschrak die Lene aufs ärgste. Die Knie zitterten ihr, daß sie sich an dem Statetenzaun halten mußte, um nicht umzufinken.

"Aber warum haben Sie ihr denn gesagt —" stieß sie heraus — "daß —"

"Daß es wieder besser wird mit ihr? Ja, was hätte es genützt, daß sie die Wahrheit hörte? Sie soll lieber denken, daß sie wieder gesund wird, da hat sie dann doch noch 'ne rechte Freude in ihren letzten Tagen." Das klang so aufrichtig, daß man beinahe glauben konnte, die Seiffarten hätte der Kranken aus reinem Mitleid ihr nahes Ende verschwiegen, und in Wahrheit war es doch nur schneöde Geldgier. Die Lene wußte das auch recht gut; aber sie schämte sich, vor dieser Frau es auszusprechen, was ihr auf den Lippen brannte. Wenn die Sache nur nicht gar so wichtig für sie gewesen wäre. Handelte es sich hier ja um ihre ganze Zukunft.

"Aber ich? Was wird aus mir? Die Tante hat kein Testament gemacht, und wenn sie nun denkt, daß sie wieder gesund wird, dann macht sie's auch nicht mehr. Und sie hat mir doch immer versprochen, daß ich das Grundstück haben soll und alles dazu, was ihr gehört."

"Ja so! Hm, hm!" meinte die weise Seiffarten und wog den Kopf zwischen den Schultern hin und her, so daß es aussah, als ob der Perpendikel an einer Uhr auf und ab ging. "Das ist allerdings eine böse Sache. Das thut mir leid, Kindchen, sehr leid, aber sehen Sie, da kann ich nu mal nichts nich dran ändern. Ich bring's nicht fertig, ihr den Tod zu verkündigen; ich hab' zu 'n weiches Gemüt. Sie müssen sich wegen der Erbschaft schon damit trösten, daß Sie der Tante ihre letzten Lebenstage erleichtern. Das findet einmal Gottes Lohn."

Das Mädchen seufzte: "Das ist ja alles wahr und es ist mir ja auch nicht so sehr ums Geld an sich — nur —"

"Nur — was?" fragte die Seiffarten lauernd. "Sprechen Sie doch, mein Herzchen."

Die Lene schüttelte den Kopf. "Lassen Sie nur — es ist ja doch nichts zu machen. Ich muß auch jetzt zur Tante. Guten Abend." Damit wollte sie

rasch ins Haus schlüpfen, doch die Seiffarten hielt sie zurück.

"Warten Sie noch einen Augenblick, Kindchen. Sehen Sie, ich sag't Ihnen vorhin, ich kömmt's nicht übers Herz bringen, der Kranken zu sagen, daß — — na und das ist auch wahr. Aber andernteils hab' ich doch 'n Herz nicht bloß für die Saalmüllern, sondern auch für Sie. Aber seh'n Sie, ich bin 'ne arme Frau und auch schon in die Jahre, und wenn ich ihr sag', daß es mit ihr zu Ende geht, dann ist's auch zu Ende mit mir und meiner Behandlung. Und dadrum — Sie können mir das nicht übel nehmen, liebes Kind — müßt' ich's schon sicher haben, daß ich nichts verliere, — also Sie müßten mir's schriftlich geben, Herzchen, denn das Mündliche, das hat keinen Verlaß. Und nicht allzu knapp müßt's sein, denn die Zeiten sind schlecht und mein Bein dazu. Also sagen wir — hundert —"

"Keinen Pfennig bekommen Sie von mir," schrie die Lene, die jetzt erst begriff, wo die lange Rede hinaus sollte. "Wie können Sie mir so etwas nur zumuten? Ich soll es mir mit Geld von Ihnen erkaufen, daß Sie meiner armen Tante sagen —? Schämen Sie sich nicht?"

"Haben Sie denn vorher nicht selbst gemeint, ich müßt's ihr sagen?" fragte die Alte hämisch.

"Ja, aber ich dachte, Sie müßten's aus eigenem Einsehen thun. Aber für Geld! Pfui! Das ist schändlich, — schändlich!"

"So, so!" gab die Seiffarten zur Erwiderung. "Das heißt, daß Sie schon den Nutzen davon haben möchten, sich aber dabei nicht die Finger verbrennen wollen. Damit nachher, wenn vielleicht Ihre Tante von dem Schrecken 'n Schaden hat, Sie ihre Hände in Unschuld waschen und sagen, ich kann nichts nich dafür, ich hab's nich gewollt. Nee, nee, mein Herzchen, so haben wir nich gewett!"

Die Lene war beschämt; zwar fühlte sie, daß die Alte ihr unrecht that, aber da sie zu schwerfällig im Denken und in der Rede nicht gewandt war, kam sie sich doch wie eine rechte Sünderin vor.

Die Seiffarten, die sie fortwährend mit ihren schiefen Blicken beobachtet hatte, mochte ihr Schweigen indessen wohl zu ihren Gunsten deuten, denn sie fragte jetzt wieder mit der alten widerlichen Vertraulichkeit: "Na, nun seh'n Sie doch, Kindchen, daß ich das nich so für nichts nich thun kann, nich wahr? Sie geben mir das Meinige?"

Jetzt fand die Lene die Sprache wieder. "Nein, nein," rief sie, "ich gebe Ihnen nichts, gar nichts und ich will auch nichts. Sie sollen der Tante nichts sagen, ich will's nicht." Damit kehrte sie sich um und lief ins Haus.

"Aber Kindchen! So hören Sie doch," rief ihr die Seiffarten nach. Doch die Lene war schon fort.

"So 'n Nickel!" schimpfte die Alte hinter ihr drein. "Wer hätt' das gedacht!" Sie war wütend über den unerwarteten Ausgang. Da sie sich aber selbst für sehr klug hielt, so dachte sie auch jetzt, sie hätte alles gut gemacht und würde zum Schluß doch

gewinnen. „Sie wird sich schon besinnen, sie muß es,“ brummte sie und stieß mit ihrem Krüdstock nachdrücklich auf die Erde, gleich als meinte sie's erzwingen zu können.

Die Kranke war inzwischen über der Lene langes Ausbleiben ungeduldig geworden. „Was habt ihr noch so ewig miteinander geredet?“ fragte sie mißtrauisch.

„Ich hab' mir nur von der Seiffarten Beschrieb geben lassen, wie der Thee zu nehmen ist,“ erwiderte das Mädchen mit unsicherem Ton.

„Und das hat 'ne ganze halbe Stunde gebauert? Du lügst,“ schrie die Kranke, da sie sah, daß Lene rot geworden. „Du hast sie gefragt, ob sie mir die Wahrheit gesagt hat, und sie hat dir drauf erzählt, daß ich bald sterben muß. Sterben, sterben! Ich will aber nicht,“ leuchtete sie, „ich —“

„Um Gottes willen, Tante,“ rief die Lene erschrocken und eilte zu der Kranken hin. „Wie kannst du so was glauben —“

„Ich seh's ja an deinem Gesicht, daß du lügst! Sag die Wahrheit — wie steht's?“

Die Lene warf sich neben dem Bett in die Knie und nahm die abgemagerten, welken Hände der aufgeregten Frau liebevoll in die ihren. „Liebe Tante,“ sagte sie freundlich, „ich will dir's ja genau erzählen, wie's war; sei doch nur ruhig. Du hast recht, ich hab' sie gefragt, da hat sie mir dasselbe gesagt wie dir.“

„Und das ist die Wahrheit?“ forschte jene noch immer ängstlich. „Warum hast du mir's dann nicht gleich gesagt — von selbst? Du kannst dir doch denken, daß es mich freuen würde. Aber freilich, was eine alte Kranke freut, daran denkt niemand, du am allerwenigsten. Ich bin dir bloß zur Last. Und ich hab's doch anders um dich verdient. Hab' dich aus dem Elend gezogen, dich wie mein eigen Kind gehalten und zu meiner Erbin einsetzen wollen. Aber das — das ist's ja wohl, was dir im Kopf steckt — mein Grundstück und mein Geld. Du wariest auf meinen Tod. Ich sag' dir aber eines: noch hab' ich kein Testament gemacht, das bedenke dir. Und darum —“ ein heftiger Hustenanfall, hervorgerufen durch das laute Sprechen und die Aufregung, machte ihrem Zanken vorläufig ein Ende.

Die Lene that, was in ihrer Macht lag, um das Leiden zu lindern; sie stopfte die Kissen unter den Rücken, gab der Kranken ein Tuch, mit Essig und Kampfer getränkt, zu riechen und reichte ihr auch die Tropfen, die der Doktor verschrieben. So ging unter liebevollem Bemühen der Pflegerin der Anfall allgemach wieder vorüber.

Die vielen Qualen, welche die Kranke ausgestanden, machten, daß ihre zornige Stimmung ins Gegentheil umschlug. Bald war sie ganz weichmütig geworden; sie nannte die Lene „ihr liebes, gutes Kind“ und versprach ihr fest, sie, trotz all' der bösen Worte von vorhin, ganz bestimmt zu ihrer Erbin einzusetzen.

„Laß das doch jetzt, liebe Tante,“ bat die Lene freundlich. „Du darfst nicht sprechen; es greift dich an. Versuch lieber und sieh, ob du nicht ein wenig schlafen kannst.“

Gehorsam machte die Kranke die Augen zu: „Birst du aber auch bei mir bleiben?“ fragte sie noch ängstlich. „Wenn ich aufwach' und ich bin allein, fürcht' ich mich so.“

„Ich rühr' mich nicht aus dem Zimmer,“ beteuerte das Mädchen; doch der Saalmüllern schien das noch nicht zu genügen, sie faßte nach Lenens Hand und hielt sie fest. Nach wenigen Augenblicken schon lag sie im Schlaf.

Eine geraume Weile verharrte die Lene, ohne sich zu regen, dann aber wurde ihr das Stillstehen unerträglich. Es fing an zu dunkeln, und die Gegenstände um sie her verschwammen und warfen solch' seltsame, lange Schatten. Dazu war es im Zimmer so schwül, denn die Saalmüllern bildete sich ein, daß jedes Zuglöstchen ihren Husten verschlimmerte, und so war den ganzen Tag über nicht gelüftet worden, und doch wäre eine Stube voll frischer Luft besser gewesen als alle Medizin. Der Geruch von Kamillenthee und Kampfer that noch ein übriges, um die ohnehin schon verdorbene Luft erst recht schlecht zu machen. Es versetzte der Lene ordentlich den Atem. Wenn sie wenigstens einen Augenblick den Kopf durchs Fenster hätte stecken dürfen, dann würde ihr gewiß wieder leichter werden. Sie warf einen prüfenden Blick auf die Tante. Ach, sie konnte es schon wagen, die Kranke schlief anscheinend fest. Aber wie gar so blaß sie war! In dem ungewissen Dämmerlicht sah das schmale, eingefallene Gesicht beinahe aus wie das einer Leiche. Und die Hand, o wie eiskalt war diese!

Wenn sie am Ende schon tot war! Aus diesem irdischen Schlaf hinübergegangen in jenen ewigen, ohne Kampf, ohne daß sie, die Lene, es gemerkt hatte! Das Mädchen wurde von Grauen erfaßt; doch sie überwand sich und beugte das Ohr auf den Mund der bleichen Frau, um nach ihrem Atem zu horchen. Gott sei Dank, sie atmete, sie lebte noch. Und da murmelte sie auch im Schlaf ein paar Worte, ganz undeutlich, aber die Lene beruhigten sie doch, denn sie waren ein Zeichen des Lebens.

Sie erhob sich vorsichtig, ging auf den Zehen zum Fenster und öffnete es ein klein wenig, so daß ein schwacher frischer Lufthauch von draußen hereindrang. Wie wohl das that! Und da draußen waren auch Menschen. Dort hinten am Teich, da stand der Knecht und schöpft mit einem Eimer Wasser, und neben der Scheune, in der das Heu aufbewahrt wurde, saßen ein paar Kinder, hielten die Köpfe zusammengesteckt und erzählten sich was; von ferne klangen ihre Stimmchen wie leises Vogelgezwitscher. Die Lene horchte begierig danach hin und fühlte, wie der Druck, der so schwer auf ihr gelegen, allgemach von ihr wich.

Sie wunderte sich jetzt selbst, wie sie nur so schreckhaft hatte sein können. Aber das kam von dem Leben, das sie führte, immer allein mit der Kranken, der ewig verdrießlichen, scheltenden und jammernden Frau. Gott, was war das für ein Leben! Und wenn sie sich's überlegte, viel besser war es eigentlich

nie gewesen. Eine richtige Kindheit und Jugend hatte sie nie gehabt. Wenn die andern Kinder auf der großen grünen Wiese, auf der die vielen Obstbäume standen, Haschens und Versteckens spielten oder zur Winterszeit sich mit ihren Handschlitten auf dem gefrorenen Dorfteich tummelten, mußte sie mit ihrem Strickstrumpf oder Nähzeug daheim bei der Tante sitzen. Kaum daß sie hie und da einmal am Sonntag vormittag ein Stündchen mit ihresgleichen spazieren gehen durfte, sein sitzjam spazieren gehen und beileibe nicht laufen und rennen, denn dabei hätte sie sich ja die Kleider beschmutzen oder gar zerreißen können. Und viel besser war es dann dem erwachsenen Mädchen auch nicht geworden. Wie war ihr das Herz oft schwer gewesen, wenn sie vom Tanzboden her Fiedel und Harmonika erklingen hörte oder an Linden Sommerabenden die Burschen und Mädchen singend und plaudernd durchs Dorf ziehen sah. Für sie gab es nur Arbeit, Arbeit vom Morgen bis zum Abend. Dazu bekam sie immerfort zu hören, daß ihr unerhörte Wohlthaten zuteil würden, daß sie ein Glücklos gezogen, wie sie es nie verdient hätte. Denn die Lene war gar nicht der Saalmüllern leibliche Nichte, sondern einer Armenhänsterin Kind, dessen sich die kinderlose Frau in dem Bedürfnis, etwas Junges um sich zu haben, nach dem Tode der Mutter angenommen. Dafür sollte sie nun dankbar sein, grenzenlos dankbar. Und doch hätte sie's als Magd tausendmal besser gehabt. Oft war sie nahe daran, auf und davon zu laufen und sich einen Dienst zu suchen; doch hielt sie davon immer wieder der Gedanke an die Erbschaft zurück, die ihr dann entging.

Was hatte sie dieser Erbschaft nicht schon alles zum Opfer gebracht: ihre Jugend, ihre Freiheit, ja sogar ihre süßesten Herzenswünsche. Denn da war einer im Dorf, bei dessen Anblick ihr Herz schneller schlug, aber er war nur ein armer Zimmermann, und die Tante sagte: „Eben drum will er nur dein Geld; wenn du ihn nimmst, bekommst du keinen Pfennig von mir.“ Und sie folgte der Tante auch wirklich und wies ihn zurück, trotzdem ihr eine Stimme in ihrem Innern sagte, daß er sie liebe und daß er sie auch lieben würde, selbst wenn sie das ärmste Mädchen unter der Sonne wäre.

Im Laufe der Zeit hatten noch viele sie zur Frau gewollt, aber alle hatte sie, jetzt in vollständiger Übereinstimmung mit der Tante, heimgeschickt. Ebenso einig waren sie beide gewesen, als zuletzt noch einer gekommen war. Er hieß Albert Küffer und besaß das größte Grundstück im Dorfe und, wie es hieß, noch eine schwere Menge baren Geldes dazu. Von ihm meinte die Saalmüllern denn auch, daß es ihm nicht um das Erbe der Lene, sondern um diese selbst zu thun wäre. Die Lene glaubte ihr das auch gern, denn der junge Küffer gefiel ihr nicht übel. Er war ein hübscher stattlicher Bursche; vorzüglich stand ihm das fest nach aufwärts gedrehte blonde Schnurrbärtchen und sein flottes, strammes Wesen, das er in der Militärzeit angenommen hatte.

Alle Mädchen im Dorfe waren in ihn verliebt, und es gab keine unter ihnen, die nicht glücklich gewesen wäre, würde seine Wahl auf sie gefallen sein. Schon der anderen wegen hätte sie ihn nicht ausschlagen mögen. Wie wohl die Freundinnen sie beneiden würden, wenn sie dereinst in dem schönen großen Hause als Herrin schaltete oder Sonntags an der Seite ihres Mannes, wie eine Dame gepußt, in eigener Equipage nach Jena hineinfuhr! So war es wirklich kein Wunder, daß das Bild des armen Zimmermanns allgemach in ihrem Herzen verblaßte und dafür dasjenige des reichen Nebenbuhlers immer mehr Platz gewann.

Als letzterer schließlich in aller Feierlichkeit um sie anhielt, bat sie sich zwar ein wenig Bedenkzeit aus, aber nur der Form wegen; denn bald gab sie ihm ihr Jawort. Das Verlöbniß würden nun gleich öffentlich bekannt gemacht werden sein, wenn es nicht gerade damals so schlimm um die Saalmüllern geworden wäre. So lange diese zu Bett lag, konnte man unmöglich Verlobung feiern, und ohne ein richtiges Verlobungsfest mit Schmaus und Braus ging's doch nicht, wenn Braut und Bräutigam zwei so angesehene Leute waren wie der reiche Albert Küffer und die Pflegetochter der reichen Saalmüllern. So war es wenigstens die Ansicht des jungen Mannes. Die Lene sah's freilich nicht ein, warum durchaus ein Fest sein mußte, um den Bund zweier Liebenden zu besiegeln; aber sie war gewohnt zu gehorchen und so fügte sie sich in ihres Verlobten Willen. Sie tröstete sich damit, daß die Tante ja auch bald wieder gesund sein würde, und dann konnte ja die Verlobung richtig gemacht werden. Und nun mußte sie hören, daß es mit der Bäuerin zu Ende ging! Jetzt legte sich's ihr mit einemmale wie eine schwere Borahnung aufs Herz, daß dieser unerwartete, frühe Tod ihr noch andere Verluste bringen möchte, als die von Geld und Gut. Sie wollte den bösen Gedanken, der ihr wie eine Sünde



Er war ein hübscher stattlicher Bursche mit fest aufwärts gedrehtem Schnurrbärtchen.

gegen den Liebsten vorkam, nicht ausdenken, aber doch — doch — nein, es war ja nicht möglich, der Albert liebte sie. Sie sah es am Blick seiner Augen, wenn er sie anschaute; sie sah es an der Art, wie er mit ihr sprach, kurz an allem und jedem. Sicherlich würde er sie nicht aufgeben um des Geldes willen. Aber auch selbst dann, wenn er ihr sein Wort richtig hielt, blieb es doch entsetzlich für sie, daß sie nun mit leeren Händen in sein Haus einziehen sollte, anstatt ihm Geld und Gut zuzubringen, wie sie und er es gehofft. Sie wußte ja, wie er am Gelde hing. Ach Gott, wie war das Leben doch plötzlich so schwer geworden!

Mitten in ihrem Grübeln fuhr sie auf. Lieber Himmel! Sie hatte ihm ja versprochen, heut abend zwischen acht und neun auf den Hof, hinter die Scheune zu kommen. Über all der Aufregung hatte sie's nun vergessen. Er mochte gewiß schon lange gewartet haben und ihr sicher böse sein. Rasch noch hin! Sie warf noch einen Blick auf die ruhig schlummernde Kranke, dann huschte sie geräuschlos hinaus.

Wie sie sich's gedacht, empfing Albert Küßler sie mit heftigen Vorwürfen. Sie suchte ihn liebevoll zu beschwichtigen, doch vergebens. Wie sie so rücksichtslos sein könne, ihn so lange draußen allein stehen zu lassen, jagte er, andere Mädchen, die gar nicht einmal seine Braut wären, benähmen sich viel entgegenkommender gegen ihn, da sei z. B. die Martha Zöller, des reichen Gastwirts Tochter aus Burgau, der brauchte er nur ein Wort zu sagen, dann käme sie durch dick und dünn, wohin er sie bestellte.

Daß er gerade die Martha Zöller erwähnte, verletzte die Lene tief. Martha Zöller hatte nämlich, wie sie alle im Dorfe wußten, ein Auge auf den Albert geworfen; weshalb er denn auch stets von ihr sprach, wenn er die Lene ärgern wollte. Das Mädchen blieb aber trotzdem freundlich. Jetzt sich auch noch mit dem Albert zanken, nein, das fehlte ihr gerade. Sie fühlte ein so tiefes Bedürfnis, sich auszusprechen und von ihm sich trösten zu lassen, daß sie lieber seine Vorwürfe geduldig hinnahm, um nur endlich wieder ein gutes Wort von ihm zu hören. Zuerst erzählte sie ihm von dem Besuch der Seiffarten und von allem, was damit zusammenhing.

„Was soll nun werden, Albert?“ fragte sie dann ängstlich.

Er strich sich nachdenklich den langen blonden Schnurrbart, ließ aber keinen Laut hören.

„Denk doch, wenn sie nun stirbt, ganz plötzlich, ohne ein Testament gemacht zu haben,“ fuhr das Mädchen fort. „Sie ahnt ja nicht, daß sie stirbt.“

„So mußt du's ihr eben sagen,“ fuhr er hastig heraus.

„Ich?“ sagte sie erschrocken. „Aber Albert —“

„Nun natürlich! Wer sonst? Das verdammte alte Weib, die Seiffarten, darfs natürlich nicht; denn das fehlte noch, daß sie nachher bei allen Klatschbasen herum erzählt, du hättest sie dazu angestiftet. Aber du, das ist etwas anderes. Kannst ja so thun,

als hättest du es für deine Pflicht gehalten, ihr reinen Wein einzuschütten. Kannst ihr sagen, du glaubtest nicht an das, was die Seiffarten gesagt, weil sie einmal so, einmal so geredet. Weil aber dadurch, daß sie und nicht ein richtiger Arzt die Tante behandelt, vielleicht etwas verjäumt würde, so wolltest du ihr nur die Augen öffnen über diese falsche Person; deine Pflicht sei das, und darum hättest du es gethan. Wenn du's so drehst, dann wird die Tante gar noch denken, daß du alles nur aus Liebe gethan hast.“

„Aber in Wahrheit hätte ich's ihr doch nur aus Eigennutz gesagt,“ jammerte die Lene.

„Natürlich aus Eigennutz,“ bestätigte er. „Aber wenn sie das nicht weiß, so schadet es ja nichts.“

Die Lene schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, Albert, ich kann's nicht und ich thut's nicht. Es wär' zu herzlos, zu undankbar von mir.“

Nun brauste er aber auf. „Zum Henker mit der Weichherzigkeit!“ rief er grob. „Die Saalmüllern stirbt so wie so. Ob sie's da weiß oder nicht, das ist gleich. Bloß aus lauter Weichmütigkeit wird einer sich doch nicht um ein Vermögen bringen. Denk nur dran, daß auch ich dabei interessiert bin.“

Da die Lene erschrocken vor ihm zurückfuhr, sah er, daß er zu weit gegangen war. Er zog jetzt andere Saiten auf. „Die Lene wisse ja thatsächlich nicht, ob die Seiffarten recht habe,“ so meinte er; „dann wäre es doch in allem Ernst ihre Pflicht, so zur Tante zu sprechen, wie er's ihr geraten.“

„Und wenn sie nun aus Schreck darüber wirklich stirbt? Mein Lebtag würde ich nicht wieder froh werden,“ so klagte das Mädchen.

Dem jungen Manne schwebte abermals ein zorniges Wort auf den Lippen; aber er bezwang sich, um es nicht ganz mit der Lene zu verderben; es war heut nichts mit ihr zu machen. So zog er sie denn, um den üblen Eindruck von vorher zu verwischen, in seine Arme, liebte sie und sagte ihr: „Wenn es ihr so schwer würde, seinen Rat zu befolgen, so solle sie es lassen; sie müßten dann eben ohne der Tante Geld sich behelfen.“

Wenn die Lene nicht selbst so ganz ohne Falschheit und Verstellung gewesen wäre, so würde ihr die plötzliche Veränderung ihres Verlobten aufgefallen sein; sie würde mißtrauisch geworden sein, anstatt daß sie es beruhigt hätte. Es fiel ihr gar nicht ein, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; sie meinte vielmehr, daß er sich ihr zuliebe bemüht habe, seinen Verdruß über die entgangene Erbschaft zu verwinden, und sie wußte ihm im Herzen noch vielen Dank dafür.

Als die Liebenden sich trennten, schien auch die letzte Spur einer Verstimmung fort zu sein; die Lene war ihrem Bräutigam vielleicht noch nie so innerlich zu eigen gewesen, als an diesem Abend, da er ihr, nach ihrer festen Meinung, einen solchen Beweis seiner uneigennütigen Liebe gegeben.

Gerade darum aber wünschte sie nun mehr als jemals, daß er nicht auf ihr Erbe zu verzichten

brauchte; sein Edelmuth mußte belohnt werden. Die ganze Nacht über zermarterte sie sich den Kopf, wie sie die Tante dazu bringen könnte, ein Testament zu machen. Endlich gegen Morgen kam ihr ein rettender Gedanke. Wenn sie zum Herrn Pfarrer ging und dem die Sache vortrug — er war ein guter und hilfreicher Mann und es gehörte zu seiner Pflicht, seinen Pfarrkindern in schwierigen Lagen beizustehen, — gewiß, er würde ihr Rath und Hilfe nicht versagen. Dieser Gedanke beruhigte sie; nun schlief sie sanft und friedlich ein.

Am nächsten Morgen war die Saalmüllern ganz gegen ihre Gewohnheit mild und freundlich. Sie hatte einen langen erquickenden Schlaf hinter sich, und dem mochte wohl ihre gute Stimmung zu danken sein. Als die Lene bald nach dem Frühstück sich anschickte, zur Seiffarten zu gehen, um den Thee von ihr abzuholen, redete die Tante ihr sogar zu, länger fortzubleiben, um die eine oder andere Freundin auf ein halbes Stündchen zu besuchen. Ein wenig Zerrung werde ihr nach der langen Krankenpflege gut thun, meinte sie. Der Lene kam das Anerbieten gerade recht; konnte sie doch bei dieser Gelegenheit ihr Vorhaben ausführen und den Herrn Pfarrer aufsuchen. Sie that ein frisch gewaschenes blau und weiß gestreiftes Kattunkleid an, band eine zierliche weiße Schürze vor und trat wohlgenut ihren Gang an.

Sie fand den Herrn Pfarrer in seinem Arbeitszimmer, vertieft in seine nächste Sonntagspredigt. Als sie eintrat, nickte er ihr flüchtig zu, ohne aufzusehen.

„Gleich, gleich; nur einen Augenblick Geduld noch!“ Die Lene schaute sich um, ungewiß, wohin sie sich wohl setzen sollte. Alle Stühle im Zimmer waren mit dicken Büchern bedeckt bis auf einen, und gerade auf diesem lag ein großer grauer Kater, der sie mit seinen grünen Augen scharf ansah. Sie wußte es, der war der Liebling des Herrn Pfarrers und sein steter Gefährte bei der Arbeit. Aus lauter Respekt vor dem Tier scheute sie sich denn auch, es von seinem Ruheplatz zu nehmen, und begnügte sich damit, stehen zu bleiben und das Tier liebevoll zu

streicheln. Das gefiel dem Kater so wohl, daß er laut zu schnurren anfing.

„Na nun, Peter,“ meinte sein Herr ausblickend. „Ach so,“ lächelte er, „der alte Herr will dir seinen Platz nicht einräumen; dann muß ich dir schon einen andern freimachen.“ Damit erhob er sich, nahm eigenhändig die Bücher von einem der Stühle und rückte ihn für die Lene zurecht.

„Und nun, mein Kind,“ fuhr er fort, „erzähle, was dich herführt. Ich bin fertig.“ Er lehnte sich behaglich in seinen Polsterstuhl zurück, that einen langen Zug aus seiner Pfeife und nickte seinem Gaste aufmunternd zu.

Die Lene hatte sich genau zurechtgelegt, was sie dem Herrn Pfarrer sagen wollte. Daher trug sie auch ohne Stoden ihre Geschichte vor, mit allen den Sorgen und Bedenken, die sich für sie daran knüpften. Der geistliche Herr war ihren Worten aufmerksam gefolgt. Als sie geendet, rief er scheltend: „Unvernunft über Unvernunft! Unvernunft von der Saalmüllern, sich von dem quadratischen alten Weib behandeln zu lassen! Unvernunft, ihr Testament nicht rechtzeitig zu machen! Unvernunft von dir, das alles so gehen zu lassen und — — Na, na,“ begütigte er, da die Lene ihn erschrocken ansah, „ich mein' es nicht böß. Bist am Ende noch ein junges Ding. Warte nur, ich komme gegen Abend



„Gleich, gleich; nur einen Augenblick Geduld noch!“

zu euch und werde der Tante den Kopf zurecht setzen.“ „Was wollen der Herr Pfarrer ihr denn sagen?“ stammelte die Lene erschrocken.

„Das laß nur meine Sorge sein. Brauchst keine Angst zu haben, daß ich etwas sage, was sie gegen dich in Zorn bringt. Warum will sie denn aber eigentlich kein Testament machen? Sie muß doch Gründe haben?“

„Ich weiß es nicht, ich meine, sie hat keinen bestimmten Grund; sie denkt wohl: macht sie erst ihr Testament, dann geht es ganz zu Ende mit ihr, und sie möcht' halt noch gerne leben; sie hängt so am Leben. So sucht sie es immer noch hinauszuschieben.“

„Hinauschieben!“ wiederholte der Pfarrer. „Man soll nichts hinauschieben auf den morgenden Tag, was man sich einmal vorgenommen zu thun; das

heißt Gott versuchen. Und du, kleines dummes Ding, daß du dir das alles so gefallen läßt! Unbegreiflich!"

"Aber was könnt' ich denn anderes thun, Herr Pfarrer?" sagte das Mädchen schüchtern.

"Klug, vernünftig, energisch sein! Na, jetzt geh heim, am Abend komm' ich. Adieu, meine Tochter!"

Damit mußte sie sich zufrieden geben. Sie ging und zwar recht bedrückten Herzens. Wenn der Herr Pfarrer sich nur darüber ausgesprochen hätte, was er der Tante sagen wollte. Sie wußte jetzt, er würde auch nichts erreichen und sie selbst vielleicht nur in neue Ungelegenheiten bringen.

Unter solchen verdrießlichen Gedanken schritt sie auf die armselige Hütte zu, welche die Seiffarten bewohnte. Zu ihrem Erstaunen fand sie die Thür verschlossen. Eine Nachbarin, die sie hatte kommen sehen, kam herbei und teilte ihr mit, daß die Alte soeben fortgegangen sei, um der Saalmüllern den Thee zu bringen. Dies trug nicht bei, der Lene die Laune zu verbessern. Der Himmel mochte wissen, was das falsche Weib zu Hause wieder für ein Unheil anrichten würde. Rasch wollte sie hingehen, um wenigstens zu hören, was die beiden miteinander sprachen.

Doch abermals kam sie zu spät; die Seiffarten war schon fort. Die Kranke dagegen war in heiterster Stimmung. Die Seiffarten, so erzählte sie, habe sie noch einmal untersucht und ihr versichert, sie wüßte jetzt ganz genau, daß sie bald gesund werde. Schon in ein paar Tagen könne sie wieder aufstehen. In dem Tone ging es immer weiter. Nichts redete die Kranke, als nur immer von ihrer bevorstehenden Genesung und der Wunderthätigkeit der Seiffarten.

Gegen Abend kam, wie versprochen, der Pfarrer. Er sprach wohl eine Stunde lang ganz allein mit der Saalmüllern; aber als er ging, las es die Lene in seinen Mienen, daß alles vergebens gewesen war. Natürlich, sie hatte es ja auch gar nicht anders erwartet.

Bald darauf ging es mit der Kranken zusehends schlimmer und schlimmer. Sie war ein Mal ums andere am Ersticken und endlich war sie so schwach, daß sie sich nicht mehr aufrichten konnte. Trotzdem erhoffte sie baldige Besserung.

"Siehst du, Lene, es kommt genau, wie es die Seiffarten mir vorhergesagt. Jetzt wendet die Krankheit sich zum Guten, und es wird vorher noch einmal ganz schlimm, aber nur auf kurze Zeit. Das ist immer so, so sagte die Seiffarten, und man nennt's die Krisis."

Es waren die letzten zusammenhängenden Worte, die sie sprach. Sie lag fortan mit geschlossenen Augen da, ohne sich zu regen, nur ab und zu nahm sie mit der einen Hand das Bettuch zwischen Daumen und Zeigefinger und zog es mit der andern herauf und herunter. Die Lene überließ es heiß und kalt, denn sie wußte es: dies war das Ende. Wenn jemand dies unheimliche Spiel mit dem Bettuch trieb, so wie die Tante dies that, so stand der Tod nahe bevor.

In ihrer Angst schickte sie den Knecht zur Seiffarten und ließ ihr dringend sagen, nur sogleich zu kommen. Die Alte mußte es wohl ahnen, wie's um die Saalmüllern stand, denn sie kam nicht; „sie wäre selbst zu sehr von ihrem Reitzen geplagt und könnte nicht gehen."

Die Lene lächelte bitter, als man es ihr ausrichtete. Natürlich, jetzt da die Saalmüllern im Sterben lag, da war nichts mehr an ihr zu verdienen. Statt der Seiffarten kam ein anderer — der Pfarrer. Er hatte von dem bevorstehenden Ende der Bäuerin gehört und eilte jetzt herzu in der Hoffnung, sie jetzt vielleicht doch dazu zu bringen, ein Testament zu machen. Beim ersten Blick auf die Kranke erkannte er jedoch, daß es zu spät war.

"Es thut mir leid, sehr leid, mein armes Kind," sagte er, der Lene teilnahmsvoll die Wangen streichelnd, „aber ich habe dir nicht helfen können, beim besten Willen nicht. Jetzt ist es leider zu spät. Du mußt dich schon in das Unabwendbare ergeben."

Der Lene rannen die hellen Thränen über die Wangen, doch sie weinte nicht über das verlorene Hab und Gut, sondern über den Tod der Tante. In dieser Stunde, da sie sie auf immer verlieren sollte, dachte sie nicht mehr an das ewige Zanken und Reizen der Bäuerin. Da sagte sie sich nur, daß die Frau, die hier mit dem Tode rang, ihr eine Mutter gewesen, wenn auch eine recht strenge Mutter; daß sie es war, die sie als kleines Kind dem Glend entriß und ihre Jugend behütet hatte. In ihrer rauhen Art hatte sie sie wohl auch lieb gehabt, und daß sie schließlich nicht für ihre Zukunft gesorgt, das war doch im Grunde nur halb ihre Schuld.

Der Pfarrer sprach noch den Segen über die Leiche, küßte die schluchzende Lene auf die Stirne und ging dann, mit dem Versprechen, am morgenden Tag wiederkehren zu wollen, um mit der Lene zu besprechen, was nun weiter zu thun sei.

Am nächsten Morgen ganz früh schon klopfte es an die Thür der großen Stube und zu der Lene großem Erstaunen trat der Ernst Weber ein. Sie hatte ihn, seitdem er vor nun bald Jahresfrist mit einem Korbe von ihr heimgeschickt worden, nicht wiedergesehen und wußte daher gar nicht recht, wie sie sich ihm gegenüber benehmen sollte. Er zerstreute ihre Verlegenheit aber, indem er mit ausgestreckter Hand rasch auf sie zutrat, gleich als ob nichts zwischen ihnen läge.

"Ich hab' gehört, daß die Tante gestorben ist," sagte er, „und wollte dich nur fragen, ob ich oder meine Mutter dir nicht irgend einen Gefallen thun können?"

Das Klang sehr kurz und einfach, im Ton der Stimme aber lag volle Teilnahme.

"Ich danke dir," erwiderte sie herzlich. „Es ist sehr freundlich von dir, daß du kommst, aber da ist nichts zu helfen. Der Herr Pfarrer kommt nachher, der wird alles anordnen, was zu thun ist."

"Der Herr Pfarrer?" sagte er überrascht. „Und dein —" er stockte und sah verlegen vor sich nieder.

Offenbar hatte er sagen wollen „und dein Bräutigam?“ Da es ihm aber noch rechtzeitig eingefallen war, daß der Lene diese Erwähnung des Albert Rüsser vielleicht nicht angenehm sein möchte, so schwieg er. Er warf verstohlen einen Blick auf die Lene. Sie stand mit gesenkten Augen da, und auf ihrem Antlitz malte sich ein Ausdruck halb der Beschämung, halb des Schmerzes, der nicht allein von der Trauer um den Tod der Tante hervühren konnte. Ihm ging allerlei durch den Kopf, was er gehört und was er sich zusammengereimt. So also stand es! Hm! Wenn das aber war, dann — Ach was, daran durste er jetzt noch nicht denken und überhaupt — für ihn war das ja schließlich gleich.

Er wischte sich mit dem Tuch über die Stirn. Es war ihm plötzlich so merkwürdig heiß geworden. Dann stand er auf.

„Ich muß jetzt wohl gehen,“ meinte er. „Vergiß nur nicht, daß ich da bin, allezeit bereit, zu helfen, was auch kommt.“

Sie reichte ihm die Hand. „Du bist ein guter, guter Mensch,“ sagte sie leise; „daß du mir nichts nachträgst.“

„Ach, was ist da nachzutragen? Jeder thut, was er thun muß aus sich heraus.“ Es klang etwas heiser, beinahe rauh. Im Umsehen war er draußen.

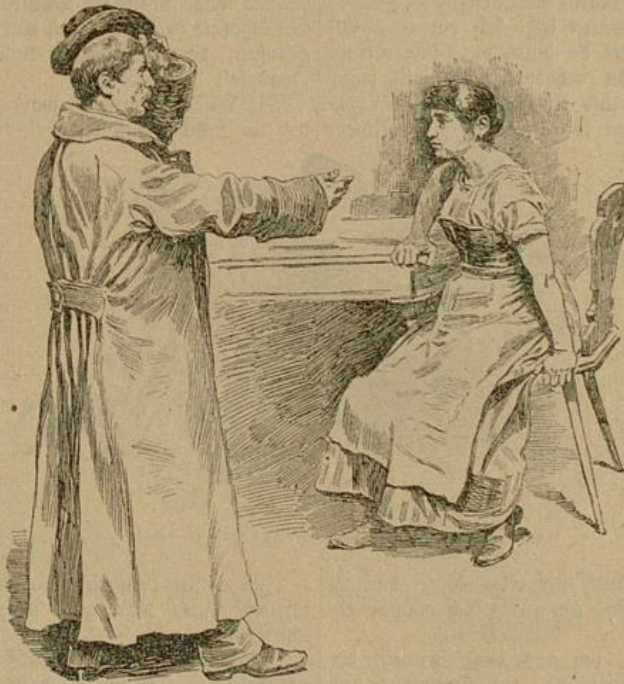
Die Lene trat ans Fenster und sah ihm lange nach. Wie stattlich er ausschaute mit seiner großen kräftigen Figur, und der braunhaarige Kopf mit dem ernstesten gutmütigen Gesichte saß ihm fest auf den Schultern. Man sah es ihm an: das war ein Mann, der wußte, was er wollte.

Wie seltsam, daß er sie gleich wieder mit „du“ anredet. Freilich, sie hatten einander ja von Kindheit an geduzt; aber immerhin — nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, da — — Nun jedenfalls hatte sie's gefreut; es gab ihr ein Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm, das ihr sonderlich wohl that. Doch keine Hilfe annehmen? Sie erschraf fast, daß sie das auch nur einen Augenblick lang für möglich hatte halten können. Sie, des Albert Rüsser Braut. Denn sie war und blieb doch Braut; sie wiederholte sich das zum so und sovieltenmale; aber wo blieb der Albert nur?

In fieberhafter Spannung wartete sie auf sein Erscheinen. Jedesmal, wenn die Hausthür ging, dachte sie: „Das ist er,“ aber immer vergebens.

Einen Tag vor dem Begräbniß langte auch der glückliche Erbe der Saalmüllern an. Einer aus dem Dorfe mußte es ihm wohl geschrieben haben, wie alles stand. Er säumte nicht, von der Hinterlassenschaft Besitz zu ergreifen, noch bevor er eine gerichtliche Zustellung erhalten. Es war ein entfernter Vetter der Verstorbenen, den sie kaum kannte, ein reicher Kaufmann aus Elbing. Er trat gleich von vornherein ganz als Herr auf, kommandierte die Dienstleute und behandelte die Lene sehr von oben herab, als hätte sie unverdient hier das Gnadenbrot gegessen.

Die Lene ließ sich alles geduldig gefallen, nur als er einmal darüber schalt, daß sie das Begräbniß mit dem, was drum und dran hing, eigenmächtig angeordnet, da ließ ihr die Galle über: „Wer denn, als sie, hätte dafür sorgen sollen?“ fragte sie scharf. „Sie wäre wie das leibliche Kind der Verstorbenen gewesen, wofür schon der Umstand, daß sie niemals einen Pfennig Lohn erhalten, den Beweis lieferie; da wäre es doch ihre Pflicht, wenigstens Sorge zu tragen, daß sie ein anständiges Begräbniß erhielt. So lange die Tante nicht unter der Erde sei, behielte sie, die Lene, in ihrem Hause



Er zerstreute ihre Verlegenheit aber, indem er mit ausgestreckter Hand rasch auf sie zutrat.

auch die Stellung, die ihr die Tote bei Lebzeiten gegeben und die sie ihr auch fernerhin zugedacht.“

Der Mann sah sie böse an und die kleinen Augen in seinem finstern roten Gesichte funkelten tückisch.

„Was sie damit sagen wollte?“ brummte er. „Welche Stellung seine selige Base ihr zugedacht, das gehe klar daraus hervor, daß sie ohne Testament gestorben. Wie es selbstverständlich sei, habe sie ihn stets als ihren Erben betrachtet; nach ihrem Willen sei er hier der Herr, und niemand habe hier zu befehlen als er. Was die Mamself sei, so verlasse die morgenden Tages gleich nach dem Begräbniß das Haus. Ihre Sachen könne sie vorher forschaffen. Er wolle aber dabei sein, um zu sehen, daß bloß ihr Zeug allein fortkäme.“

Das war der Lene zuviel. Die Hände auf die Brust pressend, rief sie: „Gut, dann will ich gleich gehen, noch in dieser Stunde. Ich hab' gemeint, es wäre meine Pflicht, auszuharren, so lange die Leiche noch im Hause ist, aber nun — nun geh' ich. Sie wird's mir verzeihen. Und von meinen Sachen will ich nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe habe. Alles übrige schenke ich Ihnen.“

Jetzt schien es dem Mann doch, als ob er sich von seinem Hochmut und seiner Habsucht zu weit hätte hinreißen lassen. Wenn diese rabiate Person ihren Vorsatz wirklich ausführte, so konnte das seinem guten Rufe schaden. Auf den hielt er aber; er hatte sich's durch reichliche Spenden bei öffentlichen Sammlungen immer angelegen sein lassen, für einen wohlthätigen und guten Mann zu gelten. „Hoho!“ jagte er würdevoll, „schelten läßt sich ein Christian Saalmüller nicht. Was du durch die Güte meiner Base besikest, magst du behalten. Ich will sogar noch ein übriges thun und ein Zehnmarkstück dazulegen, von dem du leben kannst, bis du ein Unterkommen gefunden.“

Die Lene würdigte ihn keiner Antwort. Sie drehte sich kurz um und ging gerade ausgerichtet zur Thüre hinaus und nach dem Zimmer, in dem die Leiche aufgebahrt lag. Neben dem Sarge warf sie sich nieder und küßte die kalten Hände.

„Tante,“ schluchzte sie, „Tante, vergieb, daß ich dich verlasse, — du weißt, ich kann nicht anders. Hab Dank für alles Gute, das du mir gethan, und verzeih, wenn ich dich einmal gekränkt.“

Dann erhob sie sich, zog aus dem Strauß, der auf der Brust der Toten lag, ein Zweiglein und schob es in ihren Busen. Draußen in dem kleinen Garten stand sie still und blickte nach den von der Abendsonne rot beleuchteten Fenstern hin. Das eine, an welchem sie immer mit ihrem Strickzeug gefessen, wurde von den Zweigen eines Zwetschgenbaumes voll blauer, reifer Früchte tief beschattet. Das Einkochen der Zwetschgen war sonst ihr Amt gewesen; sie pflegte sie mit einigen Quitten und geriebener Apfelsinenschale zu vermischen, und die Tante hatte immer behauptet, daß ihr kein Zwetschgenmus so gut mundete, als das, welches die Lene bereitete. Wer würde nach ihr wohl jetzt das Mus kochen? Wer hinter jenem Fenster sitzen? Die Augen gingen ihr über; der Abschied war doch schwerer, als sie sich's gedacht. Wenn es auch nicht immer eine freundliche Heimat gewesen, die dies Haus ihr geboten, eine Heimat war es doch; ein schützendes Dach über dem Kopf, ein

Bett, drin zu schlafen und ein reichlich gedeckter Tisch! Wo würde sie das alles jetzt finden?

Auf den Beeten, die vom Hause ab geradlinig bis zur Gartenthür liefen, blühten buntfarbige Asters und hochbuschiger Phlox. Sie hatte sie alle gepflanzt, jeden Morgen und Abend begossen und sich über ihr Wachstum gefreut. „Adieu, adieu,“ stammelte sie. Sie mochte nichts mehr sehen. Sie verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze und lief rasch den Gang hinab; sie riß die zugedörrte Gartenpforte auf und stürmte vorwärts. Schon ein ganzes Ende entfernt, hörte sie, wie sie krachend zuslog. Es ging ihr wie ein Riß durch die Brust; nun fühlte sie, daß sie von allem, was sie hinter sich ließ, getrennt war, getrennt auf immer.

Wie sie so vorwärts rannte, nicht rechts noch links sehend, wäre sie beinahe mit einem Manne zusammengestoßen, der des Weges kam. „Hallo,“ rief er, „was soll das bedeuten?“

Die Lene sah auf, es war der Albert Rüssler, der vor ihr stand. Ach so, der!

Den hatte sie in den letzten Stunden wirklich ganz vergessen. Aber gut, daß sie ihn traf, sie mußte doch mit ihm zu Ende kommen, und dazu war es gerade der richtige Augenblick.

Der Albert seinerseits war sehr erschrocken über die Begegnung. Am liebsten wäre er an der Lene vorbeigegangen; da das aber doch nicht gut ging, so mußte er schon wohl oder übel standhalten.

„Ich wollte eben zu dir gehen,“ begann er etwas verlegen, „ich wäre auch schon längst bei dir gewesen, wenn nicht —“

„Was wolltest du bei mir?“ warf sie kurz dazwischen. Sie wußte ja, daß er log.

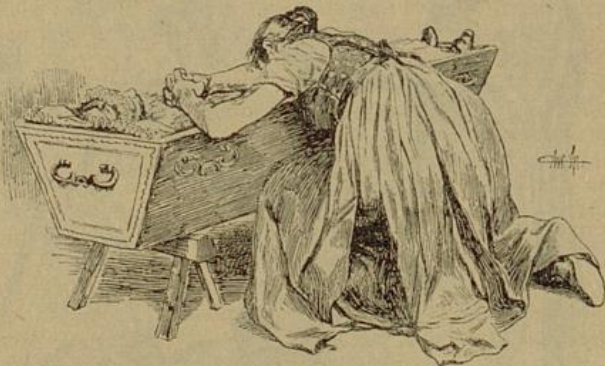
„Wie du fragst!“ sagte er mit dummem Lächeln.

„Wenn man ein Liebespaar ist —“

Sie unterbrach ihn abermals. „Ein Liebespaar? Ein Bräutigam, willst du wohl sagen. Du verlobtest dich mit mir, weil du meintest, eine reiche Frau an mir zu bekommen, und ich freilich — ich that's, weil ich mir einbildete, dich zu lieben.“

Die letzten Worte gaben dem Albert seine Sicherheit zurück. Gott sei Dank, nun war er wieder im Vorteil ihr gegenüber, nun konnte er ordentlich auftrumpfen.

„Einbildete?“ fragte er. „Dann ist es also doch wahr, was ich noch immer nicht glauben wollte. Dann haben die Leute doch recht, wenn sie sagen, du hättest mir dein Jawort nur gegeben, weil's die Tante wollte; im stillen hättest du aber stets zum Zimmermann Weber gehalten. Na und das ist auch der



Neben dem Sarge warf sie sich nieder und küßte die kalten Hände.

Grund, warum ich noch nicht bei dir war, denn Unständigkeit und Sittsamkeit verlange ich doch wenigstens, wenn ich eine nehmen soll, der nichts als das Hemd auf dem Leibe gehört. Aber arm und liederlich, das ist 'n bißchen viel auf einmal."

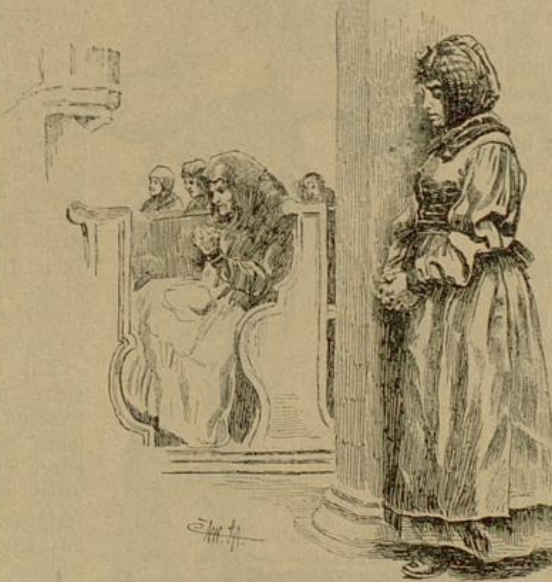
Die Lene sah ihm starr ins Gesicht. „Du bist ein von Grund aus verdorbener Mensch, Albert," sagte sie langsam und ganz ruhig. Dann kehrte sie ihm den Rücken und ging hastig weiter. „Wie schlecht die Menschen doch sind!" dachte sie. Sie hatte einen unendlichen Ekel vor der ganzen Welt. Wenn sie sich doch hätte verkriechen können in irgend einen verborgenen dunklen Winkel, um niemals wieder zum Vorschein zu kommen. Die Katholischen, die hatten es doch gut. Wenn denen die schlechte Welt das ganze Leben zerbrochen hatte, dann gingen sie ins Kloster. Das nahm sie auf, ob sie reich oder arm waren; hinter seinen dunklen Mauern brauchten sie nichts mehr von dem zu sehen, was draußen vorging; dort waren sie wohlgeborgten vor allem Leid, dort konnten sie ausruhen, wie im Grabe. Wie mußte das doch wohlthun! Gerade wie einem müden kranken Kinde, wenn es sich ins weiche warme Bett legt und Mutterhände die Vorhänge zuziehen, damit es recht ruhig schlafen könnte. —

Da ertönte in ihrer Nähe Orgelklang. Sie befand sich vor der Kirche. Durch die bunten Glasscheiben der Fenster fiel gedämpftes Licht, denn es war Mittwoch und da wurde wie sonst an diesem Tage Gottesdienst gehalten. „Wozu brauchte man eigentlich das Kloster? Unser Herr Jesus sprach ja zu allen Menschen: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid! Wenn sie ihr Leid in seine Hand legte und sich ganz in den Glauben und das Vertrauen zu ihm einhüllte, wie in einen dicken Mantel, dann würde sie auch nichts mehr von der Schlechtigkeit der Welt sehen und, wenn auch mitten drin in ihr, doch wie hinter schützenden Klostermauern leben."

Ohne sich viel zu besinnen, trat sie ein und stellte sich hinter eine Säule. Nicht weit von ihr saß allein auf einer Bank ein dürftig gekleidetes Weib mit verkrüppelten Gliedern. Die Lene kannte sie wohl, es war eine Ortsarme, der sie im Auftrage der Tante häufig Überreste vom Tisch und abgetragene Kleidungsstücke gebracht. Als sie das letzte Mal bei ihr

gewesen, hatte sie gesagt: „Ich bin ja so dankbar, daß der liebe Gott so gut zu mir ist und mich nicht verhungern läßt, aber wie viel lieber möcht' ich doch arbeiten!"

Das kam der Lene jetzt ins Gedächtnis. „Die Frau ist doch noch schlimmer dran als ich," dachte sie. „Ich bin auch arm, aber ich habe ja meine gesunden Glieder." Es gab also doch noch größeres Unglück in der Welt als das ihre. Sie hatte früher viel Wohlthätigkeit geübt, weil die Tante sie's geheißen und weil es zum Gutsein gehörte; aber ihr Herz war eigentlich nicht recht dabei gewesen. Jetzt aber, da sie am eigenen Unglück gelernt hatte, überkam sie plötzlich ein ungeheures Mitleid mit all den ungezählten Schmerzbeladenen auf Erden. „Wenn es mir noch einmal besser gehen sollte, dann will ich helfen, wo ich kann und anders als früher," so gelobte sie sich.



Ohne sich viel zu besinnen, trat sie ein und stellte sich hinter eine Säule.

Inzwischen war der Gottesdienst zu Ende gegangen und sie mußte wieder fort von hier, wo sie für eine kurze Weile eine Zuflucht gefunden. Gesenkten Kopfes ging sie durch die Thüre und stellte sich draußen in eine Nische, um von niemand gesehen zu werden. Dort wollte sie bleiben, bis die Leute vorbei waren.

Als der Pfarrer an ihr vorbeikam, bemerkte er sie aber doch. „Lene," rief er stillstehend, „was machst du da? Was ist denn passiert?"

Nun erzählte die Lene ihm in stiegenden Worten die Erlebnisse der letzten Stunden.

Der Geistliche schüttelte wiederholt ärgerlich den Kopf. „Und was nun?" fragte er, als sie geendet.

„Die Menschen sind schlecht, Herr Pfarrer," entgegnete die Lene kläglich.

„Schlecht!" wiederholte er in strafendem Tone. „Die Menschen sind gar nicht schlecht, man muß nur nicht gleich so radikal sein. Aber es giebt Leute, die unserm lieben Herrgott gleich seine ganze schöne Erde verbrennen möchten, wenn ihnen ein Feld verhagelt ist. Kennst du solche Leute, Lene?"

Das Mädchen sah halb beschämt, halb trotzig vor sich nieder. „Ja, aber —"

„Da giebt's gar kein Aber," schalt er. „Ist das ein Unsinn, dem alten Prozen alle Sachen zu schenken, und Hals über Kopf fortzulassen. Ich hätte schon mit ihm geredet und alles zu deinem Vortheil gewendet. Wollte bloß das Begräbniß abwarten. Na, da ist nun nichts mehr zu machen."

Übrigens in der andern Geschichte, ich meine mit dem Müller — da sei nur froh, daß die Sache ein Ende hat. Die Partie hat mir nie recht gefallen. Und nun," fuhr er fort, "komm, damit wir meine Frau nicht länger mit dem Abendessen warten lassen. Sie muß ja doch auch noch ein Zimmer für dich zurecht machen."

Die Lene sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. "Für mich?" stotterte sie. Sie war ordentlich erschrocken.

"Na, was dachtest du dir denn?" fragte der Pfarrer. "Das versteht sich doch von selbst, daß du bei uns bleibst, bis sich etwas für dich gefunden hat. Es wird ja wohl bald alles in Richtigkeit sein, aber ein paar Wochen —" er brach kurz ab.

Die Lene fragte nicht, was wohl bald in Richtigkeit sein würde; sie mußte es wohl ohnedies wissen, denn sie wurde blutrot. Eine rasche Erwiderung schwebte ihr auf den Lippen, aber sie unterdrückte sie. "Wie gut Sie sind, Herr Pfarrer," sagte sie leise, "aber ich kann es doch eigentlich nicht annehmen, daß Sie —"

"Mach bloß keine Redensarten," unterbrach er sie. "Und wenn das Fräulein Prinzessin zu stolz ist, Gefälligkeiten anzunehmen, kannst dich ja nützlich machen. Meine Frau hat einen ganzen Berg zerrissener Hosen von den Jungen, die Knagen müssen zu viel Haare bekommen, da gehen dann diese Kleidungsstücke schnell entzwei. Siehst du, ich will dir gar nichts schenken."

Dem Mädchen standen die Thränen in den Augen; es war ihr so weich und gerührt zu Mut.

Im Pfarrhause angekommen, verständigte der Pfarrer seine Frau rasch davon, daß die Lene vorderhand da bliebe. Die Pfarrerin, eine rundliche kleine Frau von freundlichem, allzeit geschäftigem Wesen, fand es ganz in der Ordnung, daß ihr Mann die Lene mitbrachte. Das Mädchen wurde gleich wie ein lieber Gast behandelt, sie mußte am Tische mit der Familie mitessen, und alle, die Jungen mit inbegriffen, wetteiferten darin, ihr Liebes zu erweisen und sie zu erheitern. Sie wußte zuerst gar nicht, wie ihr geschah. Eben noch war sie so kreuzunglücklich gewesen und hatte gemeint, die ganze Welt stoße sie aus, und nun mit einemmale saß sie in diesem Kreise guter Menschen, die so hoch über ihr standen und doch liebevoll für sie sorgten. Ja, sie war doch wohl zu früh verzweifelt, sie hatte eben nicht das rechte Gottvertrauen gehabt. Und die Menschen

waren auch nicht schlecht, der Herr Pfarrer hatte ganz recht.

Am Nachmittage wurde die Saalmüllern begraben. Es war ein großartiges Begräbniß. Das ganze Dorf und auch noch viele aus den Nachbardörfern waren gekommen, um der verstorbenen reichen Bäuerin die letzte Ehre zu erweisen. Der Pfarrer hielt eine schöne Rede, die alle Leidtragenden tief bewegte. Nur dem Herrn Better gefiel die Rede nicht, denn einmal nannte der Pfarrer von trauernden Hinterbliebenen der Saalmüllern nur allein die Lene, und das andere



„So thut es dir wohl doch noch leid um die entgang'ne Erbschaft?“

Mal sagte er, nachdem er auf die Unsicherheit des menschlichen Lebens hingewiesen, dieser Fall lehre wieder einmal so recht, wie sehr es eines jeden Pflicht sei, sein Haus heizzeiten zu bestellen, damit der Tod ihn nicht überrasche, bevor es geschehen. Wie schwer hätte der Verstorbenen ihr Ende sein müssen, wenn sie in ihren letzten Augenblicken sich vergegenwärtigt, daß sie das Kind ihres Herzens, das ihr gewesen wie eine leibliche Tochter, unverorgt in tiefer Armut zurückließ, und dies allein durch ihr Veräumnis, weil sie in kurzsichtiger Hoffnung auf langes Leben die Ausführung eines längst beschlossenen Schrittes verzögert habe! —

Auf die am Grabe Versammelten machte diese Stelle großen Eindruck. Einige wenige von ihnen, die sich für besonders gebildet hielten, meinten zwar, es wäre nicht passend von einem Geistlichen, in einer Leichenrede allzuviel „Persönliches“ zu erwähnen, zumal wenn es einen Tadel für die Verstorbene in sich schloße; die überwiegende Mehrzahl jedoch fand es sehr brav von dem Pfarrer, daß er der Lene so den Part hielt. Alle zusammen aber traten nach Schluß der Feier-

lichkeit zu ihr heran und sagten ihr herzliche Worte der Teilnahme.

Als der Menschengewirr sich verzogen hatte und der Herr Pfarrer mit der Lene nach Hause gehen wollte, stand plötzlich Ernst Weber vor ihr. Er reichte ihr stumm die Hand und öffnete ein paar-mal die Lippen, als ob er etwas sagen wollte, aber er sagte nichts; schließlich kam es doch heraus, was ihm auf dem Herzen lag: „Jetzt kommst du aber doch bald einmal zu meiner Mutter, nicht wahr?“ fragte er zaghaft. „Nun, da du nicht mehr die Braut des Müllers bist, verzeh —“ unterbrach er sich in bittendem Tone — „daß ich das erwähne, aber ich

thu's nur, weil es doch dabrum war, daß du zuvor nicht kommen wolltest."

Das Mädchen schwieg einen Augenblick, dann hob sie die Augen zu ihm auf und sah ihn fest an. "Ich komme," entgegnete sie leise.

Er wollte noch etwas sagen, aber sie winkte ihm abwehrend mit der Hand und trat zu dem Pfarrer, der abseits gestanden, um das Gespräch der beiden nicht zu stören.

Dann schritt sie an des Geistlichen Seite dem Pfarrhaus zu.

Ein wenig über ein halbes Jahr war verfloßen, seit man die Saalmüllern zu Grabe getragen. In dem Garten vor des Zimmermanns Weber Häuschen blühten die Kirsch- und Pflaumenbäume in aller Pracht. Auf den schmalen Beeten, die nach der Straßenseite hinaus lagen, prangten scharlachrote Tulpen, gelbe Narcissen und himmelblaue Veerblümchen, und auf dem Rasenplatz hinter dem Hause steckten zwischen Grashalmen, die noch zart und dünn, aber so leuchtend grün waren, wie später im Jahre nicht mehr, duftende Beichen ihre Köpfe hervor, während langstenglige Himmelschiffel und zierliche Margelächchen auf sie herabnickten. Morgentau lag in Millionen glühender Perlen auf Blüten, Knospen und Blättern. Vor all der Pracht stand an der Hausthür ein junges Paar, das sich umschlungen hielt und mit fröhlichen Augen in die Welt sah. Es waren Ernst Weber und Lene — seit wenigen Tagen sein Weib.

"Hörst du," sagte er, nach einem Hagebusch voll gelblicher Kärschen zeigend, auf dem eine Amsel ihr Morgenlied sang, "die hat sicher im vergangenen Jahre drüben bei deiner Tante im Garten ihr Nest gehabt. Wenn ich frühmorgens bei euch vorbei zur Arbeit ging, dann hörte ich jedes Mal eine Amsel singen. Jetzt ist sie mit ihrer Lene mitgezogen, damit sie doch was von zu Hause bei sich hat."

"Was von zu Hause!" wiederholte die junge Frau langsam. "Die Lene hat leider wenig von daher zu dir mitnehmen können. Hätte der Herr Pfarrer nicht dazumal gegen ihren Willen ihre Habseligkeiten vom Herrn Vetter abgeholt, dann wäre sie arm wie eine Kirchenmaus zu dir gekommen."

"So thut es dir wohl doch noch leid um die entgangene Erbschaft?"

Sie schüttelte den Kopf. "Und doch quält es mich zuweilen, daß ich so gar nichts habe."

"Wenn du jetzt reich wärst, wärst du des Rüffers Frau," meinte er. "Dann hätt' er dich, anstatt seiner Jethigen, der bissigen Wirtstochter, und ich — ich — wär' allein. Was wollen wir ums Geld sorgen? Glücklich, so mein' ich, bist du doch — gelt?"

Sie nickte. Der Schatten, der sich vorher auf ihre Stirn gelagert, war verschwunden. "Ich hab's halt nicht gewußt, daß man auch ohne Geld so recht von Herzen glücklich sein kann," sagte sie leise. "Keiner hatte mich's gelehrt, ich muß't's erst lernen. Wenn man sich nur lieb hat, das ist die Hauptsache."



Der treulose Maler.

Wer sich die Bilder genau anschaut, die der Hinkende hier vornweg gesetzt hat, meint gleich, daß in der Geschichte ein Engel und ein Teufel vorkommen müssen; und so ist's auch! Es ist eine Engels- und eine Teufelsgeschichte. Ein Engel und ein Teufel kämpfen um ein armes Menschenkind. Wer aber gewinnt, das wird

sich bald zeigen.

Der Hinkende kam leztlich, als er auf der Reise war, um seine Kalender abzusetzen, auch in ein kleines, sauberes Landstädtchen. Gleich beim Eingang stieß er auf ein altes, weißhaariges, zusammengeschrumpftes Männlein, das dabei war, die Straßen abzukehren.

"Es macht Staub, Großvater," meinte der Hinkende. "Und ist das Geschäft nicht etwas zu mühsam für Euch?"

"Ach, man macht eben, was man kann. Zur Not bring' ich's ja noch fertig, aber müde wird man freilich dabei. Wenn man erst alt ist, dann fällt alles schwer."

Den Hinkenden, wie er nun einmal ist, dauerte das Männlein. "Wie wär's, wollt Ihr nicht ein Vierteln Wein trinken? Kommt gleich mit und zeigt, wo man einen guten haben kann!"

"Recht gern," sagte der Alte und trippelte voran. In der Wirtschaft trank er dann sein Viertel; es litt ihn aber nicht lange, bald brach er wieder auf: "Ich danke auch recht schön! Aber ich muß wieder gehen; ich darf nicht zu lange von der Arbeit bleiben."

Der Hinkende hatte es weniger eilig; er blieb sitzen und fing ein Gespräch mit der schmucken Wirtin an. "Auch ein armer Mann," sagte er zu ihr, "daß er bei dem hohen Alter noch die Straße kehren muß."

"Wahr ist's," erwiderte die Wirtin und schwenkte die Schoppen munter aus, "wahr ist's, er hat ein saures Brot auf seine alten Tage. Mitunter, wenn ich ihm zuschaue, wie er mit aller Mühe die Straße sauber bringt, will einen so etwas wie Bedauern ankommen; aber — es hält nicht! Denn wenn ich mir dann wieder alles genau bedenke, dann sehe ich gleich immer leibhaftig das arme, gute Anneli vor mir stehen, dasjelbige, das durch ihn so arm und so elend geworden und das so früh hat sterben müssen — nur seinetwegen! Nein, dann kann ich in Gottes Namen kein Mitleid mit ihm haben."

"So steht's? Frau Wirtin, die Geschichte muß Sie erzählen! Das ist etwas für den Kalender."

„Das ist flugs erzählt und währt nicht lange,“ meinte die Wirtin, „nur will ich erst noch in die Küche und das Holz anlegen, dann stehe ich zu Diensten.“

„Also,“ hub sie an, als sie wieder aus der Küche gekommen war und sich neben den Hinkenden auf einem Stuhl niedergelassen hatte, „also, das Anneli war des Schneiderbauern Töchterlein aus erster Ehe, ein feines, zartes Persönchen, wie gemacht, um nur Liebe zu geben und zu bekommen. Wohlthun, das war ihr Bedürfnis. Nun, da es gar so schwächlich und fein gebaut war, ließ es der Schneiderbauer fürs Feinere ausbilden, und das konnte er sehr gut thun, denn von der Mutter her lagen 40 000 Franken auf dem Gericht, gut und sicher angelegt. Da langte es schon. Das Anneli hielt es mit Gottes freier und schöner Natur; es liebte und pflegte die Blumen, die Vögel, die Schmetterlinge u. s. w., es schaute hinaus zu den Sternen, auch hinein in den Bach und freute sich an all dem von ganzem Herzen. Aber neben alledem vergaß es auch die Praxis des Lebens nicht. Es nähte, es stückte, flickte und strickte, was das Zeug hielt, und half seiner Stiefmutter — mit der es übrigens ein Herz und eine Seele war — munter in der Küche; es hatte in allem eine geschickte und flinke Hand.

Des Annelis größte Freude aber war, wenn es mit dem Anton, dem 17jährigen Buben aus dem „Kof“, an Sonntagnachmittagen unter der großen Linde, die jetzt noch hinter dem Haus im Garten steht, über Gott, die Welt und die Natur sich unterhalten konnte. Denn der Anton war kein gewöhnlicher Bauernbub. Er hatte Talent zu allem möglichen; in der Schule war er immer der erste gewesen. Gleich Anneli war er für alles Gute und Schöne; er schwärmte mit ihr und that es ihr darin noch ein gut Stück vor. Das waren schöne Stunden, wenn die beiden dort unter dem Lindenbaum nebeneinander saßen, und 's Anneli hat mir, ihrer Freundin, gar oft davon erzählt. Das Anneli sah zu dem Bauernbuben hoch in die Höh', als wär' er Wunder was; er aber sah in Anneli keinen Menschen, sondern schon mehr einen lebendigen Engel.

Nach und nach, wie das so geht unter jungen Leuten, setzten sich auch die Herzen in Bewegung; der Bauernbub wurde Feuer und Flamme, das Anneli liebte stiller, aber um so inniger. Und so in ihrer Liebe beschloß sie bei sich, dem Anton den Weg durchs Leben zu bahnen und glatt zu machen. Es schickte ihn auf eigene Kosten nach München auf die Malerakademie, ließ ihn ausbilden und hoffte, dereinst seine glückliche Frau zu werden.

Und der Herr Anton, wie er jetzt genannt wurde, berechnete zu den schönsten Hoffnungen. Er brachte die schönsten Zeichnungen mit aus München, wenn er heimkam; dabei war er in seinem Betragen musterhaft und gegen Anneli die Liebe selbst, und wenn er, was häufig geschah, auf Besuch kam, dann gab es jedesmal einen Festtag in's Schneiderbauern Haus. Anton und Anneli aber schwelgten im Glück des Wiedersehens, im Glück ihrer Liebe.

So verging die Zeit, unser Anton malte immer schönere und immer größere Bilder, aber mit einemmale wurde er in seinen Briefen immer kürzer und gemessener; die Briefe lagen oft gar lange auf sich warten, und wenn er einen schickte, so war er danach. 's Anneli vermisse zu ihrem größten Schmerze all die frühere Herzlichkeit darin. Sie merkte es wohl: da war etwas zwischen sie und ihn getreten!

Das schrieb sie ihm denn auch. Sie erinnerte ihn noch einmal an ihr früheres Glück, an alle die schönen Stunden, die sie miteinander erlebt, und schloß: „Wenn Du diese Neigung zu mir nicht mehr hast, wenn Dein Herz nicht mehr voll und ganz für mich spricht, wie früher, dann, lieber Anton, will ich Dich nicht belästigen; dann gehe dahin, wohin Dein Herz Dich zieht. Ich aber verzeihe Dir, denn ich fühle nichts für Dich als Liebe und werde nie etwas anderes fühlen.“

Das traf. Anton verzweifelte schier, aber er hatte die Kraft nicht mehr, alles wieder ins alte Geleise zu bringen. Sein guter Engel war von ihm gewichen. Er lag in den Ketten und Banden einer andern, — eines schönen Weibes, das ihn umgarnt hatte mit allen Künsten der Falschheit. Das war eine Witfrau in den besten Jahren, die es auf ihn abgesehen hatte und ihn nicht locker ließ. Wohl machte er sich bittere Vorwürfe wegen seiner Treulosigkeit, wohl schlug ihm das Gewissen in seinen einsamen Stunden. Aber wenn er wieder bei der Witwe saß, dann war alles wie weggeblasen. Wenn er in deren Augen schaute, wenn sie mit aller Berechnung sich ihm bald liebenswürdig zeigte, bald wieder, um ihn zu reizen, kalt und unnahbar, dann hatte er nur noch Augen und Ohren für sie. Dann war die kokette Witib die Sonne seines Daseins, und das Anneli kam ihm vor wie ein blasser, bleicher Stern.

So brachte er es richtig über sich, dem Anneli zu schreiben, daß es ihm leid thue, wenn er es kränken müsse, aber er sei es seiner Ehre, er sei es dem Anneli selber schuldig, wenn er reinen Wein einschenke. Er sehe erst jetzt ein, daß er sich jahrelang in großem Irrtum befunden, daß er Freundschaft für Liebe genommen habe. Jetzt erst merke er das, wo er wirklich liebe. Er habe zwar gegen Anneli noch die gleichen Gefühle, wie früher; aber es seien, wie gesagt, die Gefühle der Freundschaft. Wenn Anneli mit dieser Vorlieb nehmen und auf der Erfüllung seines Eheversprechens bestehen wolle, dann werde er allerdings nicht zögern, den Bund fürs Leben mit ihr zu schließen. Er verspreche sich aber weder für sie, noch für ihn selbst besonderes Glück davon, weil eben auch die innigste Freundschaft nicht hinreiche, eine Ehe glücklich zu machen. Wenn aber Anneli, was er von ihrem Verstand und ihrer Einsicht fest erwarte, ihm seine Freiheit zurückgebe, sehe er es selbstverständlich als seine Pflicht an, ihr die Kosten für sein Studium mit Zinsen, bestem Dank und unter Zusicherung lebenslänglicher Freundschaft zurückzugeben.

Ja, so stand es in dem Briefe, den 's Anneli

eines Tages bekam. Es war genug für sie. Sie schrieb dem Anton alsbald, daß er sich durch seinen letzten Brief aller Verpflichtungen gegen sie enthaben habe. Auch das Kapital wolle sie nicht zurück. Er solle ein großer Maler werden und schöne, ergreifende Bilder malen, an denen die Menschheit ihre Freude habe, dann sei ihr Kapital reichlich verzinst. Sie wünsche ihm alles Glück. Sie selber wolle ihre Hoffnung im Grabe suchen.

Der Anton machte richtig Hochzeit mit der Witwe, aber so recht wohl war ihm nicht dabei, obgleich es fidel und hoch genug dabei herging. In all dem Jubel und Trubel meldete sich deutlich bei ihm das Gewissen. Das zwickte und bohrte an ihm und wollte sich nicht beschwichtigen lassen.

Gleich in den ersten Wochen seiner jungen Ehe machte der gute Anton auch eine Wahrnehmung, über die er arg verdußt war: sein schönes Weib war nebenher auch ein herzloser, durchtriebener Teufel. Jetzt zeigte es sich in der wahren Gestalt, aber nun hatte er es und ward es nicht wieder los.

In seinem Jammer machte er sich ans Trinken, erst an den Wein, dann ans Bier und zuletzt an den Schnaps. Und die Folgen? Der einst so hübsche und blühende Mann verlotterte; er that nichts mehr, er rührte keinen Pinsel mehr an, sondern half der Witwe die Groschen verzehren, die nebenbei auch nicht in der Fülle vorhanden waren, wie es anfangs geschienen hatte. Nun hättet Ihr aber das böse Weibstück sehen sollen. Sie malträtirierte ihren Mann aufs ärgste. Zuguterletzt aber hielt sie es mit einem guten oder eigentlich einem schlechten Freunde ihres Mannes und verdußte eines Tages auf Nimmerwiedersehen, was schließlich eine Wohlthat für den Mann war. Der verkaufte allgemach ein Möbelstück um das andere und legte den Erlös in Branntwein an, bis endlich nichts mehr zu verkaufen war. Ganz zerlumpt und verhadert stellte er sich eines Tages hier im Dorfe ein. Er ging dann bei den Leuten herum und machte ihnen Holz klein, wogegen er die Kost und einen kleinen Taglohn bekam.

Währenddem aber war das getreue Anneli, das ohnehin schwächlich war, erst kränklich, dann krank geworden und schließlich gestorben. Der Gram über diesen treulosen Menschen hatte ihm das Herz gebrochen.

Mit den Jahren ging es mit dem Mosjöh Anton immer noch mehr bergab. Schließlich kam er ins Armenhaus und erhielt das Amt, die Strafe zu setzen, was er jetzt schon bald zehn Jahre thut.

So geht's und so muß es gehen, wenn man sich und andern die Treue nicht hält."

So sprach die Wirtin, indem ihr eine Thräne im Auge glänzte, eine Thräne um das arme Anneli.

Der Hinkende aber dachte das Nämliche und ging heim, um die Geschichte aufzuschreiben für seinen 1899er — dem lieben Anneli zum ehrenvollen Gedächtnis, dem Anton zur Strafe, denen aber, die's juckt, es ihm gleich zu machen, zur Warnung.

Das Lehrer Reichswaisenhaus



Einen Hönig
Nur im Jahr
Für das Waisen-
Haus in Lafr!

hat, wie aus dem nachstehenden Rechnungsauszuge zu ersehen ist, auch im Jahre 1897 in seiner finanziellen Sicherstellung erfreuliche Fortschritte gemacht. Auf die Ehrentafel, welche im Hause selbst für verstorbene Wohlthäter errichtet ist, sind wieder eine Anzahl Namen gesetzt worden; vor allen aber der des Fräuleins Auguste Brittwig, gewesenen Telegraphistin, gestorben am 13. März 1897 zu Baden-Baden, denn diese vermachte dem Reichswaisenhaus eine Summe von rund 10000 Mark, während sie dem Gustav Adolf-Verein ebensoviel hinterließ. Der

Hinkende setzt ihr hiermit noch ein besonderes Denkmal, indem er das wohlgetroffene Bildnis dieser Wohlthäterin in seinem Kalender bringt.



Fräulein Auguste Brittwig.

Die Reichswaisenhausrechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. — Aus der Rechnung für das Jahr 1897 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1897	M	55.39
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	"	19 402.42
Beisetzungsbeiträge	"	540.—
Beim „Hilfsboten“ etc. eingegangen	"	1 118.92
Von der Generalschule eingezahlt	"	10 000.—
Sonstige Einnahmen	"	823.49
Vermächtnis des am 28. Oktober 1896 in England verstorbenen Fräul. Luise Nagel	"	100.—
Vermächtnis des am 6. Juni 1897 verstorbenen Herrn Aug. Merkel in Freiburg i. B.	"	1 000.—
Vermächtnis des am 22. April 1895 verstorbenen Herrn Louis Fuchs in Belleville	"	28 041.85
Vermächtnis des am 16. Mai 1897 verstorbenen Herrn Guido Pfeiffer in Mannheim	"	300.—
Bahnmeister Viehler-Stiftung	"	150.—
Gewinn an Wertpapieren	"	25.07
An Kapitalien behufs anderweiter Anlage zurückgehoben	"	297 656.80
Summa aller Einnahmen	M	359 213.94

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.		
Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuer- und Diebstahl, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktienkapitalien, Sporteln etc.	M	2 886.39
B. Für eigentliche Anstaltszwecke.		
Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M	188.54
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	"	3 670.34
Für Anstaltsgebäude, für Wasser- und Wasserversorgung und Hauseinrichtungsgegenstände	"	1 557.33
Für Bekleidung	"	2 460.74
Für Heizung und Beleuchtung	"	812.39
Für Lebensmittel	"	7 478.23
Aufwand für Haustiere	"	1 449.45
Krankheitskosten	"	124.29
Sonstiger Anstaltsaufwand	"	805.12
C. Uneigentliche Ausgaben.		
Für vorausbezahlte Zinsen bei Verkauf von Wertpapieren	"	533.55
D. Grundstocksausgaben	"	337 197.82
Summa aller Ausgaben	M	359 164.19
Kassenvorrat am 31. Dezember 1897	"	49.75
Summa	M	359 213.94

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:

a. in Wertpapieren bei der Reichshauptbank	M	11 221.40
b. hypothekarische Anlagen	"	413 300.—
c. bei der Sparkasse Lahr	"	227.92
d. bei der Lahrer Kreditbank	"	7 828.—
e. beim Lahrer Bankverein	"	1 390.10
f. bei dem Bankhause Groß-Heinrich in Neustadt a. d. O. als Albert Büchlin-Fonds	"	26 309.68
Summa	M	561 275.10

An dem Vermögen des Hauses ist die Obersechschule mit dem von ihr abgelieferten Betrage von 200 000 Mark beteiligt.

Das Haus hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1897: 55 Böglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 9; es gingen ab im Laufe des Jahres 6, so daß sich am Jahreschluß noch 58 Waisenkinder im Hause befanden.

Dabon kommen auf Baden 15, Elsaß-Lothringen 1, Altbayern 4, Rheinbayern 2, Königreich Preußen 27, Großh. Hessen 3, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Koburg-Gotha je 2, Schweiz und Frankreich je 1.

Lahr, 20. Januar 1898.

Albert Guth,

geschäftsführendes Mitglied des Verwaltungsrats für das Erste deutsche Reichswaisenhaus.

Zwei alte Sprüche über die Wahrheit, die auch wirklich wahr sind.

Wer die Wahrheit geigt, der kriegt den Fiedelbogen um die Ohren geschlagen — so heißt der eine Spruch, weswegen einer, der durchaus die Wahrheit geigen will, gut thut und lieber fein zart und ohne Aufsehen die Melodie herunterspielt, weil dann die liebe Menschheit es nicht so sehr merkt, daß es eigentlich bittere Wahrheit ist, was ihr in den Ohren klingt. —

Der andere Spruch aber lautet:

Wer die Wahrheit wollt' begraben,
Müßte viele Schaufeln haben. —

Und warum? — Nun, Wahrheit läßt sich nicht unterkriegen; sie ist störrisch und hochbeinig. Du meinst, du hättest sie am Krage und gar schon im Loch drin — flugs ist sie wieder heraus und schreit Zeter und Mordio, daß die Leute alle herzugelaufen kommen und die Mäuler gar gewaltig aufsperrten ob dem, was ihnen die Wahrheit zu sagen hat.

Glaub nur, du bringst die Wahrheit nicht ins Loch und vergräbst sie nicht. Aber selbst wenn ihr zu dreien seid, zu zehn und zu hundert, und es gelingt euch, ihr grabt sie ein — verlaß dich darauf: sie wächst wieder heraus und durch alles Erdreich hindurch, das auf ihr liegt. Mitunter dauert das ein Weilschen; es kommt vor, daß tauend Jahre dazu gehören; aber sie kommt wieder ans Licht. Solch zähes Leben hat die Wahrheit.

Darum allen Respekt vor ihr! Und grabt sie nicht mehr ein, — wo es doch unnütz ist.

Unterschied.

Ein vornehm gewordener Schneider in einer großen Stadt ging nicht mehr zu Fuß zu seinen Kunden, ihnen das Maß zu nehmen, sondern hatte sich eine prächtige Kutsche machen lassen und rasselte darin, den Kutscher vor sich, durch die Straßen. Einmal fuhr er auch bei einem alten Edelmann an, und als er demselben das Maß genommen, zeigte er ihm seinen neuen Wagen, indem er bemerkte, er habe ihn ganz nach dem Muster des Wagens „Seiner Gnaden“ machen lassen. „Und doch,“ bemerkte der Edelmann, „finde ich noch einen kleinen Unterschied.“ — „Und welchen, wenn ich fragen darf?“ „Bei meiner Kutsche ist der Bock draußen und bei der Ihrigen —“ Der Schneidermeister empfahl sich schleunigst und soll in Zukunft zu dem Edelmann stets zu Fuß gekommen sein.

Der Hauptmanns Stellvertreter.

Von Maximilian Schmidt.

Ein richtiger Karneval hat die verschiedenlichsten Folgen, gute und böse. Aus dem letzten sprang etwas heraus, was zwei Menschenkinder unsagbar glücklich machte: das süße Einverständnis zwischen dem Hauptmann Friß von Gleicher und dem reizenden Töchterchen des Großhändlers Klomberg, mit dem wohlklingenden Namen Angelika. Bei weiteren, natürlich nur ganz zufälligen Begegnungen in Konzerten, Theatern u. s. w. ward das Feuer fleißig geschürt, und endlich gestattete Angelika ihrem Kavaliere, den Papa um ihre Hand zu bitten, indem sie versicherte, daß die Mutter bereits auf ihrer Seite sei. Diese wieder bereitete einige Tage vorher den Gatten auf das kommende Ereignis vor.

Herr Klomberg war in jeder Weise ein praktischer Mann. Die stattliche Figur des Offiziers und seine Stellung in der Gesellschaft genügten ihm nicht zur Begründung des Glückes seiner Tochter. Ihm war es um das Privatleben, um den moralischen Wert des Mannes zu thun, und um sich hierüber möglichst klar zu werden, verlegte er sich auf Erkundigungen. Des Hauptmanns Quartier befand sich in der ziemlich schmalen Georgstraße. Ihm gerade gegenüber wohnte die schon etwas angejahre Ratswitwe Knieblern, welche hin und wieder bei Klom-



„Keinen Abend ist er zu Hause. Nie hat er Licht.“

bergs vorsprach, um ihre Neuigkeiten auszukramen und andere dagegen einzutauschen, denn das bildete die Würze ihres Lebens. Die Frau Rat mußte alles, aber sie behielt nichts, sie sagte alles wieder weiter.

An sie dachte Angelikas Vater. Bei ihr wollte er sich über den Hauptmann erkundigen, nur durfte sie natürlich nichts davon merken, am wenigsten, daß man sich für den Hauptmann interessiere. Es gehörte also schon eine gewisse Diplomatie dazu, um von der Dame das herauszubekommen, was er zu wissen wünschte.

Der Eigentümer des Hauses, in welchem die Witwe Knieblern wohnte, war auswärts begütert und hatte, wie Klomberg wußte, schon lange die Absicht, sein Anwesen zu verlaufen. Dies gab dem Großhändler einen Vorwand, die Witwe zu besuchen.

Sie war hoch überrascht und entseztlich neugierig über die Veranlassung dieses Besuches. Herr Klomberg bat sie, nicht weiter darüber zu sprechen, daß er sich für das Haus interessiere, da es ihm vorerst nur darum zu thun sei, eine Wohnung in demselben zu sehen, um sich ein Bild vom Ganzen zu machen.

Die Dame war sofort bereit, ihm alle Räume genau zu zeigen, mit Ausnahme ihres — Schlafgemaches, in welches er nur einen flüchtigen Blick wagen durfte. Sie tadelte dabei dies und jenes, schon jetzt eine Menge Wünsche aussprechend, die vielleicht der neue Hausherr berücksichtigen würde. Nachdem das Innere abgethan, trat Klomberg ans Fenster, um sich — wie er sagte — über die Aussicht zu informieren.

„Die Straßenbreite ist ziemlich gering,“ meinte er, „da kann man ja den Leuten gegenüber direkt in die Zimmer sehen.“

„Das ist allerdings ein Nachteil,“ entgegnete Frau Knieblern, „s ist aber mitunter auch recht interessant.“

„Bohnen anständige Leute vis-à-vis?“

„Je nun, wie man's nimmt. Im ersten Stock ein Hauptmann von Gleicher, im zweiten ein pensionierter Landrichter, Namens Friedberg, und im dritten ein alter Privatier Heinstern.“

„Hauptmann Gleicher? Der Name kommt mir bekannt vor. Ich glaube, ich kenne ihn aus dem Kasino.“

„Das bezweifle ich,“ erwiderte die Dame.

„Der Hauptmann besucht das Kasino kaum; er hat seine eigene Gesellschaft, und da geht es ziemlich frei her; es wird lustig gespielt, die ganze Nacht, und trinken thun sie auch ihr Teil dabei.“

„Das thut der Hauptmann!“

„Und ob er es thut! Keinen Abend ist er zu Hause. Nie hat er Licht, was ich doch wissen muß, da ich immer erst um Mitternacht schlafen gehe. Ich weiß auch, daß er selbst spielt, viel verspielt und mit dem Gedanken umgeht, durch eine reiche Heirat seine herabgekommenen Verhältnisse wieder aufzubessern, denn von Haus aus kann er das nicht. (Herr Klomberg spitzte die Ohren.) Sein Vater hat ihm nichts hinterlassen. Er war Major, ein flotter Kavaliere, aber Schulden hatte er wie ein richtiger Stabs-offizier; der Tod hat dann seine Gläubiger bezahlt



gemacht. Die Mutter, eine geborene Wenglein, hatte ein hübsches Vermögen in die Ehe gebracht; aber wie's eben geht — der Großvater der Mutter war ein ganz gewöhnlicher Handwerker, ich glaube, ein Schneider — nu, ich wünsche dem jungen Herrn ein rechtes Goldvögelein, das er nach Herzenslust rupfen kann.“

„Wenn er ein hübscher Mann ist, wird sich das bald machen.“

„Ja, wenn er das noch wäre! Was heißt hübsch? Mein Gott, er bildet sich's vielleicht ein. Ich finde es abgeschmackt, wenn ein Mann eitel ist; das ist mir geradezu widerlich. Wenn ich ans Fenster trete und ihn erblicke, weiche ich schnell zurück. Mir ist sein Anblick zuwider.“

„Wer sagten Sie, daß im zweiten Stock wohnt?“ so fragte jetzt Klomberg, um die Dame glauben zu machen, er interessiere sich nicht weiter für den Offizier.

„Ein pensionierter Landrichter. Er kam von Zmerghausen hierher, wurde pensioniert, weil er sich mehr auf der Jagd, als in seinem Bureau aufhielt. Er hat eine Frau und einen Sohn, der Ingenieur ist, ich glaube, bei der Eisenbahn. Die Leute leben in sehr kleinen Verhältnissen, kaufen alles pfundweise — täglich 1 Pfund Fleisch für alle — ich bitte Sie! dreimal in der Woche Kartoffelgemüse — abends um 50 Pfennig kalten Aufschnitt — Kaffee zehntel-pfundweise beim Krämer — und der Anzug, nu, wenn man so lange auf dem Lande gelebt, kann man von Geschmack ohnedem nicht reden —“

„Aber bitte, Frau Rat,“ unterbrach jetzt der Großhändler die geschwätige Dame, „das interessiert mich wirklich nicht. Was gehen mich die Verhältnisse anderer Leute an.“

„Da geht es Ihnen wie mir, Herr Klomberg,“ erwiderte sie. „Jeder hat vor seiner eigenen Thür zu stehen. Was gehen einen anderer Leute Dinge an, — da könnt' ich Ihnen erzählen, sag' ich Ihnen —“

Herr Klomberg unterbrach die unaufhaltsam schnatternde Zunge: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie belästigt habe, gnädige Frau, — aber jetzt muß ich fort; ich habe zu thun.“ Er verabschiedete sich und entfernte sich unter Höflichkeitsbeteuerungen.

Noch am gleichen Tage kam der Hauptmann auf die Freit'. Der Großhändler ließ ihn zu sich in sein Comptoir bitten, und es entspann sich hier folgendes Zwiegespräch: „Ihr Antrag, Herr Hauptmann, so ehrend er auch für meine Tochter und für mich ist, bedarf der Überlegung,“ sprach Klomberg, nachdem ersterer seinen Wunsch vorgetragen. „Sie können mir nicht verdenken, wenn ich da, wo es sich um das Glück meines Kindes handelt, peinlich vorsichtig bin. Nun weiß ich aber, Herr Hauptmann, daß Sie gewohnt sind, oft ganze Nächte hindurch in Gesellschaft zu sein und sich da mit Vorliebe dem Spiele, vielleicht dem Hazardspiele, hinzugeben. Hab' ich recht?“ „Nun, ich muß gestehen, ich bin gern in Gesellschaft und habe auch hin und wieder gespielt,“ bekannte der Offizier, „aber das nimmt für mich ein

Ende, sobald ich eine liebe Frau und ein gemütliches Heim habe.“

„Das ist nicht so leicht abgewöhnt, wie Sie glauben,“ entgegnete Klomberg. — „Trunk und Spiel sind Leidenschaften, deren man sich nicht so leicht entwöhnt. Und ich möchte doch gern darüber vergewissert sein, ob Sie das wirklich zustande bringen, bevor ich mich entschließe.“

„Wenn weiter kein Hindernis ist,“ meinte der Hauptmann, „so will ich von heute ab, wenn es sein muß, gar nicht mehr ausgehen und mich schon mit den Hühnern zu Bette legen. Ich will Sie überzeugen, daß ich kann, was ich will. Sie gestatten mir also, in einiger Zeit wieder zu kommen?“

„Sobald ich mich überzeugt habe; sagen wir — in einem Monat.“

„Aber wie wollen Sie sich denn überzeugen?“ fragte der Offizier lächelnd. „Wie wollen Sie erfahren . . . ?“

„Ich werde es schon erfahren!“ beteuerte Klomberg mit Sicherheit.

„Sie halten Aufpasser?“ fragte Gleicher etwas verlegen.

„Nein, durch Sie selbst werde ich es ja erfahren,“ erwiderte Klomberg diplomatisch, „und — Ihnen werde ich glauben. Also abgemacht!“

„Abgemacht!“ verjette der Offizier und verabschiedete sich.

Das erste war bei seiner Nachhausekunft, daß er Johann, seinen Burfchen, fragte, ob er von irgend jemanden nach ihm ausgefragt worden sei. So nebenbei aber fragte er ihn auch, ob er den Großhändler Klomberg kenne.

„Jawohl, Herr Hauptmann, den kenne ich schon,“ entgegnete der Diener. „Er war erst heute morgen drüben bei der Frau Rat, und sie sahen beide angelänglichlich nach unsern Fenstern herüber.“

Der Hauptmann wußte genug. Die Kokette Alte da drüben war also der Spion. Er hatte sie bis jetzt gänzlich vernachlässigt. Wohl hatte er manchmal bemerkt, daß sie sprechende Blicke zu ihm herüberwarf, aber er hatte sich nicht weiter darum gekümmert. Nun aber, da von ihrem Urteile so viel abzuhängen schien, wollte er mit ihr eine kleine Komödie spielen. Er entwarf einen Plan, den er sofort ins Werk setzte.

Sein Diener mußte allabendlich, sobald er selbst in den Klub gegangen, seine Stelle vertreten. Im Schlafrock seines Herrn, ein Buch in der Hand und die Cigarre im Munde, mußte sich's Johann im Lehnstuhl bequem machen, die brennende, schirmverhüllte Lampe vor sich auf dem Tische, bis die Glocke neun Uhr schlug. Dann ward mit dem Lichte ins Schlafzimmer des Hauptmanns gegangen und dasselbe nach kurzer Zeit dort ausgelöscht.

Frau Rat hatte das mit Staunen schon mehrere Tage beobachtet. Sie konnte sich die plötzliche Solibität ihres Gegenübers gar nicht enträtseln. Noch mehr aber gab es ihr zu denken, als sie der Offizier bei einem zufälligen Begegnen artig grüßte, zum

erstemmale grüßte und sie dabei mit einem Blicke ansah, welcher der alternden Witwe das Blut in die geschminkten Wangen trieb. Solche Grüße wiederholten sich mehrfach und sie wurden sogar vom Fenster her ausgetauscht, wenn der Hauptmann — wie zufällig — ein solches öffnete, um nach der Witterung zu sehen. Die Dame schien an ihr Fenster wie angewachsen zu sein, und neben ihr stand stets ein blühender Blumenstod. Sie ging nicht mehr in Gesellschaft, nicht mehr ins Theater, nur um sich nicht von ihrem Gegenüber trennen zu müssen. Dasselbe nahm zu ihrer großen Befriedigung Abend für Abend seinen Posten ein. Der Hauptmann that sogar noch ein übriges, indem er Johann den Auftrag gab, sich, nachdem er die Lampe ausgelöscht, im Schlafzimmer noch einige Zeit mit brennender Cigarre ans Fenster zu setzen und starr nach dem gegenüber liegenden Hause zu blicken. Bei Mondschein, so sagte er sich, müsse dies von hochpoetischer Wirkung sein. — Ach, das waren süße Viertelstunden für die schwärmerische Witwe! Auch sie löschte dann das Licht, um sich in neckischem Neglige ans Fenster zu lehnen und die heiße Stirne an die Glasscheibe zu drücken.

Johann hatte das bemerkt und in einem Anfluge von Übermut preßte er seine Nase so fest an die Scheibe, daß diese plötzlich zersprang und das Glas klirrend auf das Straßenpflaster hinabfiel. Ein Schreckensschrei der Frau Mat und mit dem Kopfe ebenfalls durchs Glas fahren, — das war nur ein Moment. Durch hatte sie den Kopf, aber wie ihn wieder zurückbringen? Sie rief nur immer: „Hanni, Hanni, wo bist du?“

Endlich rückte sie an, die Gerufene, in Unterrock und Nachjacke, und mit deren Hilfe konnte sie ihr teures Antlitz, das an mehreren Stellen blutete, wieder zurückziehen.

Zenseits aber war Kirchhofsruhe — alles blieb finster. Lag er in Folge einer Verwundung ohnmächtig zu Boden? Welche Angst! Ach, jetzt wußte sie, daß sie um ihn bangte. Oder schämte sich der Armste seiner plötzlichen, ungestümen Aufwallung? Ach, wie verzeihlich war sie doch! War es ihr denn nicht ebenso ergangen? —

Die übrige Komödie spielte aber richtig jeden Abend weiter.

So ging der Monat vorbei, und Herr Klomberg war neugierig, ob der Offizier sein Versprechen gehalten. Als er annehmen konnte, daß dieser, zur Paradezeit,

in der Kaserne sei, wiederholte er seinen Besuch bei der Matwitwe, natürlich wieder nur wegen des angeblichen Hauskaufes. Er wollte Boden und Keller besichtigen und nebenbei mit der Dame plaudern. Wieder trat er dabei ans Fenster und brachte so von ungefähr das Gespräch auf den gegenüber wohnenden Offizier.

„Es ist recht schade, daß solch ein Mann so leichtsinnig ist, wie Sie mir sagten, daß es bei dem Herrn da drüben der Fall ist,“ warf er hin.

„Sagte ich das?“ versetzte die Dame verlegen erröthend. „Da habe ich mich doch wohl geirrt. Ich glaube, weil ich nach neun Uhr niemals Licht sah, er wäre ausgegangen.“

„Na ja, in lustige Gesellschaft oder zum Spiel,“ versetzte Klomberg mit prüfendem Blick.

„Das meinte ich, und ach, wie that ich ihm doch so unrecht! Der gute Hauptmann schläft um diese Zeit längst den Schlaf des Gerechten. Ich halte diesen Herrn für den solidesten Offizier der Garnison.“

„Wirklich?“ fragte Klomberg angenehm überrascht. „Da wird es ihm ja leicht sein, eine Braut zu finden. Allerdings sagten Sie, sein Aussehen sei widerlich.“

„Was, ich hätte das gesagt?“ rief die Dame. „Nein, mein Herr, da müssen Sie sich verhört haben. Der Hauptmann ist ein schöner Mann und ein Cavalier in des Wortes vollster Bedeutung.“

Herr Klomberg schüttelte verwundert den Kopf. Was war da wahr? Die beiden Urtheile dieser Frau über ein und denselben Mann standen sich geradezu entgegen; doch daß der Hauptmann seine Probe glänzend bestanden, darüber war kein Zweifel mehr. Nur ein felsenfester Charakter konnte sich so bezwingen.

Als der Offizier genau einen Monat nach seinem ersten Besuche bei Klomberg wieder vorsprach, bot ihm dieser beide Hände zum Empfange.

„Ich weiß alles!“ sagte er vergnügt. „Aber daß Sie das so strenge nehmen sollten, das habe ich nicht gewollt. Ein Mann wie Sie darf sich von seinen Kameraden nicht ganz zurückziehen. Und gar schon um neun Uhr zu Bette gehen! Das verweicht ja! Wie konnten Sie denken, daß ich so etwas verlangen würde!“

Der Offizier lächelte. Die Frau Mat hatte ihm ja ein vorzügliches Zeugnis ausgestellt; sein Leumund war glänzend hergestellt. Er aber wollte durch keine Unwahrheit die Braut gewinnen, darum



Solche Grüße wurden sogar vom Fenster her ausgetauscht.

sagte er: „Wertester Herr Klomberg, Sie sind falsch berichtet; ich lebe nach wie vor meiner Gewohnheit. Einige Tage habe ich's wohl probiert, und ich habe eingesehen, daß es abends zu Hause recht gemüthlich sein mag, wenn man — nicht allein ist. Aber ein Einsiedlerleben zu führen, dazu bin ich nicht geboren. Ich ging also genau wie sonst in Gesellschaft, machte dann und wann auch ein Spielchen, einen einfachen Tarot, und dachte mir: eine Schlafkappe mag Herr Klomberg gewiß nicht zum Schwiegerjohn.“

Der Großhändler lächelte. Er wußte das besser, und eine derartige Selbstüberwindung war ja ohne Beispiel.

„Sie sehen mich entzückt, da eine neue Seite Ihres edlen Charakters zu entdecken,“ sprach Klomberg. „Ich habe mich überzeugt, daß Sie alles können, was Sie wollen, und so werden Sie auch meine Tochter glücklich machen.“

„Das schwöre ich Ihnen!“ sagte der Offizier mit tiefem Ernst. Dann aber umspielte wieder ein heiteres Lächeln seine Lippen und er fuhr fort: „Vor-erst aber hören Sie mich an. Ich habe Ihnen eine Beichte abzulegen, und Sie werden daraus ersehen, daß ich kein solcher Tugendheld bin, wie Sie jetzt glauben, aber auch wieder nicht so schlecht, wie man mich vordem geschildert hat. Ich riskiere zwar damit, daß Sie mir einen weiteren Probemonat zubilligern, aber ich will nicht, daß eine Lüge zwischen uns sei.“

Und er beichtete, und — erhielt Absolution. Noch am selben Tage verkündeten Hunderte von abgeschickten Karten die Verlobung des Offiziers mit Angelika, und abends im Kreise der Familie wurde dieselbe gefeiert. Beim Sekt erzählte dann Papa Klomberg alles und schilderte die beiden Charakterbilder, welche die Frau Rat von dem Bräutigam entworfen, daß es allen Zuhörern gewaltigen Spaß machte.

„Aber wie hast du's angefangen, daß sie, die dich vorher angefeindet, dich nun plötzlich vergöttert?“ fragte Angelika ihren Bräutigam.

„Ich habe meinen Diener als meinen Stellvertreter angestellt,“ sagte dieser lachend.

„Und wir, die Frau Rat und ich, haben uns dabei blamiert,“ versetzte Klomberg. „Aber ich habe dabei eine neue Seite deines Charakters entdeckt. Fritz, du hast Wit! Deine junge Frau aber wird in Zukunft schon sorgen, daß es — ohne Stellvertreter abgeht!“

Der Schein trägt.

Ja, das thut er! Und doch giebt es einen Schein, der nicht trägt. Das ist der — Hundertmarktschein. (Es kann aber auch ein „Tausender“ sein; doch ist das ein Schein, der so rar ist, daß ihn manch einer sein Lebtage nicht zu sehen bekommt.)

Willkommen jederzeit, an jedem Ort
Ein freundlich Angesicht, ein freundlich Wort.

Das Schicksal meldet sich.

Von Wilhelm Fischer.



Der Herr Oberpfarrer saß in einem alten Hause, aber er hatte darin ein schönes Studierzimmer, nicht zu groß und nicht zu klein, nach dem zierlichen Gärtchen und dem stillen Wiesenthal hinaus gelegen, die Wände vor vielen Büchern und einigen Bildern fast unsichtbar.

Dort saß er eines schönen Nachmittags im Herbst. Der Rektor war bei ihm und noch zwei seltene Gäste: der greise, aber jugendlich frische Schriftsteller Doktor Heinrich und der junge Lehrer Wilhelm. Das anfangs lebhaftes Gespräch stockte plötzlich einmal, wie es ja auch unter gebildeten und geistvollen Menschen vorkommen kann; jeder schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein. Da unterbrach der Rektor die Stille — er schwatzte gern, besonders bei einem guten Tropfen —: „Wir haben vom Tischrücken und von ähnlichen Thorheiten gesprochen,“ sagte er, „und waren darüber ziemlich einig, so wenig das auch auf allen Gebieten der Fall zu sein pflegt.“

Der Oberpfarrer lächelte, und Heinrich bewegte vielsagend das mächtige Haupt.

„Aber dabei fällt mir eine Geschichte ein,“ fuhr der Rektor fort, „nicht gar lang, — ich möchte sie wohl erzählen, wenn's die Herren erlauben.“

„Bitte!“ sprach der Oberpfarrer höflich, und der junge Lehrer setzte hinzu: „Ich höre Sie zuweilen lieber etwas erzählen, als daß ich's von Ihnen lese.“

„Weil's bequemer ist,“ meinte der Rektor; der ungeduldige Greis aber drängte: „Die Geschichte, alter Freund!“

„Erwarten Sie nicht zu viel,“ meinte der Rektor, „vielleicht ist sie Ihnen auch schon bekannt. Ich habe sie einmal vor Jahren in einem englischen Buche gelesen. Leider weiß ich den Erzähler der merkwürdigen Geschichte nicht mehr zu nennen. Was ist am Ende aber auch ein Name? Die Hauptsache ist, daß wir

aus noch an seinem Gebilde erfreuen, seiner Erfindung mit Teilnahme folgen und seinen Gedanken nachhängen, so daß er auch nach seinem Tode gleichsam noch lebt und wirkt."

"Recht," meinte Heinrich, "aber jetzt endlich die Geschichte!"

"Fürchten Sie sich erst den Mund noch einmal an," so mahnte der gastliche Oberpfarrer, und nachdem dies geschehen war, begann der Rektor also: "Die Geschichte spielt im vorigen Jahrhundert, und der sie erlebt hat, erzählt sie selbst. Als Überschrift kann man darüber lesen:

Der Doppelgänger.

Ich bin zu Kleiningen, einem schön gelegenen Landstädtchen Mitteldeutschlands geboren, wo mein Vater nach manchen Wanderungen und Schicksalen eine bescheidene Stelle als Lehrer an der Lateinschule gefunden hatte. Seinen Kindern große Reichthümer zu hinterlassen, konnte er nicht hoffen. So gab er ihnen wenigstens eine gute Erziehung und einen ehrlichen Namen mit. Ich war das jüngste; zwei meiner Schwestern waren bereits verheiratet, mein ältester Bruder hatte am Orte selbst ein kleines Ladengeschäft begründet, und nach meiner Schulzeit kam ich zu ihm in die Lehre. Als ich siebenzehn Jahre alt war, hatte ich so ziemlich alles gelernt, was er mir beibringen konnte. Da mein Vater aber

wünschte, daß ich kein Krämer, sondern ein wirklicher Kaufmann würde, so sah er sich nach einer Gelegenheit zur weiteren Ausbildung für mich um und fand dieselbe endlich nach manchem Briefwechsel in Hamburg. Zwar sollte ich noch ein volles Jahr umsonst arbeiten, und mein Unterhalt während dieser Zeit machte meinem Vater Kopfzerbrechens genug, aber für uns war ihm kein Opfer zu schwer. Meine gute Mutter stopfte und flickte und nähte und strickte und brachte so ein volles Duzend Hemden für mich zusammen, darunter sechs nagelneue. Auch meine Schwestern blieben nicht zurück, obgleich sie nicht viel vermochten und schon für eigene Kinder zu sorgen hatten; sie brachten mich ordentlich „auf den Strumpf“. Mein Bruder endlich schenkte mir nicht nur das Tuch zu

einem warmen Mantel, sondern bezahlte auch noch den Schneiderlohn. So flossen in rührendem Wett-eifer, in Hoffnung und Wehmut die letzten Wochen dahin. Der Abschied von der schönen Heimat, vom Elternhause, von all den lieben Menschen fiel mir schwer, so sehr mich auf der andern Seite die blaue Kerne auch lockte. Ich nahm mir ernstlich vor, solcher Liebe und Treue wert zu bleiben und darnach zu streben, sie einst mit Gottes Hilfe vergelten zu können. Im letzten Augenblicke steckte mir die Mutter noch weinend ein Stücklein Brot in die Tasche, daran zu riechen, wenn das Heimweh mich übermanne. Ach, ich hätte es sofort gebrauchen können, aber ich hielt mich stark, so gut es ging, kämpfte die Thränen

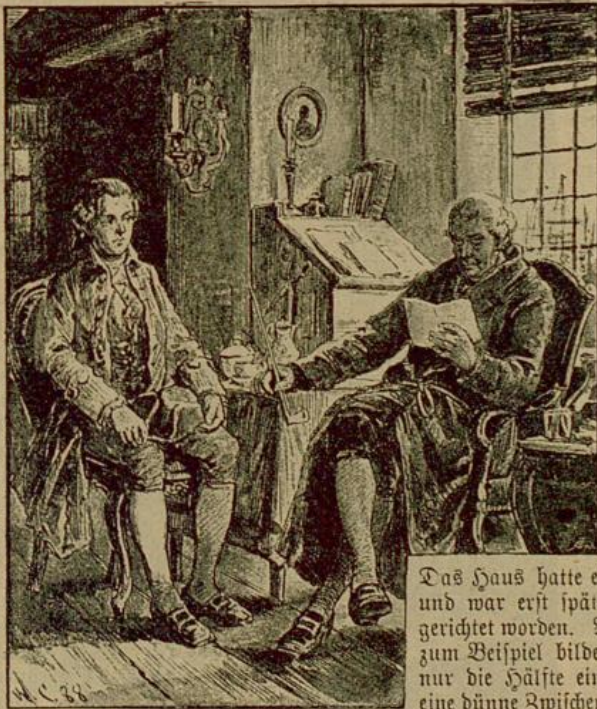
nieder und trat nach herzlichem Abschiede, in den weiten Mantel mit dem seltsamen Kragen gehüllt, mutig die große Reise an.

Wohlbehalten erreichte ich mein Ziel. Nachdem ich die erste Nacht im Gasthose zugebracht und mich dann meinem zukünftigen Herrn vorgestellt hatte, suchte ich mir zunächst eine passende Wohnung. Das war nicht ganz leicht, denn sie sollte anständig sein und doch nicht zu viel kosten. Endlich fand ich, was ich wünschte, in einer abgelegenen Straße bei einer saubern Witwe.

Das Haus hatte einst bessere Tage gesehen und war erst später zum Vermieten eingerichtet worden. Mein längliches Zimmer zum Beispiel bildete augenscheinlich früher nur die Hälfte eines größeren, jetzt durch eine dünne Zwischenwand getheilten Raumes; das ging klarlich aus den schönen Stuckarbeiten der Decke hervor; gerade über

meinem Bette waren Haupt, Brust und Arme eines dicken Posaunenengels, dessen Weinchen sich drüben in der Kammer meiner Hauswirthin befanden. Nun, auf solche kleine Uebelstände durfte ich nicht sehen, da die Hauptsache in Ordnung war. Recht gelegen kam es mir, daß der Flur meiner Wohnung einen besondern Ausgang auf die Straße hatte, und ich also ein- und ausgehen konnte, ohne die Familie zu belästigen. So gelangte ich denn auch zum erstenmal in meinem Leben in den Besitz eines Hauschlüssels und war nicht wenig stolz darauf.

Ohne Säumen gab ich nun auch die paar Empfehlungsschreiben ab, mit denen mein Vater mich hatte versehen können. Eines derselben that mir besonders gute Dienste. Es war an einen reichen ehe-



Er las den Brief aufmerksam durch.

maligen Kaufmann gerichtet, der sich schon seit geraumer Zeit von den Geschäften zurückgezogen hatte. Der alte Herr empfing mich sehr freundlich in seinem prächtigen stillen Hause, das er allein mit der Haushälterin und einigen Diensthöten bewohnte, denn seine Frau war längst gestorben und seine Kinder versorgt; er las den Brief aufmerksam durch und erkundigte sich dann teilnehmend des näheren nach meinem Vater und nach meinen eigenen Umständen. Wohlgefällig nickte er, als ich ihm den Namen meiner Wirtin nannte. „Eine brave Frau, hab' ihren Mann wohl gekannt. Da sind Sie gut aufgehoben,“ sagte er und fuhr nach kurzem Besinnen fort: „Tagsüber haben Sie zu thun, und ich meistens auch, wenn auch nicht mit eigentlichen Geschäften. Aber abends sind wir beide frei. Um acht Uhr pflege ich meinen Thee zu trinken, und wenn Sie nichts Besseres vorhaben, so sind Sie mir dann jedes Mal willkommen.“ Das war eine zarte Art, um mir die Ausgabe fürs Abendbrot zu sparen, und ich nahm die großmütige Einladung dankend an, obgleich unsere Wohnungen ziemlich weit auseinander lagen. So ging ich denn gewöhnlich jeden Abend gleich vom Comptoir nach dem gastlichen Hause hin, wurde dort für mein sehr bescheidenes Mittagessen reichlich entschädigt und unterhielt mich ein Stündchen mit dem freundlichen und kenntnisreichen Herrn. Zeitig kehrte ich auf dem mir bald wohlbekannten Wege zu meiner einsamen Wohnung zurück. Als meine Wirtin und meine Genossen erfuhren, daß ich ein täglicher Gast in jenem vornehmen Hause war, stieg ich merklich in ihrer Achtung, während die jüngern Herren anfangs den schüchternen Kleinstädter etwas von oben herab behandelt und über meine Kleidung, insbesondere über meinen Stolz, den großen Mantel, sogar ein wenig gelächelt hatten. Sein Schnitt mochte in Kleinigen ein Meisterstück sein, war aber in Hamburg unerhört, wie ich mich selbst durch aufmerksame Beobachtung allmählich überzeugen mußte. Ein junger Mensch ist in solchen Dingen gewöhnlich etwas empfindlich, aber seltsam bleibt's doch, daß eine halblaute spöttische Bemerkung jahrelang unvergessen, wie mit spitzen Widerhaken sich anklammernd, in dem verletzten Gemüte haften kann. Doch ließ ich mir

mein warm' Gewand dadurch nicht verleidern, sondern segnete den treuen Bruder, der es mir verehrt, die liebe Mutter, die mich mit selbstgesponnenem Linnen gegen die bösen Einwirkungen der Großstadt gleichsam gepanzert, und den guten Vater, der mir durch seine Empfehlung solche Annehmlichkeiten und Vortheile verschafft hatte. Er mußte wohl ein gutes Andenken in Hamburg hinterlassen haben, daß sein einfacher Brief nach so vielen Jahren noch diese mächtige Wirkung ausüben konnte. Der ehrliche Name, den man von wackern Eltern erbt, ist auch äußerlich etwas wert.

Eines Abends trat ich, wie immer leidlich wohlbefriedigt und in bester Stimmung, zur gewohnten Zeit den Heimweg an, bei heiterem Himmel und Mondschein. Die Straßen waren in dieser Gegend und um diese Stunde nicht sehr belebt; nur wenige Leute begegneten mir. Da fiel mir plötzlich ein junger Mann etwa von meiner eigenen Gestalt und Größe auf, der ungefähr zwölf Schritte vor mir ging: er trug nämlich genau denselben Mantel wie ich. Den mußte ich einmal in der Nähe sehen und beschleunigte deshalb meinen Schritt. Aber mein Gegenbild that, als ob er's gemerkt hätte, alsbald dasselbe, und wie ich mich auch anstrengte: die Entfernung zwischen uns verminderte sich nicht; da schritt er hin, ohne sich einmal umzuwenden, in Kleidung, Haltung und Bewegung mir zum Verwechseln ähnlich, immer zwölf Schritte voraus. Die Sache fing an, mir sonderbar vorzukommen; hinter ihm drein laufen mochte ich nicht, aber ich besann mich auf etwas anderes. Ich bog in eine Richtung ein, in eine enge Gasse, die bald wieder in die Hauptstraße mündete, und setzte meine jungen Beine in



Da schritt er hin, ohne sich einmal umzuwenden.

scharfen Trab, um so dem Fremden zuvorzukommen; wieder in der breiten Straße angelangt, wollte ich ihm ruhig entgegengehen und sein Gesicht in aller Ruhe betrachten. Aber seltsam! Als ich atemlos die Ecke erreichte, sah ich mich nach der Richtung, woher er nach meiner sicheren Vermutung kommen mußte, vergebens um; ich blickte nach der andern, und richtig, da ging er, mitten in der Straße im hellen Mondschein, zwölf Schritte vor mir her! Der Schweiß brach mir herans, trotz der kühlen Nacht, aber ich sagte mich und folgte entschlossen, wenn auch aufgereggt, der rätselhaften Erscheinung. Hoffentlich biegt sie bald irgendwo zur Seite ab, dachte ich und wäre damit bei aller Neugier allmählich ganz zufrieden ge-

wesen. Aber nein! Genau denselben Weg, den ich all-
 abendlich zu meiner Heimkehr wählte, hielt auch mein
 Doppelgänger ein; ging ich langsam, so that er's
 auch, blieb ich stehen, so machte er ebenfalls halt,
 ging ich rasch, so beschleunigte auch er seinen Schritt
 und hielt mich auf diese Weise stets in dem näm-
 lichen Abstände. Es war recht einsam in diesem
 Viertel; ich sah kein menschliches Wesen, von dem
 ich Ermutigung oder Beistand hätte erwarten können,
 ich fand mich zwischen den schweigenden Häusern auf
 der hallenden Straße mit diesem unheimlichen Ge-
 sellen allein. Jetzt waren wir in der Nähe meiner
 Wohnung angelangt und meine bange Spannung war
 aufs höchste gestiegen. Wird er auf meine Thür zu-
 gehen? Ja, er that's, als ob es sich von selbst ver-
 stehe, ohne Zaubern, mit demselben gleichmäßigen
 Schritt. Entsetzt bleib'

ich stehen; jetzt greift
 er in die Tasche, um
 den Haus Schlüssel her-
 auszuholen, — jetzt
 bückt er sich und sucht
 das Loch, — er steckt
 ihn ein, dreht um und
 öffnet und zieht ihn
 bedächtig wieder her-
 aus, — er verschwindet
 in meinem Hausflur
 und schließt hörbar
 hinter sich zu. — Aber
 nun war mein Mut
 zu Ende, um keinen
 Preis wäre ich dem
 Eindringling gefolgt,
 ich wandte mich und
 rannte, so rasch mich
 meine Füße trugen,
 den weiten Weg zum
 Hause meines Freun-
 des zurück. Auf mein
 wiederholtes Pochen
 öffnete mir endlich die
 Haushälterin, sehr be-
 fremdet. Ihr erzählte
 ich mein Abenteuer nicht,
 sondern verlangte dringend
 den Herrn zu sprechen. Er wäre schon in seiner Schlaf-
 kammer und dürfe nicht mehr gestört werden, sagte sie.
 Auch zu meiner Bitte, die Nacht hier zubringen zu
 dürfen, schüttelte sie anfangs verwundert den Kopf.
 Aber sie mochte mich im allgemeinen wohl leiden, und
 mein verstörtes Aussehen muß ihr Mitleid einge-
 flößt haben. Das Fremdenzimmer könne sie mir
 nicht mehr zurechtmachen lassen, sagte sie endlich —
 das verlangte ich auch gar nicht —, wenn ich aber mit
 der noch hübsch warmen Wohnstube vorlieb nehmen
 wolle, so solle es ihr recht sein. Ich dankte der guten
 Alten bestens aus überströmendem Herzen, warf mich,
 allein gelassen, in den Kleidern aufs breite Sofa und
 versank gleich nach dem kurzen Gebete, der friedevollen
 Sicherheit dieser Stätte froh, in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen war ich zeitig munter, hatte
 mich jedoch kaum gewaschen und etwas zurechti-
 gemacht, als auch der Herr des Hauses erschien. Er
 war schon von meiner Anwesenheit unterrichtet und
 sah mich forschend an, verschob aber alle Fragen und
 unterbrach den Beginn meines Berichts mit den
 freundlichen Worten: „Erst wollen wir frühstücken.“
 Speise und Trank vollendeten, was der Schlaf, das
 freundliche Tageslicht und die Nähe harmloser Men-
 schen begonnen hatten, sie gaben mir meine volle
 Ruhe und Besonnenheit zurück, und das eben hatte
 der kluge Herr gewollt. Aufmerksam und ohne mich
 zu unterbrechen, hörte er jetzt meinen ausführlichen
 Bericht an. Dann sprach er mit einem feinen Läch-
 eln: „Gestatten Sie mir noch eine Frage, mein
 junger Freund. Sind Sie auch ganz gewiß, daß
 Sie gestern abend,
 nachdem Sie mein
 Haus verlassen, sofort
 auf Ihre Wohnung
 zugegangen sind?“
 Ich bejahete dies kräf-
 tig. „Nun, nun; es
 wäre auch weiter
 nichts dabei, wenn
 Sie einmal aus-
 nahmsweise unter-
 wegs eine Herzstär-
 kung zu sich genom-
 men hätten, ein Glas Wein
 oder Grog,“ meinte
 er freundlich. Als ich
 der Wahrheit gemäß
 versicherte, daß dies
 durchaus nicht der
 Fall gewesen sei, sprach
 er nachdenklich: „Eine
 seltsame Geschichte, die
 näher unterjucht wer-
 den muß. Am besten,
 ich kleide mich vollends
 an und begleite Sie
 zu Ihrer Wohnung
 hin.“



Die ganze schwere Stuckarbeit hatte sich gelöst und war niedergesürzt.

So geschah's, und unterwegs wiederholte ich die
 Hauptpunkte meiner Erzählung: „Hier hab' ich ihn
 zuerst gesehen, — durch diese Gasse bin ich gelaufen,
 um ihm zuvorzukommen, — hier an der Ecke war
 er mir doch wieder zwölf Schritt voraus.“ Schon
 standen wir vor meiner Hausthür, — am hellen
 Tage und in Begleitung fürchte ich mich vor dem
 Eintritte nicht, — schon hatte ich den Schlüssel in
 der Hand, da legte mein gütiger Freund mir seine
 Rechte auf den Arm mit den Worten: „Wir wollen
 lieber erst einmal bei Ihrer Wirtin vorsprechen.“
 Die gute Frau fühlte sich durch den unerwar-
 teten vornehmen Besuch hochgeehrt und antwortete
 auf die gewöhnliche Morgenfrage: „Haben Sie gut
 geschlafen?“ mit einem tiefen Knixe: „Danke der
 Nachfrage, recht gut.“

Aber als der alte Herr sinnend wiederholte: „So, also Sie haben gut geschlafen?“ wurde sie aufmerksamer und verbesserte sich: „Den größten Teil der Nacht, freilich ja; aber eine kleine Störung ist doch vorgekommen.“

„Wann?“

„Gleich anfangs, ich hatte mich eben erst zu Bett gelegt und war gerade am Einschlafen. Da ward ich durch ein heftiges Gepolter hier neben aufgeschreckt. Der junge Herr ist heimgekommen und hat in der Dunkelheit das Nachtlischchen umgestoßen, dachte ich und horchte. Aber da alles still blieb, so beruhigte ich mich und schlief wieder ein.“

„So,“ sprach mein Freund, „jetzt wollen wir einmal hinüber gehen.“

Mit gespannter Erwartung schloß ich auf. Im Flur fand sich nichts Besonderes, ebensowenig auf der Treppe und auf dem Gange. Aber als wir mein Zimmer öffneten, prallten wir erschrocken zurück: die ganze schwere Stuckarbeit der Decke hatte sich gelöst und war zum größten Teile gerade auf mein Bett niedergestürzt; der dicke Engel hätte in seinem Falle jeden lebendigen Menschen, der dort lag, zerquetschern müssen.

Unwillkürlich faltete ich die Hände.

„Zawohl, danken Sie dem Herrn,“ sprach mein Freund bewegt, „dessen Bege unersorschlich und wunderbar sind. Er hat Ihr junges Leben schonen und Sie Ihren braven Eltern erhalten wollen, bleiben Sie solcher Bewahrung würdig!“

„Das ist die Geschichte,“ schloß der Rektor in ganz anderem Tone. „Wie gefällt sie den Herren?“

„Vortrefflich,“ antwortete Wilhelm lebhaft, „weil sie spamt, ohne zu foltern, und mich gerade durch den Schluß, den ich mir recht grausig vorgestellt hatte, aufs angenehmste überrascht hat. Übrigens erinnert sie mich an etwas Ähnliches.“

„Mich auch,“ sprach Heinrich.

„Und nicht minder mich,“ fuhr der Oberpfarrer fort. „Aber wer zuerst zur Mühle kommt, soll zuerst mahlen; Herr Lehrer, Sie haben das Wort.“

Sie stießen vorerst noch einmal an und stärkten sich durch einen mäßigen Schluck; dann begann Wilhelm, ohne sich weiter nötigen zu lassen, mit gewandter Zunge also: „Unser alter Kantor pflegte uns zuweilen, wenn er mit der Schule zufrieden und wohlgelaunt war, kurze Geschichten zu erzählen, von denen folgende einen tiefen Eindruck auf mein Knabengemüt gemacht hat. Die Überschrift sei:

Der geheimnisvolle Ruf.

Wohl mancher hat es schon erlebt, daß er plötzlich aus dem Schlaf aufgewacht oder aus tiefem

Sinnen, sei's daheim, sei's im Wald, jählings aufgefahren ist, weil er meinte, auf einmal laut seinen Namen rufen zu hören. Besonders oft kommt dies jungen schwärmerischen Leuten vor, die zur Dichtkunst und auch am hellen Tage zu süßen Träumereien neigen. Nun stand der ehrsame Stadtschreiber zu Hagenrock zwar weder in der Blüte des Lebens, noch im Verdachte, ein Dichter zu sein; er hatte vielmehr schon manch liebes Jahr hindurch seine meist trockenen Arbeiten stets mit peinlicher Genauigkeit erledigt und war alt und grau dabei geworden; aber eines Abends im Hochsommer erlebte er doch einmal etwas Ungewöhnliches. Er saß, wie so oft als letzter, einsam auf seinem Drehstuhle vor dem hohen Pult in der Schreibstube des uralten Rathauses; der Bürgermeister hatte längst einen lustigeren Ort und



Es war ihm, als habe jemand laut seinen Namen gerufen.

einen kühlen Trunk aufgesucht, auch der Amtsdienier sich leise enisern; tiefe Stille herrschte in den Dienst-räumen und wurde nur unterbrochen durch das Kräseln der Feder auf dem Papier, das Ticken des Holzwurms im morschen Gebälk und das ungeduldige Schwirren einer Brummfliege an den kleinen in Blei gefasteten Fensterscheiben, durch welche die untergehende Sonne gleichsam ihr letztes Herzblut goß. Auf einmal fuhr der Stadtschreiber auf; es war ihm, als habe jemand laut und deutlich seinen Namen gerufen: „Christian!“ Verwundert sah er sich um, — er war allein; besremdet öffnete er den anstoßenden Sitzungssaal — alles leer. Argverlich eilte er ins Vorzimmer, einen Schabernack seines jungen mutwilligen Abschreibers vermutend, aber auch hier fand er trotz gründlichster Untersuchung keine Menschenseele. Kopfschüttelnd wollte er zu seiner Arbeit zurückkehren, als ein furchtbar krachendes Getöse ihn erschreckt zurückfahren ließ. Ein Teil der Decke war eingestürzt und sein Pult und Stuhl unter der Wucht des schweren Eichenbalkens zusammengebrochen.

„Woraus zu lernen, daß man niemals so spät noch arbeiten soll!“ rief der Kobold von Abschreiber lachend, als er das Ereignis vernahm. Aber der fromme Christian zog eine andere Lehre daraus: er pries bis ans Ende seiner Tage (deren er noch viele sah) den treuen Gott, dessen Arm unverkürzt ist und dessen Mittel ebenso unzählig wie unersorschlich sind.“

„Eine schöne Geschichte und gut erzählt,“ nickte der Oberpfarrer wohlgefällig, als Wilhelm geendigt hatte. „Herr Doktor, jetzt sind Sie an der Reihe!“

„Ich muß mich kürzer fassen,“ sprach Heinrich, „denn ich habe keine richtig ausgearbeitete Erzählung, sondern nur das Erlebnis eines Jugendfreundes aus Pommern mitzutheilen. Sein wohlhabender Vater

hielt ihm einen Hauslehrer. Dieser forderte an einem schwülen Sommertage ziemlich spät seinen Zögling noch zu einem Bade in der nahen Ostsee auf. Mein Freund hatte keine besondere Lust, denn es standen drohende Wolken am Himmel; doch Zureden hilft, zumal wenn's ein Vorgefester thut. Sie gingen zum Strande und genossen ihr Vergnügen, so gut es eben gelang, denn inzwischen brach das Gewitter wirklich los, und das Abtrocknen hätten sie sich füglich sparen können, denn auf dem Rückwege wurden sie so wie so vom strömenden Regen bis auf die Haut durchnäßt. Dennoch segneten sie ihr Doppelbad, denn daheim hatte inzwischen, ohne weiter zu zünden, der Blitz eingeschlagen und gerade in ihr gemeinsames Studierzimmer, wo er eine großartige Verwüstung anrichtete. Tags darauf hab' ich die unheimlichen Spuren dicht neben dem Sitzplatze meines Freundes mit eigenen Augen gesehen."

"Was ist aus Ihrem also geretteten Freunde später geworden?" fragte der Oberpfarrer.

"Ein Konvertit," antwortete der Doktor kurz, "ein Jesuit."

Das kam den Zuhörern verwunderlich vor, doch sie äußerten nicht viel darüber, sondern der Oberpfarrer gab alsbald auf Bitten der Gäste nun auch seinen Beitrag zum besten.

"Ich bin in demselben Falle wie der Herr Doktor," begann er, "und was meiner schlichten Erzählung an Schmuck und Kunst abgeht, das möge sie durch ihre Wahrheit ersetzen. Mein seliger Vater war Pfarrer zu Weiblingen an der Saar, und das alte Pfarrhaus stand dicht am Fuße eines schroffen Berges. Eines Abends, als wir eben im Begriff waren zu Bette zu gehen, kam unser junges Dienstmädchen, das schon sein Dachstübchen aufgesucht hatte, mit allen Zeichen großer Aufregung wieder herunter und erklärte weinend, sie könne es oben durchaus nicht aushalten vor Unruhe und Angst; man möge ihr doch gestatten, die Nacht über in einem andern Raume zu bleiben, gleichviel wo.

"Du dumme Gans!" so schalt meine Mutter, "bist doch sonst nicht so und schläfst schon so lange oben. Sturm und Regen hört man dort wohl besser als hier, doch daran bist du gewöhnt, und Gespenster giebt es nicht, selbst auf dem Kirchhofe nicht. Sei verständig, geh hinaus!" Aber die Magd weinte und flehte und wollte durchaus nicht wieder in ihre Kammer. Da sprach mein Vater gütig: "Wir haben alle unsere schwachen Stunden und müssen Rücksicht gegeneinander üben. Wenn du denn durchaus ein hartes und unbequemes Nachtlager deinem guten Bette vorziehst, so bleibe meineinetwegen hier unten." Sie dankte sehr zufrieden; wir sagten ihr Gute Nacht und suchten unsere Kammern auf, schliefen auch bald mit dem wohligen Gefühl ein, warm und trocken zu liegen, während draußen der Sturm heulte und der Regen prasselnd ans Fenster schlug. Aber gegen Morgen wurden wir durch ein lautes Getöse geweckt: siehe da, ein Felsblock hatte sich vom Berge gelöst, war auf unser Haus gestürzt, hatte das Dach

durchschlagen und die Bettlade zertrümmert, der das Dienstmädchen gerade in dieser Nacht fern geblieben war, als ob es eine Ahnung davon gehabt hätte!"

"Seltsam," meinte der Doktor, nachdem der Erzähler geschlossen hatte, "seltsam, daß jeder von uns, sobald wir einmal auf dies dunkle Gebiet geraten waren, ein Beispiel anzuführen hat."

"Noch mehr wundert mich," sprach der Oberpfarrer lächelnd, "daß gerade der Herr Rektor zuerst diese Saite angeschlagen hat. Er liebt sonst das Unbegreifliche im täglichen Leben nicht und will alles auf natürliche Weise erklären."

"Das möchte ich auch hier versuchen," erwiderte der Rektor munter, "und, da Sie mich reizen, mit Ihrem Falle beginnen. Ohne Ihnen schmeicheln zu wollen: ein wenig Kunst haben Sie doch auf Ihre Darstellung verwandt, und ich bin Ihnen dankbar dafür. Nicht umsonst haben Sie das Unwetter in jener Nacht betont. Es erklärt den Bergsturz und vielleicht auch die Angst des Mädchens. Es war freilich nicht der erste Regenturm, den sie in ihrer Dachkammer erlebte, aber vielleicht der schwerste. Sie mag schon oft in ihrem einsamen Bettchen gedacht haben: Wenn der alte Berg einmal ungemütlich wird und rutscht, so packt er mich zu allererst. Dies Gefühl ist in jener Nacht besonders stark geworden, und, wie sich gezeigt hat, zur rechten Zeit."

Der Oberpfarrer schüttelte unmutig den Kopf. "Und Ihre eigene Geschichte?" fragte er.

"Ich könnte mich damit begnügen, sie für meine Erfindung zu halten, denn ich habe keinen lebendigen Zeugen dafür, wie bei der Ihrigen und der des Herrn Doktors. Geseilt und ausgeschmückt ist sie wohl jedenfalls. Aber die Hauptsache als wahr angenommen: sollte mein junger Mann nicht zuweilen vor dem Einschlafen gefürchtet haben, dem Posamentenengel über seinem Bett könne es einmal einfallen, herunterzufallen? Das ist denn auch geschehen, aber zum Glück gerade in jener Nacht, in welcher der Jüngling einen ihm ähnlichen und gleichgekleideten Unbekannten vor sich herschreiten und in einem Nachbarhause verschwinden sah, das der allmählich fieberhaft Aufgeregte mit seiner Wohnung verwechselte. Hätte er am nächsten Morgen Nachforschungen ein wenig weiter rechts oder links ausgelehnt, so würde ihm die Lösung des Rätsels vielleicht gelungen sein."

"Vielleicht!" jagte der Oberpfarrer achselzuckend. Der Doktor kam ihm zu Hilfe. "Und mein Jugendfreund?" fragte er den verstockten Rektor.

"Zufall!"

"Und mein Stadtschreiber?" rief Wilhelm.

"Ohrensaufen!"

Der Oberpfarrer schüttelte nochmals den Kopf. "Warum streifen Sie hartnäckig den zarten Duft des Geheimnisvollen ab, der auf diesen Geschichten liegt, wie der blaue Hauch auf reifen, unberührten Pflaumen?" so fragte er.

"Weil ich Klarheit liebe," verteidigte sich der Rektor, "Klarheit im Leben und Denken. Weil ich,

so weit es angeht, im fröhlichen Tageslicht der Vernunft und der Erkenntnis wandeln möchte, nicht in den schaurigen Dämmergängen der Vorzeichen, Ahnungen und Träume. Weil ich die glaubhaften Überlieferungen dieser Art darauf zurückführe, daß auf dem tausenden Webstuhle des Schicksals die tausendfach ineinander schlagenden Fäden der Gedanken und der Ereignisse sich notwendig zuweilen ganz wunderbar kreuzen müssen: diese Fälle behält und erzählt man natürlich; die unzähligen andern, Vorgefühle ohne Erfüllung, Unruhe ohne sichtbaren Grund und wichtige Folgen, fallen bald in verdiente Vergessenheit. Weil ich frage, warum werden nur einzelne, und nach unserer Meinung nicht immer die Besten, gerettet, während viele Hunderte ungewarnt in ihr Verderben rennen? Nicht als ob ich mir annahmte, die Regierung der Welt zu tadeln, oder die Allmacht des Regenten zu bezweifeln."

"Das hör' ich lieber," schob der Oberpfarrer ein.

"Es ist ein tröstlicher Glaube für uns schwache, von so vielen Gefahren bedrohte Menschen, daß unser Geschick in den starken Händen eines allweisen und liebevollen Vaters liegt."

"Recht so!" sagte der Oberpfarrer, "und wenn seine Gedanken und Wege nicht immer die unsrigen sind, so sind sie eben höher."

"Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt," führte Wilhelm an.

"Vieles wissen wir, unendlich vieles wissen wir nicht," stimmte der Doktor zu.

"Darum ziemt uns eine gewisse Bescheidenheit," bemerkte der Oberpfarrer.

"Auch im Redekampfe mit lieben Freunden, mit denen wir in der Hauptsache einig sind," gab der Rektor zu. "Wenn Sie am nächsten Sonntage das schöne Lied ausgeben: 'Befiehl du deine Wege,' so wollen wir alle kräftig mitsingen:



Weg hat er allerwegen,
An Mitteln fehlt's ihm nicht;

Sein Tag ist lauter Segen,
Sein Gang ist lauter Licht.
Sein Werk kann niemand hindern,
Sein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn er, was seinen Kindern
Ersparlich ist, will thun." —

Die Klosterbrüder.

Eine Gespenstergeschichte.



wischen Basel und Mannheim, nicht weit vom Rhein, liegt irgendwo herum in Badischen ein Städtchen, das seinesgleichen sucht an Sauberkeit der Gassen und der Häuser, an Fleiß und Munterkeit der Bewohner. Vor jedem Haus prangt ein Blumengärtchen, und an der Vorderwand rankt sich eine Weinrebe empor, welche das Haus bis zum Dache einspinnt. Aus den Fenstern grüßen Leokojen, Rosen und gelbe Veilchen, und wenn ein menschliches Gesicht dazwischen durchschaut, so ist es ein freundliches und hübsches. Gleich vornan, wenn der Wanderer vom Rhein her hineinkommt, trifft er auf ein Wirtshaus — kein Hotel in moderner Art, sondern ein uraltes, großes, breites Haus mit soliden Mauerwänden und vielen hellen Fenstern. Vor diesem Hause bleiben alle Fuhrmannsgäule und auch die Spazierköpfe von selber stehen und wollen durchaus nicht mehr weiter. Das ist die Wirtschaft „Zur Blume“. Ein Schild mit dem Namen darauf ist freilich nirgends zu sehen, aber der gemalte Blumenstrauch auf vorgestreckter Blechtafel sagt ja alles, und der Blumenwirt meint mit Recht, mehr brauche es nicht, die „Blume“ kenne ja doch ein jeder. Fünf Stunden auf und fünf Stunden ab giebt es wenig Menschen, die nicht schon beim „Blumenwirt“ am Tisch gesessen hätten. Daher weiß der geneigte Leser auch ganz gut, wen der Hinkende meint, und auch der Blumenwirt kennt den Hinkenden, und der Hinkende kennt ihn und er grüßt ihn von Herzen mitsamt seiner Frau und seinen lieben Kindern. —

Hier nun hat sich eine wunderliche Geschichte zuge-

tragen, von der man 's Grufeln lernen kann, wenn man's durchaus lernen will, und die also ist: Vor dreißig Jahren war, genau am Allerheiligentag gegen Abend, wieder einmal, wie schon seit alters her, in der Blume „schwarzer Montag“. Das heißt, die hohe Geistlichkeit der Umgegend versammelte sich am großen Tisch mit dem grünen Wachstuch, um in aller Gemütlichkeit einen Schoppen zu trinken, eine Pfeife zu rauchen und dabei sich über Welt und Zeit zu unterhalten. Obenan, neben der Schwarzwälder Standuhr, saß der Herr Dechant; der rauchte, trank und lächelte; reden hörte man ihn wenig. Es war ein freundliches, kleines, rundes Männlein, das es mit jedermann herzlich gut meinte. Da saß ferner sein Gegenstück, der Ortspfarrer, ein befahreter Herr, der viel in der Welt herumgekommen war als Lehrer und Erzieher, ja, der sogar bis nach Rom gekommen war und da gesehen hatte, wie der heilige Vater in offenem Wagen spazieren fuhr wie andere Menschen auch. Von alledem erzählte er anschaulich und gespaßig, so daß niemand die Zeit lang wurde. Da saß ferner der Herr Pfarrer von Hochhausen und der von Wildwasser; endlich auch — o du meine Güte — der Herr Vikar von Heckenmoos. Ihn hatte Gott zu dem schmalen Gehalt von 300 Mark einen gar mächtigen Körper und eine hochgediegene, rasch arbeitende Magenthätigkeit verliehen, so daß er immer, wenn er im schönsten Zuge war, das Glas gewaltsam sich von den Lippen reißen mußte, denn sein täglicher Verdienst betrug, die Abgaben abgerechnet, 81 $\frac{1}{3}$ Pfennig.

Diese hochwürdige geistliche Tafelrunde war am „schwarzen Montag“ stets in bester Laune. Und erst heute! Draußen tobte ein Herbststurm, daß die Bäume nur so gerüttelt wurden und die kalte Luft zwischen den Fenstern in die Stube fuhr. Da war es um so gemüthlicher beim neuen Wein und einer Pfeife Tabak am Tisch mit dem grünen Wachstuch in der Blume.

Während sich nun die Geistlichkeit unterhielt von Krieg und Frieden, von den Österreichern und Russen und Franzosen, vom Propheten Jesajas und dem Kaiser Napoleon, saß der Blumenwirt am andern Tische und disturierte mit einem Metzger aus dem Elsaß. Wenn aber der Blumenwirt sich mit einem Gaste unterhält, so heißt das auf deutsch soviel als „er bindet ihm einen Bären auf“, denn dies ist seine Leidenschaft. Er kennt kein größeres Vergnügen, als wenn die Gäste dann den Bären in anderen Wirtshäusern wieder laufen lassen. Darum muß man sich vor ihm inacht nehmen und immer genau zusehen, ob es ihm nicht in den Mundwinkeln zuckt.

Die Herren Geistlichen merkten, worum es sich handelte.

„Das wird wieder einer sein, den er dem Metzger anbindet,“ meinte der Herr Dechant und lächelte.

Indessen in diesem Augenblick schien dem Eisässer die Sache doch zu bunt zu werden. Denn er schlug auf den Tisch und sprach: „Blumenwirt, Ihr wollt mich scheint's zum Narren halten. Sucht Euch einen, der dümmer ist.“

Die geistlichen Herren wurden aufmerkamer und wandten sich herum; der Blumenwirt aber stand auf und trat an den runden Tisch. „Ihr Herren,“ sagte er, „der Mann da glaubt mir nicht die Geschichte vom grauen Kloster. Hab' ich schon so was erlebt, daß man sagt, ich hätte gelogen?“

Die Herren lachten laut auf, der Eisässer jedoch wurde ungeduldig und trank sein Glas aus, als ob er gehen wollte. Dem Blumenwirt aber schien es jetzt wirklich ernst zu sein.

„Herr Dechant, Sie sind schon länger in der Gegend. Sagen Sie, ist's wahr oder nicht mit dem grauen Kloster?“

„Es ist etwas Wahres dran.“

„Mit Verlaub, Ihr Herren, es ist nicht bloß was Wahres dran, sondern es ist wirklich wahr; so wahr als ich hier stehe. Soll ich's erzählen? Die Herren sind alle erst später in die Gegend gekommen, als es schon geschehen war, und werden's auch nicht genau wissen.“

Der Eisässer schaute den Blumenwirt immer noch mißtrauisch an. Allein jetzt kam auch die Blumenwirtin hinter der Einschenke hervor mit ihrem Strumpf, an dem sie schon den ganzen Sommer über strickte. Sie hatte wieder, wie es nur die Wirtsleute fertig bringen, mit einem Auge und einem Ohr geschlafen und mit dem andern alles gehört und gesehen, was in der Stube vorging.

„Ja ja, Ihr Herren,“ so sagte sie, „Ihr dürft es wahrlich glauben. Die Geschichte ist wirklich passiert, hier vor unserem Haus.“

Der Blumenwirt, ermuntert durch diese Hilfe, rief: „Ich will's erzählen, wenn's den Herren recht ist.“

„Gut,“ hieß es, „erzählet, aber macht keine Hörner und Zacken dran.“

Der Eisässer, welcher schon bezahlen wollte, ließ sich brummend noch einen Schoppen kommen, und der Blumenwirt hob in ernstem Tone zu erzählen an: „Also, es war am Anfang, wo ich in der Blume die Wirtschaft führte, grad auch an einem Montag Anfang November, da waren auch, wie heute, die Herren alle bei einander. Weil ich grad frisch geschlachtet hatte, blieben sie etwas länger wie gewöhnlich. Es wurde noch ein Bratwürstlein und dergleichen gegessen und Neuer dazu getrunken. Ach, das waren noch bessere Zeiten und mehr Geld im Land. —

An dem Abend also kommt auch der Herr Pfarrer von Helmrodt mit seinen zwei Rossen und dem Knecht und blieb lange hier. Da hab' ich auch, so per Zufall, die selbige Geschichte vom grauen Kloster erzählt. Nämlich wenn man von hier nach Grauwies geht, grade in der Mitte, wo sich die Landstraße und die Straße vom Rhein her kreuzen, steht jetzt noch ein graues Gemäuer. Dort soll aber früher ein Kloster gestanden sein, und die Mönche sollen viele Grausamkeit an Evangelischen verübt haben; so hätten sie einmal — sagen die Leute — einen evangelischen Knaben eingefangen und ihn bekehren wollen; weil er aber standhaft blieb, haben sie ihn so lange in

den Keller gesperrt, bis er verhungert war. Zur Strafe dafür müßten sie nun in alle Ewigkeit umgehen, alle Woche einmal von Allerheiligen an bis zu Mariä Lichtmess, und den Knaben in einem Sarg vom Rhein her nach dem Kirchhof von Grauwies tragen und dort begraben. Schon mancher hat den Leichenzug gesehen . . .“

„Ja, wenn er einen Rausch gehabt hat,“ fügte der Vikar ein.

„Wartet, Ihr Herren, so habe ich auch früher gedacht. Aber es kam anders. Ich erzähl' also damals diese Geschichte, um dem Herrn Pfarrer ein wenig angst zu machen, denn das muß ich sagen: daran geglaubt habe ich selber nicht. Der Herr Pfarrer lachte aber, ließ einspannen und fuhr davon. Ich hab' ihm noch nachgeschaut, bis das Fuhrwerk mit der Laterne hinter dem Hauswald verschwunden war. Unterdessen gehen die andern Herren auch heim und nur der alte Vogt — er ist schon lang unterm Boden, es war ein braver Mann — also nur ich und der alte Vogt waren noch in der Stube. Auf einmal hören wir draußen ein seltsames Geräusch, wie wenn Pferde mit dem Wagen durchgehen. Wichtig, es kommt herangerast, am Haus vorbei, auf den steinernen Brunnen los und rättsch! da fährt der Wagen an den Stein, und auseinander ist er. Die Kofse aber stehen und zittern vor Schrecken. Ich und der Vogt schnell die Laterne anzubrennen und hinausrennen, das war eins. Und wem meint ihr, daß die Pferde gehörten? Dem Pfarrer von Helmrodt. Ihr könnt euch unsern Schrecken denken.“

„Sieb acht, Frieder,“ sagte der Vogt, „die Klosterbrüder gehen wieder um und haben die Pferde scheu gemacht. Wenn nur kein Unglück passiert ist! Was machen?“

„Was machen?“ sag' ich; „einspannen und hinausfahren. Helft mir!“

Wir spannen also rasch ein und fahren davon. Wichtig, wie wir an den Kreuzweg kommen, liegt zehn Schritt davon der Herr Pfarrer, blutig und leblos; er mußte beim Herauschnellen aus dem Wagen mit dem Kopf an einen Wegstein gestoßen haben. Am Kreuzweg selbst liegt der Knecht und hat ein Bein gebrochen. Herr, du meines Lebens! Was hat der Mensch gezittert und gebebt. Die Nacht kann ich nie vergessen.“

Der Blumenwirt machte eine Pause und sah ernst vor sich nieder. Die Blumenwirtin aber wischte mit der Hand über die Augen.

„So schwätzt doch weiter, was macht Ihr denn für Kunstpausen?“ drängte der Elsfässer.

„Also,“ fuhr der Wirt fort, „wir laden die Kranken auf den Wagen und führen sie in die Blume, legen sie ins Bett und klopfen den Doktor heraus. Was meint Ihr nun, was der Knecht erzählt hat?“

„Pössen, Pössen,“ rief der Elsfässer, „was wird er erzählt haben? Einen Rausch hat er gehabt, hat die Pferde geschlagen und scheu gemacht. Das kennen wir. Bleibt mir vom Leib mit Euren Geschichten!

Ich weiß wohl, worauf Ihr hinauswollt, aber ich glaub's nicht. Ich sag' noch einmal: Sucht Euch einen Dummern heraus!“

Der Blumenwirt aber ließ sich nicht irre machen. „Der Knecht hat erzählt, als sie gegen den Kreuzweg kamen, da hätten sie auf einmal Lichter gesehen. Da habe er einen großen Schrecken bekommen und die Kofse angehalten. In dem Augenblick kamen die Lichter hinter der Mauer hervor, voran ein Klosterbruder mit einem weißen Chorhemd und einem Messbuch in der Hand, dann verschiedene Mönche in langen Kutten, die trugen einen Sarg, dann wieder ein Zug Klosterbrüder, alle mit Lichtern in der Hand und Gefänge brummend wie in der Kirche; sie gingen nicht wie Menschen, sondern schwebten wie die Geister unhörbar daher. Da habe er, der Knecht, die Kofse herumgerissen, um davonzujagen. Aber die Kofse wurden wild, warfen den Wagen um und die beiden Insassen heraus; so jagten sie zurück, dem Orte zu. Weiter wisse er nichts mehr, denn es seien ihm die Gedanken vergangen. Ist das wahr oder nicht? In meinem Haus ist der Herr Pfarrer und der Knecht acht Tage gelegen. Der Herr Pfarrer hat das Nervenfieber bekommen und der Knecht graue Haare. Sie sind beide schon unterm Boden. Das ist die Geschichte vom grauen Kloster. Wer's nicht glauben will, soll's lassen; ich glaub' sonst auch nicht an Geister und Gespenster, aber was wahr ist, ist wahr. Drum hab' ich Euch geraten, Mesger, daß Ihr heut nacht nicht mehr über den Rhein fahrt. Denn grad Eure Straße muß der Leichenzug kommen, und heut ist Allerheiligen, wo die Geschichte wieder losgeht.“

Der Mesger war um eine Schattierung blässer geworden, aber er wollte noch nicht dran glauben.

„Und ich glaub's nicht und ich glaub's nicht, und wenn Ihr's zehnmal selbst gesehen habt. Es giebt einmal keine Geister und Gespenster, also kann man auch keine sehen; ausgenommen, man hat einen Rausch vom neuen Wein, und ich hab' keinen. Also, Kofine, mach dich fertig.“

Die Kofine nämlich war seine Tochter, die der Gesellschaft bisher den Rücken gekehrt hatte. Ein Glück, daß man ihr Gesicht nicht sah, denn es war so weiß wie ein Leichentuch.

„Vater, bleibt da, ich fürcht' mich.“

„Dummheit! Fürchten! Blumenwirt, was bin ich schuldig?“

„Frieder, du hättest nicht gerade jetzt die Geschichte erzählen sollen! Schau nur, das Mädchen ist ja ganz hin,“ meinte die Wirtin.

„Was Kuckuck, ich habe doch dem Mann keine Angst machen wollen! Es ist mir wirklich nicht geheuer, und zudem schlägt draußen das Wetter und der Regen, daß es ein Grausen ist. Ich möchte ihm wirklich nicht raten, daß er bei dieser wilden Nacht noch über den Rhein fährt. Bleibt da, ich bitt Euch, es ist gut gemeint!“

Der Elsfässer aber ließ sich nichts sagen. Er war allerdings bekannt als ein mutiger, verwegener Mann.

Er fürchtete sich nicht, auch wenn er mit einem vollen Gelbgurt allein mit seinem Hunde durch den dichtesten Wald und in finsterner Nacht über den Rhein fahren mußte.

„Mach dich fertig, Rosine, wir fahren.“

„Denk doch an Eure Familie,“ bat die Wirtin.

„Grad weil ich an sie denke, will ich heim.“

Zwar versuchte noch der eine oder andere von den Herren, ihn zurückzuhalten, aber vergebens. Der Elsäßer zahlte, stand auf, sagte gute Nacht und ging. Die Tochter folgte ihm in unbeschreiblicher Angst, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird.

Draußen, als der Blumenwirt auf der Treppe ihm zum Wagen hinauf noch einmal die Hand reichte, zog der Elsäßer etwas aus dem Wagentischchen, das einer blinkenden Pistole ähnlich sah. „Der da wird mir die Gespenster schon vom Leibe halten!“

„In Gottes Namen! fährt zu! Wenn nur nichts passiert!“

„Habt keine Sorge! Gute Nacht!“

„Gute Nacht! Kommt gut heim!“

Das Pferd zog an, und der Wagen verschwand in der Dunkelheit. Die Laterne, welche zwischen den Rädern baumelte, warf von den Radspichen Riesenschatten über den Weg und auf die Äcker. Der Sturm heulte, Regen und Schnee schlug dem Blumenwirt an das Gesicht. Er schauderte, rieb sich die Hände und eilte wieder ins Zimmer zurück.

Die Gäste in der Wirtsstube machten sich jetzt gleichfalls zum Aufbruch fertig. Sie tranken aus und zahlten. Es war aber keinem der geistlichen Herren besonders wohl zu Mut. Die Erzählung des Blumenwirts war richtig gewesen, denn der Herr Dechant bestätigte sie nicht nur, sondern er erzählte auch noch einige weitere Fälle, deren Wahrheit unbestreitbar feststand, wo gleichfalls nächtlichen Wanderern oder fremden Fuhrleuten jene Gespenster erschienen waren, so daß die Bewohner der ganzen Umgegend jenen berüchtigten Kreuzweg aufs ängstlichste mieden. In der Zeit vom November bis Februar traute sich schon seit Jahren selten jemand allein an jene Stelle. Die Gespenstererscheinung war eine unerklärliche, unheimliche und doch feststehende Thatsache.

Wenn aber der Mensch einem solchen unerklärlichen Geheimnis gegenübersteht, vor dem sein Witz

und seine Macht aufhört, so regt sich in ihm ein unbehagliches Grauen. So ging es auch manchem von den Herren in der Blume. Sie zündeten ihre Laternen an, wickelten sich in die Mäntel und schritten erst in die Nacht hinaus.

Der Blumenwirt und die Blumenwirtin gingen indessen noch nicht zu Bett. Ein alter Fuhrmann, welcher am Tisch neben der Thüre saß, die Ohren auf die Hände gestützt, die Nase in ein Schnaps-glas steckend, wachte jetzt auf, wo das Gespräch verstummte, wie der Müller ausschrickt, wenn die Mühle stille steht; er ging hinaus in den Stall, nach seinen Pferden zu sehen, und ließ das Ehepaar allein.

„Ich weiß nicht,“ begann der Blumenwirt, „mir ist's, als wenn heut nacht noch etwas passierere müßte. Wenn nur der Elsäßer schon überm Rhein wäre. Es liegt mir was in der Luft.“

„Mir ist's auch so unheimlich,“ meinte die Wirtin, „mich dauert nur das Mädchen. Hu, so eine wüste Nacht!“

Ein Wagen rasselte draußen heran. Der Blumenwirt zitterte und trat ans Fenster. Nein, das waren keine durchgehenden Pferde. Nichtig, es war der Ochsenwirt von Niederhurfst.

„Der fährt auch wieder zu zweit. Sieh nur, wie er die Nase bis an den Bauch herunterhängt; man meint, man höre ihn schnarchen.“

Der Blumenwirt las die Zeitung, die er schon zweimal gelesen hatte, zum drittemale durch. Es wurde kalt im Zimmer, aber er ging nicht ins Bett. Auf einmal fuhr er auf. Ein Pferd rannte auf der Landstraße dem Haus zu; es mußte etwas hinter sich herschleppen, etwa ein Schildscheit oder dergleichen. Hu, wie fuhr es dem Blumenwirt durch Mark und Bein! War es ein Feuerreiter? Er eilte hinaus. Ein lediges Pferd tobte daher. Es trat zuweilen auf die Stränge, stürzte, wälzte sich, sprang auf und galoppierte schnaubend weiter, daß die Funken unter den Hufen stoben. Plötzlich bog es links um und rannte an die Scheuerthür der Blume, daß es auf die Hinterbeine stürzte.

Es war das Pferd des Elsäßer Meßgers.

Es mußte wiederum ein großes, schreckliches Unglück geschehen sein. Jammernd weckte der Wirt seinen Knecht. Die Wirtin weinte und wehlagte. Einige Minuten vergingen, und das Wägelchen der Blume rasselte der Unglücksstätte zu.



„Der da wird mir die Gespenster schon vom Leibe halten!“

Ja, aber nun, lieber Leser, wie soll ich jetzt weiter erzählen? Die Sache nimmt nun doch ein schauerliches Ende.

Je näher der Blumenwirt und sein Knecht an den Kreuzweg kamen, desto mehr klopfte beiden das Herz. Denn sie waren überzeugt, daß wieder einmal die Gespenster umgegangen seien und das Unglück verschuldet hätten. Und ihre Ahnung wurde bestätigt durch das, was sie sahen.

Der Wagen war umgestürzt und lag drunten im Ackerfeld; daneben lag der Elsässer, ohne Besinnung, blutend. Das Mädchen war nicht zu sehen. Sollten die Gespenster es mitgenommen haben in den höllischen Ofen? Gut, daß man wenigstens den Alten hatte. Aber da hörte jeder Spas auf, denn er war und blieb ohnmächtig. Er hatte einen Schlag auf den Kopf erhalten. Behutsam hoben die beiden den Körper auf den Wagen und bedeckten ihn mit einer Pferdebede.

Aber wo nur das Mädchen war? Man mußte es suchen. Sie schritten mit der Laterne auf dem erweichten Acker umher; auf vierzig und mehr Schritte im Umkreis ließen sie keinen fußbreiten Fleck ununtersucht. Selbst den Sumpfsgraben beleuchteten sie von allen Seiten. Nichts, rein nichts war zu finden.

Dem Blumenwirt stand die Verzweiflung nahe, der Knecht heulte. Mit einemmale hörte man einen Laut wie ängstliches Seufzen und Stöhnen, zugleich tauchte in der Finsternis oben auf der Landstraße eine lange, dunkle Gestalt auf. „Alle guten Geister,“ murmelte der Knecht, drehte sich um und riß aus. Wie ein Hirsch über die Heide, so flog der plumpe Knecht über die nassen, zähen Ackererschollen. Zu anderen Zeiten hätte man lachen können: der furchtsame Knecht kletterte wie eine Katze auf einen Weidenbaum, der am Sumpfsgraben stand, als ob dorthin kein Gespenst steigen könne. Und — o Schrecken aller Schrecken — ein Krach, der dürre Baum bricht zusammen, und der Knecht stürzt schreiend, kopfüber mitten in den Sumpf hinein!

Jetzt war guter Rat teuer. Der Knecht im Sumpf, droben auf der Landstraße die unheimliche Gestalt, ringsum kein lebendes Wesen, wohl aber vielleicht ein Loter auf dem Wagen! Der Blumenwirt war dran, sich aus purer Verzweiflung gleichfalls kopfüber in den Sumpf zu stürzen.

Indessen er packte sich und blieb beherzter, als er selbst geglaubt hätte. „Herr Gott, verlaß mich nicht,

steh mir bei!“ so sprach er und biß die Zähne fest aufeinander. Dann schrie er zur Straße hinauf:

„Wer du auch bist, sag's!“

Da wurde die Gestalt lebendig. „Ach Gott, Blumenwirt, seid Ihr's?“

„Wer ist's?“

„Das Elsässer Mädel, die Tochter vom Metzger!“

„Gottlob und Dank! Ist dir was, Jungfer?“

„Rein, aber ich hab' ihn gefunden.“

„Wen denn?“

„Das Gespenst.“

„Was für ein Gespenst?“

„Das der Vater mit der Pistole geschossen hat.“

„Geschossen? Tot? Ist's ein Mensch?“

„Ach, du lieber Gott, freilich ist's ein Mensch.“

„So! Wo liegt der Kerl? Den wollen wir aber in den Käfig setzen.“

„Ach, Herr Blumenwirt, habt Erbarmen! Thut's mir zuliebe nicht, bringt den armen Menschen nicht ins Zuchthaus!“

„Ei, kennst du ihn? Wer ist's?“

„'s ist ein Bursch von überm Rhein.“

Das Gesicht des Blumenwirts ward immer länger und länger. Er merkte etwas, und auch der geneigte Leser beginnt eine Ahnung zu haben. Auch der Knecht kam wieder langsam herbei und sperre Maul und Nase auf.

„Ja, wie kommt denn der Kerl daher?“

„Ach Gott, ich weiß nicht! Rettet ihn, um Gottes willen, lieber Blumenwirt; sonst kommt der Franz noch ins Zuchthaus.“

„Entweder du machst jetzt das Maul auf und sagst, wer der Kerl ist und was er getrieben hat, oder ich laß euch da auf dem Acker stehen und liegen, den Schlingel aber führ' ich sogleich

auf die Polizei.“

„Thut's nicht, ich will Euch ja alles sagen. Der Franz ist gut bekannt mit mir; er ist nur eine Stunde weit von uns zu Haus . . .“

„Das heißt, er ist dein Schatz? Hm? Antwort!“

„Ach ja, ein wenig; aber der Vater leidet's nicht.“

„Schon gut, du saubere Kognase! Warum hat er sich als Gespenst verkleidet? Zu was sind die Pöffen?“

„Er hat immer mit ein paar andern . . .“ Das Mädchen stockte.

„Was hat er mit den andern?“

„Sie haben ein wenig Seide über den Rhein gefahren.“

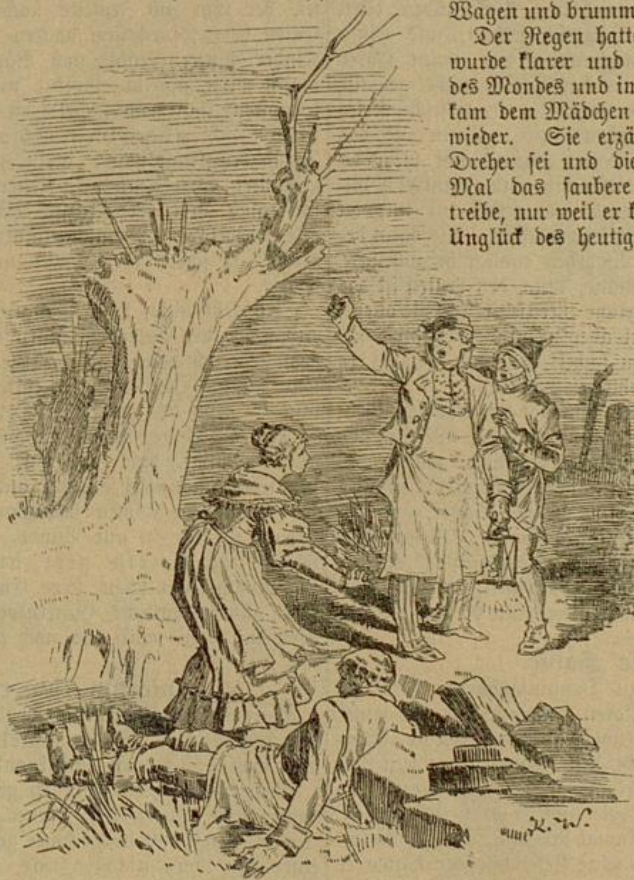


Der furchtsame Knecht kletterte wie eine Katze auf einen Weidenbaum.

„Was? Seide? Ein Spitzbube ist's? Ein Schmuggler? Euch Lumpenpack soll doch gleich dieser und der . . .“ Und der Blumenwirt redete Wörter, wie sie der gutmütige Mann schon lange nicht mehr über die Lippen gebracht hatte.

Nun kann sich der geneigte Leser alles selbst schon zusammenreimen und die Gänsehaut wird ihm allgemach wieder vergangen sein. Nein, was einen doch der Hintende erschrecken kann, denkt mancher, ist aber doch begierig, wie die Geschichte ausgeht.

Was wollte der Blumenwirt machen? Er sah ein, daß er es mit einem der Spitzbuben zu thun hatte, welche sich seit Jahren den Aberglauben der Gegend zu nutze machten, um Seide über den Rhein zu schmuggeln. Denn in dem Sarge lag kein Leichnam, sondern feinste Lyoner Seide und Brüsseler Spitzen, welche sonst einen hohen Zoll kosten, wenn sie auf ehrliche Weise über die Grenze kommen; die Gainer wurden natürlich von den furchtsamen Landleuten nicht gestört, und auch die Grenz wächter, wenn sie etwa den gespensterhaften Nachen über den wilden Rhein fahren sahen, drückten die Augen zu und schauten wo anders hin. Es giebt überall Hasensüße, und wenn ein Hase auch ein Gewehr trägt, so ist er damit noch kein Löwe.



„Was? Seide? Ein Spitzbube ist's? Ein Schmuggler?“

Dies alles begriff der Blumenwirt in einem Augenblick. Sollte er den Gainer wirklich abliefern? Das Mädchen flehte und bat unter heißen Thränen, doch solches ja nicht zu thun; und gutmütig, wie er ist, ließ er sich erweichen; er holte den Elsässer Schlingel — der eine tüchtige Schußwunde im Bein hatte — und legte ihn zu dem Alten auf den Wagen. Der Bursche gab keinen Laut von sich als nur ein leises Gewimmer. Die Ermahnungen und Moralpredigten des Blumenwirts hörte er andächtiger an als die des Pfarrers in der Kirche. So setzte sich der Wagen mit den fünf Personen in Bewegung und rollte dem Rhein zu. Unterwegs zog die Tochter

dem Burschen das Mönchsgewand aus, wickelte ihm die Gummisohlen von den Stiefeln, womit er sich unhörbar gemacht hatte, und warf alles ins Wasser. Der Alte erholte sich wieder und machte große Augen, als er merkte, daß er einen Schlaftameraden hatte und was für einen! Jedoch war er zu schwach, um zu fragen und zu reden. Mit Mühe konnte man die beiden aufrecht setzen, als der Wagen am Zollhäuschen vorbei über die Schiffbrücke fuhr. Die französischen Zöllner machten sich die Untersuchung leicht. Ein langer Schnauzbart schaute leichthin in den Wagen und brummte: „Rien! Passer!“

Der Regen hatte aufgehört, die Nacht wurde klarer und kälter. Beim Schein des Mondes und im Gefühl der Sicherheit kam dem Mädchen auch die Beredsamkeit wieder. Sie erzählte, daß ihr Schatz Dreher sei und diesen Winter das erste Mal das saubere Schmugglerhandwerk treibe, nur weil er keine Arbeit habe. Das Unglück des heutigen Tages aber sei dadurch zustande gekommen, daß gerade als die Gespenster an die Kreuzungsstelle kamen, das Pferd scheu wurde und wie toll unter den Haufen gerannt sei. Es sei schauerlich gewesen dieser Leichenzug mit den Priestern und dem Sarg und den Lichtern. Aber eines von den Gespenstern habe mit seiner brennenden Fackel dem Pferd auf die Nase geschlagen, daß es den Wagen die Straße hinunterwarf und sich losriß. Zugleich hatte der Vater die Pistole losgeschossen und einen getroffen, welcher laut aufschrie und zusammenbrach. Jetzt

bekam auch der Vater einen Schlag, dann rissen die Schmuggler aus, als ob ein ganzes Heer Soldaten hinter ihnen her wäre. Der Getroffene aber sei nach kurzer Anstrengung zusammengebrochen. Da sie ihn halb und halb erkannt habe, so sei sie ihm nachgegangen und habe denn auch sofort gemerkt, mit wem sie es zu thun hatte. „Ach, was wird der Vater sagen! Er bringt den Franz ins Zuchthaus und mich ums Leben. Er hat mir schon alles Böse versprochen, wenn ich nicht vom Franz lasse; aber er kommt immer wieder, er will nicht von mir lassen.“

Das Weitere mag sich der Leser nun selbst denken.

Der Bursche wurde mit den beiden andern vorläufig im Hause des Metzgers abgeladen, vom Chirurgen verbunden und dann nach einigen Tagen heimgeschickt. Der Metzger hat ihn nicht angezeigt, aber von der Zeit an ließ der Franz seine Tochter in Frieden. Was es sonst im Hause des Metzgers gegeben hat, weiß der Blumenwirt selbst nicht. Aber stürmisch wird's hergegangen sein, und es hat etlichemal laut geklatscht — wie von Ohrfeigen.

Übrigens mußte der Blumenwirt dem Metzger auf Ehr' und Seligkeit versprechen, keinem Menschen etwas von der Wahrheit zu erzählen. Aufschneiden dürfe er, und das hat er auch redlich gethan, und seinen Gästen Geschichten aufgebunden, daß ihnen Hören und Sehen verging. Er hat freilich nicht gewußt, daß schon im folgenden Jahre der französische Krieg von anno 1870 ausbrechen würde. Denn als das Elsaß deutsch wurde und der Rhein nicht mehr die Zollgrenze zwischen Deutschland und Frankreich bildete, hörte die Schmuggelei von selbst auf und die Geschichte wurde allmählich vergessen. Als dann der Blumenwirt mit der Wahrheit endlich herausrückte, da glaubte sie ihm niemand, denn den Leuten ist das Gruselige und Unerklärliche viel lieber als die offene, klare Wahrheit; zumal aber wenn der Blumenwirt etwas erzählt und dazu lächelt, da muß man ja ein großes Fragezeichen dahinter machen.

Im übrigen grüßt der Hintende den wackern, fröhlichen Mann nebst der muntern Frau Wirtin von Herzen. Wenn der Hintende bei ihnen wieder einkehrt, da wollen sie miteinander herzlich lachen über die gruselige Geschichte vom grauen Kloster, und damit sie 's Gruseln sicher nicht antkommt, soll der Wirt etliche Schöppllein von seinem „Markgräser“ auf den Tisch setzen. Wen es da noch gruselt, der soll heimgehen; den Markgräser trinken dann die andern aus.

Die Salbe.

Der Kriegerverein zu Dammligshausen hatte ein tapferes Mitglied verloren. Zwar war er seines Zeichens nur Musikus, und während er diente, schlug er nur die große Pauke, den Feind hat er sein Lebtag nicht zu Gesicht bekommen, — aber wenn das geschehen wäre — o, wie tapfer wär' er gewesen! So hatte er mehr als einmal bei Lebzeiten im „Rössel“ auseinandergehakt, und seine Vereinsbrüder hatten es ihm geglaubt. Nun, wo er tot war, sollte es ihm auch an den nötigen Ehrungen nicht fehlen: der ganze Verein hatte beim Begräbnis zu erscheinen, und wenn er auch nur Tambour gewesen, so sollte doch über seinem offenen Grabe die übliche Salve abgegeben werden — als letzter Gruß der treuen Kameraden.

Der Herr Hauptmann revidierte selbst die Büchsen, ob sie auch in Ordnung wären, denn man konnte ja nicht wissen. Sie waren so lange nicht gebraucht! Alles aber war tadellos; nur ein Umstand war: es mangelte an Patronen; auch nicht eine einzige war im Orte. Aber im „Zeitalter des Verkehrs“ weiß man sich auch in Dammligshausen zu helfen; es wurde nach der benachbarten Garnisonstadt telegra-

phiert, und per Gilpafet trafen die Patronen noch rechtzeitig ein. Der Hauptmann verteilte sie an die Krieger, die schon im Wachs versammelt waren, und dann ging es nach dem Trauerhaus und hierauf in feierlichem Zuge nach dem Kirchhof. Nahe Angehörige hinterließ der Verstorbene nicht; keiner wußte auch so recht etwas Näheres von ihm; so half sich der Pfarrer und hob namentlich die militärische Seite des Verstorbenen gebührend hervor. Zum Schluß aber sagte er, daß die Salve, die nunmehr über dem Grabe ertöne, der letzte, schönste und innigste Gruß sei, der ihm ins Jenseits nachhalle. Die Krieger traten herzu; furchtsam duckten sich die Frauen und Kinder hinter Gräber und Bäumen. Der Hauptmann wirft sich in Positur und kommandiert gedämpften und doch schneidigen Tones: „Legt an, Feuer!“ — aber kein Schuß fällt. Verdutzt schaut der Hauptmann drein. Noch einmal kommandiert er: „Legt an, Feuer!“ — aber wieder fällt auch nicht der kleinste Schuß; stumm bleiben alle Gewehre. „Menschenkinder, was macht Ihr denn?“ so schreit der Hauptmann wütend, „so schießt doch!“

„Es geht nicht, Herr Hauptmann,“ wird ihm da erwidert, „die Patronen passen nicht.“ Der Pfarrer geht ärgerlich davon; der ganze Effekt seiner Rede war dahin. Die Leute aber entfernen sich und lachen laut — trotz des geweihten Ortes.

Nur der Verein bleibt am Grabe noch beisammen; alles schimpft, daß solch eine Dummheit möglich sei; jeder räsonniert auf den andern; beinahe hätten sie sich an den Köpfen bekommen. Schließlich zerstreuen sie sich in alle Winde — und Ihr werdet sehen, der Verein geht auseinander. Der Hauptmann hat schon seine Entlassung eingereicht; eine außerordentliche Generalversammlung ist einberufen. Was wird das noch geben!

Ein merkwürdiger Prozeß.

Ameyer zu Bemeier: Haben Sie schon gehört, daß der Doktor Schwammele und der Doktor Stammele Prozeß miteinander gekriegt haben?

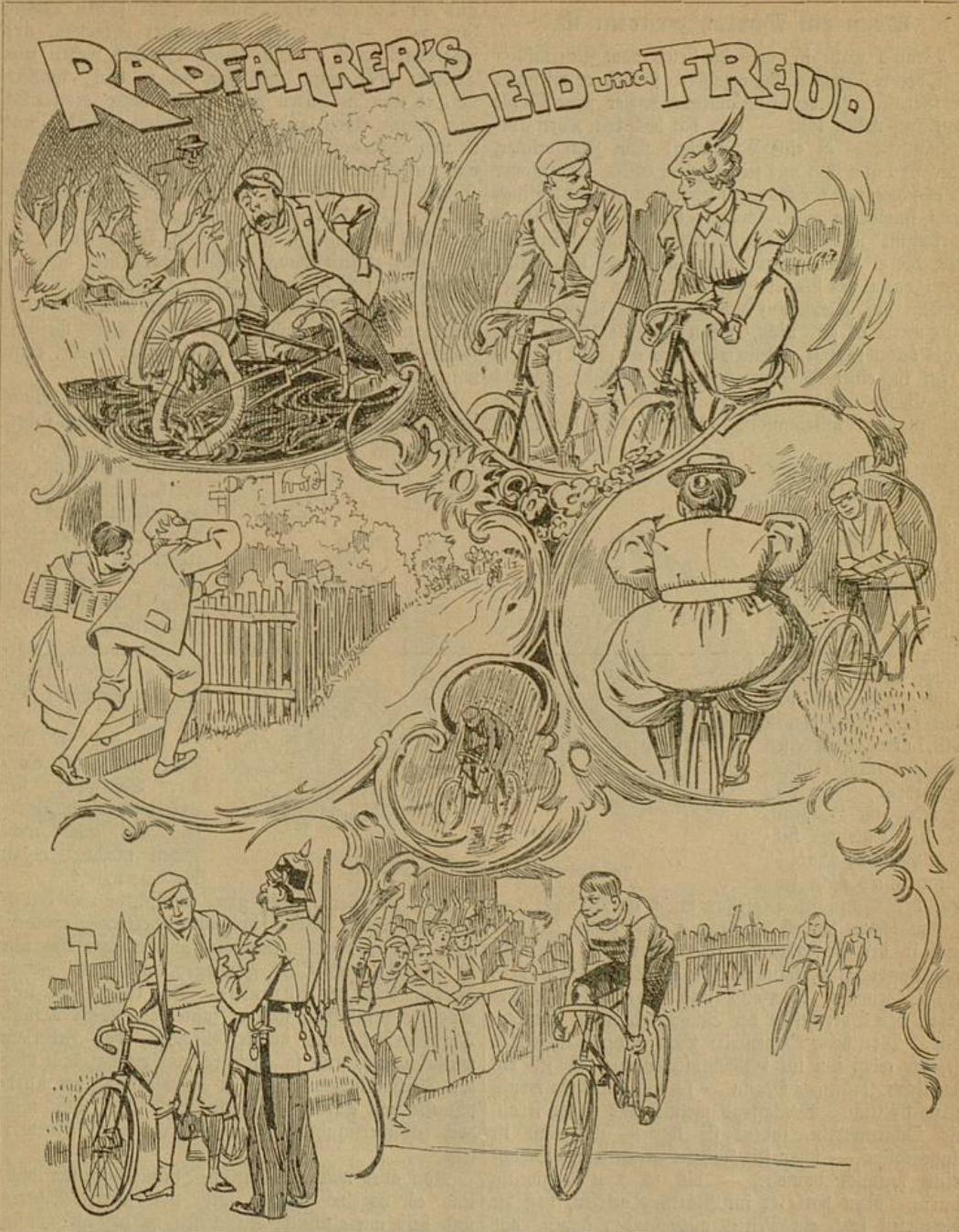
Bemeier: Nichts hab' ich gehört. Aber warum denn? Sie standen doch immer so gut miteinander. Sie vertraten sich doch immer gegenseitig, wenn 'mal einer von ihnen nicht da war.

Ameyer: Daher kommt ja eben der Prozeß. Der Doktor Schwammele ist ins Bad gegangen, der Doktor Stammele hat ihn vertreten. Wie der Doktor Schwammele wieder heimkommt, — na, was meinen Sie, daß er sehen muß? Alle seine Patienten hat der Doktor Stammele derweilen gesund gemacht.

Bemeier: 's ist die Möglichkeit! So 'ne Niedertracht!

Ameyer: Jetzt giebt's einen Prozeß; der Doktor Stammele ist schon verklagt wegen Schädenersatzes.

Bemeier: Da bin ich aber neugierig, wie der ausgeht?!



Ein nähr'ches Ding, die Kadlerei!
Passieren thut da allerlei:
Es war schon da und kommt noch vor,
Dag einer plumpst — direkt ins Moor.

Verdammt, da fährt er hin, der Dieb!
Weil Karl zu lang im Wirtshaus blieb.
Ein andermal der Schuhmann spricht:
„Wie heißen Sie? Ich kenn' Sie nicht!“

Mit Mnnchen radeln — wie freut das!
Frau Meist'rin radelt — welch ein Spaß!
Das Beste, was passieren kann:
Kommt man als „Allererster“ an.

Wenn ein Doktor zerstreut ist.

Wenn's wahr ist, was die Leute vom Zickelmüller in Oberdrehlingheim sich erzählen, so hat er mitunter die Gedanken so wenig beisammen, daß er seine Mühle tagelang gehen läßt — und hat doch kein Korn aufgethan. Das ist eine Dummheit vom Zickelmüller, aber sie kostet ihm nur sein eigenes Geld. Schlimmer ist es schon, daß der Bürgermeister von Niederdrehlingheim immer so voller schwerer Gedanken ist, daß es vorkommt und er schreibt seinen Bauern Steuern aus, die er ihnen schon einmal aufgelegt hat. Das kostet dann den Bauern ihr Geld, denn so 'n Bauer versteht sich schlecht auf das Lesen von Steuerzetteln und merkt es gar nicht, wenn derselbe Zettel nochmals daher kommt. Wenn aber gar ein Doktor zerstreut ist, einer, der doch siebenmal gescheiter ist als alle Groß- und Kleinbauern in Ober- und Niederdrehlingheim miteinander — dann wird die Sache erzschlimm.

Vom Doktor Kröpfe in Krapsenheim heißt es, er wär' einer, den die Zerstretheit plagt; ja, er soll so zerstreut sein, daß es gar nicht mehr lange dauern kann, bis er Professor wird. Dabei ist dasjenige Stückel, das der Hinkende hiermit von ihm zum besten geben will, in weiteren Kreisen noch gar nicht bekannt geworden. Wird dies Stückel um Johanni, wo der Kalender herauskommt, bekannt — dann kann's nicht fehlen: der Mann ist Professor schon zu Michaeli! —

Am letzten Martinitag war's, da hatte er ihrer zwei in der Sprechstunde, die konträr 's Gegenteil voneinander sind, nämlich Peter Schwämmlein, den Ochsenwirt, einerseits und Gotthold Federlein, den Obermeister der Schneiderinnung, andererseits. Wer beim Ochsenwirt schon einmal eingelehrt ist, der wird ihn im Gedächtnis haben; es ist ein stattlicher, kräftiger Mann — ja, am Ende ein wenig allzu stattlich. Wenigstens meinte das seine Frau, die Ochsenwirtin, indem sie ihn — sie selbst ist klapperdürr — schon seit Jahren wegen seines Bäuchleins weidlich hänselte, — bis es ihm langweilig wurde. Nun hatte er im Blättchen gelesen, daß die Gelehrten jetzt ein Mittel ausgefunden haben, das sie eingeben und wovon so 'n Bäuchlein wegschmilzt wie ein Pfund Butter vor der Julisonne. „Halt,“ dachte er bei sich, „das ist was für mich, flugs gehst du zum Doktor Kröpfe und läßt dir das Mittel verschreiben.“

Der andere Patient, der just am nämlichen Tage

und in der nämlichen Stunde zum selben Doktor kam, war — wie gesagt — Meister Federlein, und sonderbar! auch er kam seines Bauches wegen zum Doktor; aber nicht, weil ihm der zu dick, sondern weil er ihn zu dünn war. Nun hatte er freilich sein Lebtag einen andern Bauch nicht gehabt, und es war ihm ganz passabel gegangen im Leben; er war zu Vermögen und Ansehen gekommen; ja, die Innung hatte ihn gar zu ihrem „Obermeister“ erwählt. Aber das war's ja gerade! Das gab gerade den Anlaß, daß er jetzt zum Doktor kam, um sich einen andern Bauch aufsetzen zu lassen, denn — so sagte er sich — ein richtiger Doktor, der's versteht, muß ein Mittel haben, womit man dick wird. Dünn, wie er war, wollte er um keinen Preis bleiben; lieber legte er sein Amt als Obermeister nieder, denn man denke sich, was ihm passiert war!

Als sie alle Meister von der Nadel nach der Wahl im „gehörnten Lamm“ guter Dinge beisammen saßen, mischten sich auch andere Leute unter sie, die nicht

zur löblichen Zunft gehörten, und denen wurde es bekannt, was die Meister soeben für einen erhabenden Akt vollzogen, — wen sie zu ihrem Obermeister erwählt hatten.

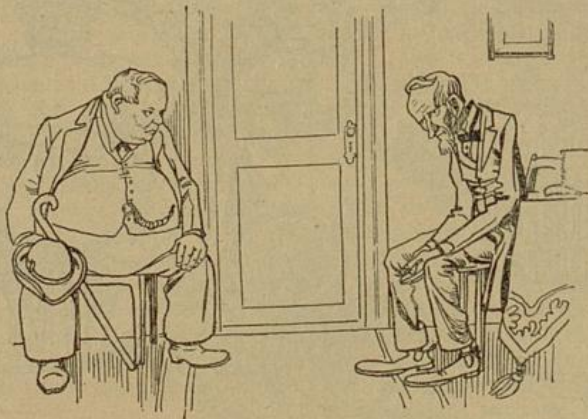
„Wie kommt Ihr gerade auf den?“ fragte der Senfenschmied Kilian.

„Na, das ist doch klar,“ schrie der Barbier Schnippig, der unsern Gotthold Federlein seit jeher nicht leiden mochte, „es ist der dünnste.“

Herr Federlein, schon ganz in Würde und erfüllt von dem hohen Amte, das ihm übertragen worden, hatte nur so obenhin zugehört, und es war ihm nur so leichtlich ans Ohr geschlagen, als wär' gesagt worden, er sei der dünnste. Das rührte ihn nun nicht im mindesten, und er sagte kein Wort darauf. Der Barbier aber wollte durchaus, daß Federlein wütig würde, und so schrie er noch einmal laut über den Tisch hinüber: „Es ist der dünnste, der allerdünnste von allen. Na, Ihr seht's ja. Der muß doch selbstverständlich Obermeister von den Schneidern sein.“

Nun aber wurden sämtliche Innungsmeister böse, und es hagelte Worte, spitze wie scharfe Scheren und heiß wie glühende Bügeleisen, so daß alle Gäste, die nicht zur Zunft gehörten, sich in aller Stille seitwärts drückten. Nur der neue Obermeister blieb stumpf und kalt, aber innerlich war er desto aufgeregter und er schwur sich zu: „Das muß anders werden.“

So also kam's, daß Meister Federlein nunmehr



Der Ochsenwirt saß dem Meister gegenüber.

Der Kuhstall.



ag, lieber Leser, bist du schon einmal in jene Fichten- und Kiefernwaldungen gekommen, die sich im Osten unseres Vaterlandes entlang der polnisch-russischen Grenze erstrecken? Nichts als Wald siehst du da; nichts als königlichen Forst. Nur etwa alle zwei oder drei Stunden triffst du wohl einmal auf eine Lücke im Waldbestande. Dann siehst du eine blaue Rauchsäule friedlich in die Luft steigen, du hörst einen Hofsund anschlagen und ein paar Rinder mit ihren Glocken schellen.

„Da liegt das Forsthaus,“ sagt dann wohl der „Schwager“ und zeigt von seinem Sitze aus mit der Peitsche darauf hin.

Siehst du dann genauer zu, dann erkennst du auch das Wohnhaus mit einem Hirschgeweih am roten Giebeldach, siehst die etwas langgestreckte Scheune und nicht weit davon ein paar Stall- und andere Wirtschaftsgebäude.

Es liegt dies alles dicht bei einander und ist auch keines davon allzu groß ausgefallen. Es gehört ja eben alles dem „Staate“, und der Staat rechnet mit knappen Mitteln, wo es sich um solch ein abgelegenes Forsthaus handelt. In der Residenz freilich wirtschaftet er mit Millionen; für die Provinzialstädte hat er wenigstens noch Hunderttausende zur Verfügung; wo es sich aber um solche verlorene Ecke handelt, da langt es knapp zu tausend Mark; ja mit lumpigen hundert Mark wird da geknausert. Das hat aber auch seinen guten Grund, denn der gefürchtete Abgeordnete Müller in der Kammer sagt: „Es muß noch viel mehr Bedacht genommen werden auf den Ausgleich von Einnahmen und Ausgaben, sonst gehen wir zu Grunde.“

Darauf schreibt dann der Herr Minister an die Regierungen in der Provinz: „Bei den Vorschlägen ist auf möglichste Sparsamkeit Rücksicht zu nehmen.“

Die Regierung aber dekretiert: „Von allen Neubauten ist bis auf weiteres Abstand zu nehmen.“

Und zuletzt schnauzt der Herr Oberförster den Unterförster an: „Daß Sie mir dies Jahr nicht etwa wieder mit einem Umbau oder gar einem Neubau kommen! Es ist kein Geld dazu da!“

Da behilft sich denn der Unterförster, so gut er kann. Wenn die Scheune umzufallen droht, giebt er ihr von seinem eigenen Holze ein paar eigenhändig zurecht gemachte Stützen, und das Dach im Stalle verkleistert er nothdürftig mit Moos und Lehm.

Doch der Unterförster Duedebusch, der die Försterei Klein-Schwachettau verwaltete, wollte es

einmal darauf ankommen lassen. Er konnte es nicht mehr mit ansehen, daß seine Kuh — er hatte ja nur eine — in einem so elenden Stalle kampieren sollte.

„Wenn sich's um unsere Wohnung handelte,“ sagte er zu seiner „Alte“, „würde ich's lassen, wie es ist. Wir zwei alten Leute werden es hier die paar Jahre auch noch aushalten. Aber daß das arme Vieh nicht aus der Nässe herauskommen soll — nein, das geht mir wider die Natur; ich leid' es nicht, und es muß eine gehörige Reparatur mit dem Stalle vorgenommen werden.“

Die Frau erhob warnend ihre Stimme. „Karl,“ sagte sie, „denk an die unbändige Schreiberei, die du wegen des Stalles noch haben wirst! Das giebt ein ebensolches Hin- und Hergeschreibe wie dazumal wegen des neuen Brunnens, und am Ende bleibt alles beim alten — genau so wie mit dem Brunnen; der steht auch noch auf dem alten Flecke und ist auch noch wie er war.“

„Nein,“ erwiderte der Förster, „diesmal set' ich's durch, verlaß dich drauf. Wo hast du das Tintenfaß und die Feder? Gleich set' ich den Rapport auf.“

Die Frau sah, daß er Ernst machte. Sie holte deshalb das Schreibzeug vom Schranke herunter, und da sie fand, daß die Tinte den Sommer über eingetrocknet war, ging sie in die Küche, holte Essig und goß davon in das Tintenfaß, um nach diesem bewährten Rezepte den dicken Rest aufzumuntern, daß er wieder Tinte werde. Inzwischen hatte der Förster seine Peise beiseite gelegt, einen Bogen sauberes Papier aus dem Cylindurbureau genommen und ihn vorschriftsmäßig der Länge nach gebrochen.

„Höre 'mal, Alte,“ sagte die Frau, als sie ihn so ernsthaft zur Arbeit sich rüsten sah, „wenn du nun doch einmal den Antrag stellst, dann verlange lieber gleich, sie sollen dir den Stall von Grund auf neu bauen, anstatt ihn bloß zu reparieren. Das kostet dich die nämliche Tinte; auch ist die Schreiberei vorher und die Scherevi hinterdrein ganz die nämliche; dafür hast du dann aber einen neuen Stall und keinen reparierten.“

„Alte, du hast recht!“ rief der Förster. Er corrigierte daher das schon aufgesetzte Konzept noch einmal und beantragte beim hochwohlgeborenen Herrn Oberförster, daß fürs nächste Jahr der Stall neugebaut werde, was seiner „unvorgreiflichen gehorsamsten“ Meinung nach unbedingt notwendig wäre, wenn das Vieh nicht das Reitzen oder die Klauenseuche kriegen sollte; zu reparieren wäre der Stall nicht mehr. — Der Brief ward dann sauber zusammengefaltet und gesiegelt; dann steckte ihn einer der Walbläufer in die Tasche und trug ihn die zwei Stunden weit bis zum Herrn Oberförster.

Am nächsten Mittag schon war der Herr Oberförster, der sonst nur alle Vierteljahre einmal beim Förster vorzusprechen pflegte, trotz eines tollen Regenswetters in der Försterei.

„Aber was fällt Ihnen ein, Herr Duedebusch!“

fährt er den Förster an, „Ihr Stall ist doch in der schönsten Ordnung. Es ist ein wahrer Prachtstall! Ich wünschte nur, ich hätte so einen.“

„Herr Oberförster,“ antwortet der Förster, „der Schweinestall und der Ziegenstall, die gehen ja noch an; aber der Kuhstall ist unter allem Luder; bitte, sehen Sie sich ihn einmal selber an.“

„Nun ja,“ sagt der Oberförster, „sehen wir uns einmal den Kuhstall an.“

Es wird also zum Stall gegangen. Der Förster macht die Thüre auf; beide treten ein.

„Ein Prachtstall!“ ruft der Oberförster noch einmal, bevor er sich noch in dem völligen Dunkel, aus dem nur ein Paar treuherziger Kuhaugen hervorleuchtete, zurechtgefunden.

„Ein Prachtstall!“

„Hören Sie's plätschern, Herr Oberförster?“ fragt der Förster.

„Plätschern? Was denn plätschern?“

„Nun, das Regenwasser, Herr Oberförster. Es regnet halt oben im Dache wieder durch.“

„Ih was,“ sagt der Oberförster, „es wird doch nicht! Was Sie da plätschern hören, das ist bloß von der Rinne draußen.“

Er tappim Dunkeln weiter.

„Ein Pracht . . .“

— „Prachtstall“ will er sagen, aber er kommt nicht dazu, denn auf einmal schreit er auf, fährt sich an Kopf und Nacken und springt wie besessen zum Stalle wieder hinaus, — pudelnaß von oben bis unten.

„Donnerwetter ja,“ sagt er und schüttelt sich, „es regnet wahrhaftig ein in den Stall.“

„Ja, in der Art regnet es schon lange in den Stall ein.“

„So? Nun, das geht freilich nicht länger so fort. Und die andern Ställe? Der Schweinestall und der Ziegenstall? Steht es mit denen etwa ebenso schlimm?“

„Ach, mit denen geht's gerade noch,“ meint der Förster.

Der Oberförster giebt sich aber jetzt nicht mehr so leicht zufrieden, er kriecht auch noch in den Schweinestall und in den Ziegenstall und kommt zum Resultate, daß es auch dort höchst bedenklich einregnet.

„Wenn schon, denn schon,“ sagt er schließlich, „es geht in einem hin; wir beantragen, daß ein ganz neues Stallgebäude, Kuhstall, Schweinestall und

Ziegenstall gebaut wird; dazu wird's wohl noch langen im Staate.“

Richtig, der Oberförster fährt nach Hause und beantragt bei der Regierung den Neubau eines großen Stalles für die Försterei Klein-Schwachettau.

Solch eine Regierung hat aber viel zu thun und ist nicht bloß dazu vom Könige eingesetzt, um gleich herzukommen, wenn es einmal in einen Stall einregnet. Da giebt's noch wichtigere Dinge.

Es vergeht also ein Weilchen, bis die Regierung dazukommt und schlüssig wird; endlich trifft die Nachricht ein, der Bauinspektor sei beauftragt, den Bauzustand des Stalles einer genauen Untersuchung zu unterwerfen und über den Befund zu berichten.

Nun wird also von Tag zu Tag auf den Herrn Bauinspektor gewartet; aber auch ein Bauinspektor hat viel zu thun; er hat Kirchen und Schulen, Ho-

spitäler und Pfarrhäuser, Brücken und Durchlässe, Chausseen und Kanäle, Maschinen und Dampffessel zu revidieren und kann deshalb nicht immer so, wie er sollte und möchte. Dazu war es Winterszeit, der Schnee lag fußhoch auf der Landstraße; wie lange dauert es, bevor so viel Schnee vergeht, — endlich, endlich ist er geschmolzen, nur in den Gräben liegt an geschützter Stelle und unter schmutziger Decke hie und da noch ein Nest, die Lerche zeigt sich, — da, da kommt auch der Bauinspektor!

Der Förster stand gerade, die Pfeife im

Munde, vor der Hausthür, schaute nach der Chaussee hin und dachte an gar nichts, — da sah er, wie ein Wägelchen nach seiner Försterei hin in den Seitenweg abbiegt.

„Hervje, der Herr Bauinspektor!“ schreit er, geht dem Wagen entgegen und bewillkommt den Gast.

Auch der Bauinspektor findet den Kuhstall samt dem Schweinestall und Ziegenstall baufällig. Aber er geht, gewissenhaft, wie Bauinspektoren einmal sind, noch weiter und sieht sich auch die andern Gebäulichkeiten an. Da finden sich schreckliche Dinge. An der Scheune ist die eine der Lehmwände gänzlich herausgefallen; das Thor ist morsch und verwittert; die Schwelle liegt tief im Boden drin und verfault; das ganze Gebäude hat sich unter dem Druck der Westwinde in bedenklicher Weise nach Osten hingeneigt, — kurz, auch hier ist ein Neubau dringend geboten. Dem Förster wird angst und bange, als er den



„Alte, du hast recht!“ rief der Förster.

Bauinspektor sich in dieser Weise äußern hört. Nun soll also womöglich die Scheune noch neugebaut werden. Was wird das für Schreiberei und für Schererei geben! „Lassen Sie's mit dem Stalle genug sein,“ sagt er dem Bauinspektor, „sehen Sie, wir sind alte Leute; wir sind zufrieden, wenn der Stall gebaut wird, und möchten uns nicht auch noch die viele Arbeit mit dem Neubau der Scheune aufhalsen; wir behelfen uns mit der Scheune, wie sie ist; sie hat schon jahrelang gehalten und wird nicht gleich zusammenfallen.“

Aber der Bauinspektor kann's mit seinem Gewissen nicht vereinigen; er findet einmal die Scheune baufällig, und darum wird und muß er beantragen, daß sie neu gebaut wird. Er fährt wieder ab, macht daheim seinen Bericht und sendet denselben an die Regierung.

Lange hört man nichts über den Stand der Dinge; das Frühjahr vergeht und der Sommer kommt, da läuft beim Oberförster eine Schreiberei von der Regierung ein, worin zu lesen steht, ihr Sachverständiger, der Bauinspektor, hätte sich allerdings für den Neubau eines Stalles ausgesprochen, gleichzeitig aber auch empfohlen, die Scheune neu zu bauen; er, der Oberförster, solle umgehend berichten, was denn er dazu meine.

Darauf antwortet der Oberförster, es wäre ja freilich besser, daß wenn nun schon einmal gebaut werden sollte, dann auch gleich die Scheune neu gebaut werde, da selbe in der That baufällig sei, — vorausgesetzt, daß die nötigen Mittel da seien.

Dieser Bericht geht schleunigst an die Regierung zurück. Einige Wochen darauf gelangt an die Regierung in Sachen der Försterei Klein-Schwachettau die Mitteilung an den Oberförster, bei dem Umjange der für das Förstereietablissemment projektierten Neubauten hätte es die Regierung doch für angezeigt erachtet, auch noch ihr Kollegialmitglied, den Herrn Forstmeister, zu beauftragen, die Frage der verschiedenen Neubauten an Ort und Stelle zu prüfen.

Richtig kommt auch noch vor Ablauf des Jahres der Herr Forstmeister, ein eben in die Stelle gerückter junger schneidiger Herr, an, fährt beim Oberförster vor und begiebt sich dann in dessen Jagdwagen nach der Försterei. Während die Försterleute sich in respektvoller Entfernung halten, wird zunächst das gesamte Gehöft von den Herren umgangen und dann in seinen einzelnen Teilen in genauesten Augenschein genommen. Da stellt sich denn mit völlig unbestreitbarer Gewißheit heraus, daß nicht nur der Kuhstall, nicht nur der Schweine- und Ziegenstall, nicht nur die Scheune, — nein, daß auch das Wohnhaus in ganz „miserablem“ Zustande ist.

„Hier müssen ganz gründliche Umbauten und Neubauten vorgenommen werden,“ so faßt schließlich der Herr Forstmeister sein Urteil zusammen, „am besten wäre ein Neubau von Grund auf; es scheint hier eben jahrelang nicht das gethan worden zu sein, was im Interesse einer rationellen Bauerhaltung hätte gethan werden sollen.“

Das gab ein Jammern und Wehklagen bei den alten Försterleuten, als sie dieses Urteil vernahmen. Der Förster wagte zwar noch, dem Herrn Forstmeister unterthänigst zu bemerken, daß er für seine Person sowie auch seine Frau ganz zufrieden mit dem Hause wären, daß sie beide nach keinem Neubau verlangten, — aber der Forstmeister ließ sich auf nichts ein.

„Es kommt hierbei nicht auf Sie an, Herr Förster,“ sagte er und sah den Förster durch sein goldenes Vorgebonn groß an, „sondern auf das allgemeine Staatsinteresse, und dieses verlangt gebieterisch, daß solche wertvolle Etablissements wie die Försterei Klein-Schwachettau stets und zu jeder Zeit in einem angemessenen Bauzustande erhalten werden. Sonst leidet der Staat, sonst wird das Nationaleigentum geschädigt. Punktum!“

„Ja, wenn's so ist!“ murmelt der Förster für sich, „dann ist es freilich 'was anderes. Narr, der ich war. Hätte ich doch den Stall sein lassen, wie er ist. Das habe ich nun davon. Das steht aber fest, einen Umbau oder gar einen Neubau mache ich nicht mit. Da laß' ich mich lieber pensionieren. Nicht wahr, Alte?“

Die Alte nickt thranenden Auges dazu, der Herr Forstmeister aber reißt wieder ab, um die Sache nun endlich in den gehörigen Gang zu bringen. Die Försterleute sehen mit Unruhe den nächsten Zeiten entgegen, aber monatelang geschieht weiter nichts. Die Sache muß in Vergessenheit geraten sein.

Da auf einmal kommt ein Bote von der Oberförsterei in der Försterei an und meldet, in der Nacht wäre eine Depesche eingetroffen, daß gegen Mittag der Herr Oberforstmeister selbst mit einer ganzen Kommission nach Klein-Schwachettau kommen und alles gründlich besichtigen werde; der Förster soll nur ja dafür sorgen, daß alles anständig und aufgeräumt in der Försterei aussehe.

Na, der Förster thut sein möglichstes, und als am späten Nachmittage die Kommission endlich kommt, — sie hatte nämlich so lange mit dem Oberförster zum Nachtisch beim schweren Ungarwein geseßen — da ist natürlich alles, was das Aufgeräumte betrifft, in der schönsten Ordnung. Aber der Herr Oberforstmeister wie der Herr Regierungs- und Baurat finden die Gebäude an sich wieder in „miserabler“ Verfassung.

„Wie hat man so etwas so lange dulden können!“ ruft der Herr Oberforstmeister etwas gar zu laut, „das ist ja geradezu ein Skandal und noch nicht dagewesen. Die Gebäude stehen ja alle schief. Sehen Sie doch, Herr Regierungsrat, ich meine fast, sie schwanken.“

„Ganz recht, Herr Oberforstmeister,“ bestätigt der Regierungs- und Baurat und auch der Oberförster, „wenn man genau hinsieht, schwanken sie; es schwankt alles, alles!“

Das Ende vom Liede ist der Beschluß: „Alles abgebrochen; alles von Grund aus neu gebaut!“

Das gab nun erst recht ein Jammern bei den Försterleuten, als sie diesen Beschluß hörten.

„Jetzt hilft's nichts,“ brummte der Alte für sich, „jetzt reich' ich meine Pension ein; das Abreißen und den Neubau mach' ich einmal nicht mit.“

Die Kommission aber fuhr in ihren beiden Wagen sehr befriedigt von dannen. In bester Stimmung fahren sie die Chaussee entlang. Da zeigt der Oberforstmeister auf einmal nach einer Stelle im Walde hin, wo gerade eben Holz geschlagen wird und eine weite Fläche Wald bloßgelegt ist.

„Hören Sie, Herr Oberförster,“ sagt er, „da an dieser Stelle würde sich die Försterei gut ausnehmen. Schade, daß sie nicht dort steht.“

„Ja, ja,“ meint der Oberförster, „sie würde sich in der That hier besser ausnehmen als dort in dem Loch; die Zufuhrwege liegen ja auch hier um vieles bequemer.“

„Na, was hindert uns,“ so spinnt da der Oberforstmeister seinen Gedanken fort, „sie dahin zu verlegen, da sie ja doch so wie so neu gebaut wird?“

„Ganz richtig, Herr Oberforstmeister,“ stimmt der Oberförster wieder bei, „ganz richtig; das ist ein guter Gedanke, denn ob die Försterei da oder dort neu aufgebaut wird, das ist am Ende ganz egal.“

Der gute Gedanke ging nicht verloren, denn der Oberforstmeister, wieder zu Hause angekommen, spricht sich in seinem Votum zu der Sache dahin aus, daß nicht nur Kuhstall, Scheune und Wohnhaus neu zu bauen, sondern überhaupt das ganze Etablissement zum Abbruch zu verkaufen und an jener so zufällig entdeckten schönen lichten Stelle des Waldes neu aufzubauen wäre. Dem entsprechend beschließt auch das Regierungskollegium; die Position kommt in den Etatsentwurf der Regierung und wird so dem Herrn Minister vorgelegt.

„Nun schlägt's aber dreizehn,“ hat da der Herr Minister wörtlich gesagt und dabei mit der Faust auf den Ministertisch geschlagen, „haben denn die Leute bei der Regierung reinweg den Verstand verloren? Ein ganzes Forstetablissement wollen sie abreißen und wo anders wieder aufbauen? Ist denn so etwas dagewesen!“ Gleich hat er geschellt und einen seiner vortragenden Räte kommen lassen.

„Herr Geheimrat,“ hat er zu diesem gesagt, „ich bitte, ziehen Sie sich Ihren Überzieher an und reisen Sie einmal schnell nach Klein-Schwachettau. Sehen Sie dort einmal zum Rechten und sagen Sie mir bald Bescheid, was denn da mit der Försterei los ist, daß sie die Regierung durchaus abbrechen und wo anders wieder aufbauen will.“

Der Herr Rat macht einen Büchling, nimmt sich das Altenstück, zieht sich den Überzieher an, setzt sich auf die Eisenbahn und dampft ab.

Der Herr Oberförster — inzwischen war es nämlich nun schon zum zweitenmale Winter geworden und hoher Schnee lag ringsum im Forst — der Herr Oberförster also saß in seinem Bureau, hatte den Schlafrock an und die lange Pfeife im Munde; er dachte soeben bei sich, wie angenehm doch so ein Oberförsterposten im Winter ist, — da hört er ein Posthorn blasen. „Manu, eine Extrapost? Wen führt denn die hier durch?“

Da raffelt die Post auch schon heran und hält gerade vor des Oberförsters Hause. Der Oberförster tritt ans Fenster und schaut hinaus. Ein kleines Männchen in dünnem, grauem Überzieher, mit einem Alfenbündel unter dem Arme, klettert den Wagentritt hinunter, schaut sich, durch die Brille blinzeln, überall um und steigt dann im Schnee die paar Stufen der Freitreppe hinauf. Gleich giebt's auch im Flur einen Mordskandal, denn der Waldbmann und der Petermann schlagen an. Der Oberförster öffnet seine Stubenthür und fragt, noch immer die Pfeife im Munde, wer denn da sei.

„Ich bin,“ sagt der Mann im grauen Überzieher, „ich bin der Geheimrat Schulze.“
Donnerwetter ja, das war ein Schlag für den Oberförster. Hast du nicht gesehen, fährt er zurück, schmeißt die Pfeife in die Ecke, zieht den Schlafrock aus und dafür den Leibrock an, um gleich wieder im Flur zu erscheinen



„Ich bin,“ sagt der Mann im grauen Überzieher, „ich bin der Geheimrat Schulze.“

und freundlichst zu bitten: „Wollen Sie nicht so gut sein, Herr Geheimrat, und näher treten; bitte, bitte, da hinüber.“ Damit führt er den Ankömmling in die eisig kalte „gute Stube“. „Werde gleich einheizen lassen, gleich einheizen.“ Der Oberförster springt dabei dienstfertig in der Stube herum und bietet das Sofa, die beiden Sessel, die Stühle zum Sitzen an. Der Herr Geheimrat aber bleiben kühl, kühl wie die gute Stube selbst; an dieser Kühle erkennt man sie beide, den Geheimrat und die gute Stube.

„Machen Sie nur weiter keine Umstände, Herr Oberförster,“ sagt er.

„D bitte, bitte. Doch was verschafft mir das Vergnügen?“

„Vergnügen?“ ist die Gegenfrage. „Nun, von Vergnügen kann da doch nicht die Rede sein, denn ich komme wegen der Försterei Klein-Schwachettau. Das ist ja eine tolle Geschichte. Mein Herr Chef,

der Herr Minister, sind außer sich darüber. Sie wollen da das ganze Etablissement niederreißen. Ja, um des Himmels willen, warum denn? So etwas ist ja, seit das Ministerium besteht, noch nicht dagewesen!

„Warum?“ entgegnet der Oberförster. „Ja, das weiß ich selbst nicht so genau; aber der Herr Oberforstmeister meinte . . .“

„Ach, was hat da der Oberforstmeister drein zu reden! Sie als Oberförster hätten da müssen selbst richtigen Blick genug haben, um zu erkennen, daß so etwas ein Unding ist; hätten Einspruch erheben müssen. Wir wollen uns die Sache einmal ansehen. Wir können wohl gleich hinausfahren?“

„Jawohl, Herr Geheimrat; gleich soll angespannt werden.“

Nach vielem Zureden nimmt der Geheimrat, während die Pferde angeschirrt werden, ein Glas heißen Rotweins zu sich, dann geht's in den Forst hinaus.

Nach gut zwei Stunden mühsamen Weges steht der Geheimrat mit dem Oberförster an dem viel behandelten Förstereietablissemment.

Nun wird das Etablissement trotz des hohen Schnees rings umgangen; dann werden die Dächer bestiegen, die Wände innen und außen betupft und beklopft. Zulezt lautet das Urteil: „Alles gesund und in gutem Zustande, allerdings mit Ausnahme des Kuhstalles; derselbe ist zwar auch nicht gerade im schlechtesten Zustande,

aber er entspricht in seiner ganzen Anlage nicht mehr den Forderungen der modernen Wirtschaftstheorie und muß deshalb niedgerissen und neugebaut werden.“

Damit reißt der Geheimrat wieder ab, ohne sich noch länger aufzuhalten. Er war erschienen und verschwand wieder gleich einem glänzenden Meteor, das plötzlich da ist, die Nacht zum Tage macht, dann aber wieder spurlos verschwindet, als wäre es niemals am Firmament erschienen.

Doch ganz stimmt das Bild nicht, denn hier hinterließ das Meteor doch eine ziemlich deutliche Spur, und diese bestand darin, daß nun mit einemale die alten Beschlüsse wegen des Etablissements über den Haufen geworfen wurden und endgültig beschlossen wurde: „Es wird ein neuer Kuhstall gebaut nach den neuesten Prinzipien.“

So erhält denn der Bauinspektor den Auftrag, die Pläne zu diesem Kuhstall zu entwerfen und eine genaue Berechnung davon zu machen, was die Anlage kosten wird. Es geschieht; eine umfangreiche

Mappe mit mehreren Blatt Zeichnungen, worauf der Kuhstall von vorn und von hinten, im Grundriß und Querschnitt dargestellt ist, läuft nach einiger Zeit bei der Regierung ein und kommt nebst Kostenberechnung und Erläuterung zur Vorlage beim Kollegium.

„Meine Herren,“ sagt der Regierungspräsident bei der Beratung, „da ist der Kuhstall für Klein-Schwachettau. Ich will nun allerdings dem Urteil der Herren Sachverständigen nicht vorgreifen, aber Sie wissen ja selbst, wie ungehalten der Herr Minister über den bisherigen Verlauf der Sache gewesen ist und wie sehr er es moniert hat, daß bei einem immerhin nicht gerade bedeutenden Forstetablissemment, wie dem vorliegenden, eine nicht unerhebliche Summe für Umbauten aufgewendet werden sollte, die bei der augenblicklichen Finanzlage des Staates anderwärts wahrscheinlich dringender notwendig gewesen wäre und bei den so sehr beschränkten Mitteln an jener



„Meine Herren,“ sagte der Regierungspräsident, „da ist der Kuhstall für Klein-Schwachettau.“

Stelle gefehlt haben würde. Ich meine deshalb, wir können hier gar nicht vorsichtig genug sein und haben die ernste Pflicht, aufs peinlichste zu prüfen, ob wir es wagen dürfen, die hier vorgelegten, wie mir scheint, in der That etwas opulent angelegten Pläne dem Herrn Minister zu unterbreiten. Ich will, wie gesagt, dem Urteil der Herren Sachverständigen nicht vorgreifen, aber ich habe nach einer allerdings nur oberflächlichen Prüfung der Pläne das Gefühl nicht

von mir abweisen können, als wäre es durchaus angänglich, in den Dimensionen des besagten Kuhstalles etwas weniger reichlich zu greifen. Ich möchte Ihnen deshalb zur Erwägung geben, ob wir nicht an der Länge oder an der Breite einen Meter abstreichen sollen. Dadurch bleibt der Kuhstall immer noch wie er ist, während die Kosten sich doch ganz erheblich vermindern würden.“

Auf diese Rede hin macht sich das Kollegium über die Mappe und die Pläne her und findet in der That, es ließe sich wirklich ganz gut ein Meter und zwar an der Länge des Kuhstalles sparen; so lang wie der Stall dort gezeichnet ist, ist keine Kuh. Also wird ein Meter abgestrichen; die Mappe mit den Plänen, dem Kostenanschlage und der Erläuterung wandert an den Bauinspektor zurück, und der macht sich eifrigst darüber her, zeichnet die Pläne um, rechnet die Kosten von neuem aus und erläutert nochmals. So kommt das Projekt zu dem Kuhstall nach einigen Wochen wieder zurück und jetzt

wird's genehmigt und gleich ans Ministerium eingesandt.

„Aha,“ sagt man dort, als die Mappe eintrifft, „der Kuhstall von Klein-Schwachettau! Kennen wir schon.“

„Gar nicht so übel,“ urteilt dann der revidierende Architekt, „nur ist der eigentliche Zweck, die Bestimmung des Gebäudes, an demselben nicht kräftig genug zum Ausdruck gekommen; es mangelt der Architektur an individuellem Charakter; man wäre eher geneigt, das Ganze für einen Pferde- oder Schafstall, nicht aber für einen Kuhstall zu halten. Hier an der Stelle fehlt's an einem kräftigen Vorsprung im Mauerwerk — schwapp, ihn hingeseht! Und da diese Gliederung ist viel zu schwächlich; schwapp, weg damit! So nun wird's allmählich. Man sieht doch, daß die Herren in der Provinz sehr bald im richtigen Verständnis der Kunst zurückbleiben.“

Auf diese Weise zu einem architektonischen Meisterstück ersten Ranges geworden, gelangt der Kuhstall an den vortragenden Rat Schulze. Der hat das Ding kaum gesehen, so gerät er außer sich und läßt gleich den Architekten kommen und fährt diesen an: „Aber, Herr Müller, ich bitte Sie, da legen Sie mir hier einen Kuhstall vor, der sieht ja aus, als ob's ein Erbbegräbnis sein sollte oder was weiß ich sonst; so verschwenderisch ist er ausgestattet. Sie wissen ja doch ganz gut, daß wir thunlichst sparen sollen. Zumal bei einem Kuhstall für Klein-Schwachettau braucht es doch eines solchen Aufwandes architektonischer Formen nicht. Sie hätten Ihr Augenmerk überhaupt weniger auf die Architektur als vielmehr darauf richten sollen, ob der Kuhstall auch nach den Ihnen wohlbekanntesten neuesten Prinzipien entworfen ist; vor allem aber darauf, ob er nicht zu groß gedacht ist, ob sich nicht noch etwas in den Dimensionen sparen ließe. Ich meine zum Beispiel, in der Breite ließe sich noch ganz gut etwas knapsen; fagen wir einen Meter. Meinen Sie nicht auch so? So breit ist doch die stärkste Kuh nicht, und ein Tanzsaal soll es doch nicht sein. Also sparen wir den Meter; hören Sie?“

Herr Müller geht also hin, spart den Meter und zeichnet und rechnet das Ganze entsprechend um. So wird es endlich endgültig genehmigt.

Die Zeichnungen gelangen an die Regierung zurück; von da an den Bauinspektor; die Arbeiten werden verbunden, beginnen und schreiten rüstig fort. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat geht es zusehends der Bau; nach nicht ganz einem Jahre schon sieht man an derselben Stelle, wo bisher ein altes, vom Winde schiefgedrücktes Fachwerkgebäude mit Schindeldach gestanden, ein in den edlen Formen der besten Renaissance gegliedertes, zwar etwas zierliches, aber doch seinem Zwecke entsprechendes Gebäude sich erheben — eine Perle der Baukunst, wie durch das neckische Spiel eines Kobolds hier mitten in eine sonst völlig schmuck- und kunstlose Umgebung versetzt.

Freilich, der eigentliche Urheber dieser Herrlichkeit, der alte Förster Duedebusch, sieht dieselbe ebenso wenig wie seine Frau. Nicht daß sie in den Jahren gestorben sind — nein, die gesunde Waldluft hat ihnen den nötigen Widerstand gegeben, um die vieljährigen Verhandlungen hinüber und herüber doch noch mit durchzuleben; aber kurz vor Beginn des Baues hat der Förster die früher schon nachgesuchte Pensionierung erhalten. Er lebt nun weitab von Klein-Schwachettau und sieht die Pracht nicht, in der sich sein alter Kuhstall wie der Phönix aus seiner Asche neu erhoben hat.

Nun war auch der Tag gekommen, wo der Stall seiner Bestimmung übergeben werden sollte. Es war ein Tag des Festes und der Freude. Der Oberförster war selbst erschienen, um dem Akte beizuwohnen. Die neuen Förstersleute, ein junges Paar, waren in feierlicher Stimmung. Noch einmal ward der Stall im Innern besichtigt, auch gleich frisches Futter in die Krippe gethan; dann gab der Oberförster den Befehl: „Nun bringt die Kuh herüber!“

Die Leute brachten hierauf die Kuh aus der Scheune, wo sie vorübergehend untergebracht worden war; sie trug einen Kranz frischer Blumen um die Hörner und brüllte ein behagliches „Muh“, als verstände sie ganz die Bedeutung des Tages. Langsam bewegte sich der Zug über den Hof auf den neuen Stall zu. Hier stand der Oberförster an der Thür, um die Kuh zu empfangen. Als sie bei ihm passierte, gab er ihr — gleichsam als Segen für den Eintritt in ihr neues Haus — einen leichten Schlag ins Genick. Dankbar wandte die Kuh ihren Kopf zurück; dann trat sie, von hinten leicht angetrieben, weiter in den Stall hinein.

„Na, aber weiter,“ sagt der Oberförster und versetzt ihr noch einen Schlag (aber schon einen etwas derberen als vorhin), „weiter, Leute; schiebt sie nur weiter!“

Die Leute schoben sie weiter, und wirklich machte sie noch ein paar Schritte. Dann aber blieb sie stehen und war nicht mehr vorwärts zu bringen.

„Schiebt sie doch, stoßt sie, schlägt sie!“ feuerte der Oberförster die Leute an, und alles, was da war, stemmte sich gegen die Kuh, — die aber machte nur „Muh, Muh“ und war einmal nicht weiterzubringen. „Geh' mal einer 'rein,“ befahl der Oberförster ärgerlich, „und zieh' sie vorn am Kops! Wir stoßen dann hinten nach!“

Der Förster trock zwischen der Thür und der Kuh hindurch in den Stall, um zu thun, wie geheißen.

„Jetzt, ihr Leute!“ rief der Oberförster, „jetzt . . .“

„Halt, um Gottes willen halt!“ schrie der Förster aus dem Stalle heraus, „ich werde ja erdrückt. Es geht nicht und kann nicht gehen, denn der Stall ist zu klein für die Kuh!“

„Was?“ schrie da der Oberförster, „machen Sie keinen Unsinn; wie kann denn der Stall zu klein sein für die Kuh!“

„Und ich sage Ihnen, Herr Oberförster,“ meinte der Förster, der mittlerweile unter der Kuh hindurch

wieder herausgetrohen war, „der Stall ist wirklich zu klein; die Kuh geht nicht hinein!“

Keiner wollt's glauben, aber man untersuchte und fand richtig — der Stall war zu klein, die Kuh ging nicht hinein. Ratlos stand die Festversammlung da, die Kuh drehte sich ab und zu einmal mit ihrem blumengeschmückten Haupte um und machte „Muh, Muh“.

„Halt, ich hab's,“ jagte da auf einmal der Oberförster, „zieht die Kuh zurück. Wir lassen sie rückwärts hinein und schwenken sie dabei ein klein wenig nach links, dann geht sie rein und findet auch Platz.“

So ward's gemacht. Die Kuh wurde am Schwanz wieder herausgezogen und dann umgekehrt; der Förster faßte sie hinten, die andern stießen sie nach rückwärts, dann ward ihr dicht hinter der Thür eine kühne Schwenkung nach links gegeben — und hast du nicht gesehen — war sie drin und stand sie drin und fraß auch bereits aus der Krippe.

„Na, ich hab's ja gesagt,“ meinte der Oberförster und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „sie geht doch hinein. Wo wird denn der Stall zu klein sein!“

„Ja, aber wie sie wieder herauskriegen?“ fragte der Förster voller Besorgnis, „ich fürchte, wir bekommen sie in unserem Leben nicht wieder aus dem Stalle.“

„Darüber machen Sie sich keine unnötige Sorge,“ gab der Oberförster barsch zur Antwort, „wenn die Kuh hineingegangen ist, wird sie auch wieder herausgehen. In der Not führen Sie Stallfütterung ein.“

Damit stieg er in seinen Wagen, winkte der Festversammlung noch gnädig zu und fuhr davon.

Am nächsten Morgen aber kam beizeiten ein expresser Bote zum Oberförster mit der Nachricht: „Die Kuh ginge absolut nicht aus dem Stalle heraus.“

Da wurde der Oberförster wild. „Was,“ schrie er den Boten an, „die Kuh geht nicht zum Stalle heraus? Der Stall ist nach den neuesten Prinzipien gebaut, und nun soll auf einmal die Kuh nicht herausgehen?! Das wäre ja noch schöner; sie muß hinausgehen. Der Förster möchte es noch 'mal versuchen.“

Die Försterleute haben es danach noch mehrere Male, aber immer vergeblich, versucht; auch der Oberförster selber hat das Experiment gemacht, — es ist aber nicht gelungen — sie haben die Kuh nicht aus dem Stalle gebracht.

Noch heute ist die Kuh im Stalle drin; der Förster hat wirklich Stallfütterung einführen müssen; dabei ist aber die Kuh so unförmlich dick geworden, daß sie sich in dem Stalle nicht mehr rühren kann.

Es ist darum von dem Oberförster bei der Regierung der Antrag gestellt worden, den Stall umzubauen. Das ist aber ein schwieriger Fall; denn wie leicht könnte sich da ein Unglück mit der Kuh ereignen! So schwebt denn die Sache noch; das Regierungskollegium ist in peinlichster Verlegenheit, was zu thun ist, da der Herr Minister noch immer ein wachsameres Auge über alles hält, was sich auf die Försterei Klein-Schwachtau bezieht. Auch die entstehenden Kosten müssen wohl erwogen werden, denn erst dieser Tage hat der gefürchtete Abgeordnete Müller wieder in der Kammer gesagt: „Es muß noch viel mehr Bedacht genommen werden auf äußerste Sparsamkeit, — sonst geht der Staat zu Grunde.“

Das kommt davon, wenn einer sich verschläft.

Traumgezicht von Karl Teschner.



Ratlos stand die Festversammlung da, und die Kuh machte „Muh, Muh“.

Musik, Jubelgeschrei! Ein millionenstimmiges Durcheinander dringt in mein Ohr. Verwundert richte ich mich auf und trete ins Freie. Das schönste Frühlingswetter umweht mich, die Sonne lacht. Überall, wohin ich schaue, Gewimmel von Menschen.

„Was ist denn los?“ frage ich einen mir Begegnenden. „Ist das Maisfeier?“

Der andere lacht.

„Maisfeier? Du hast wohl geschlafen? So was giebt's nicht mehr, — der Allgemeine Normalbummeltag ist soeben proklamiert worden.“

„Was ist proklamiert worden?“

„Der Allgemeine normale Erdenbürgerfeiertag. Da schau hin und sieh!“

Ich sah einen weiten freien Platz, in dessen Mitte ein kleiner Erdbuckel sich erhob; auf diesem Hügel stand eine Art Thron, über dessen Lehne das Wort „Patent“ zu lesen war. Auf dem Throne saß ein menschliches Wesen, das ich für lebendig hielt. „Wer ist das?“ fragte ich den Mann, der mich nun begleitete.

„Das ist der berühmte Chemiker Berthelot, der zuerst das prophetische Wort von der künstlichen Ernährung der Menschen ausgesprochen hat.“

„Ach, davon habe ich auch in den Zeitungen ge-

lesen!" sagte ich enttäuscht. „Und den feiert man? Ja wesswegen denn?“

„Er war der größte Prophet aller Jahrhunderte, und seine Prophezeiung hat sich glänzend bewährt: die künstliche Kost, die er ausgedacht, ist nach seinem Tode von seinen Schülern richtig zusammengesetzt worden.“

„Nach seinem Tode? Wie ist mir denn? Da sitzt er doch noch und ist lebendig.“

„Das scheint so. In Wahrheit ist er ausgestopft und aufgeblasen — auch ein Triumph der Chemie! Künftig braucht man keine steinernen und ehernen Denkmäler mehr zu errichten; man setzt vielmehr die Menschen, die das Recht haben, aufgeblasen zu sein, gleich in natura darauf. Sie sehen wie lebend aus, halten sich wie Konserven, und man hat nicht nötig, sie zu begraben. Jeder kann in Zukunft seine abgeschiedenen Angehörigen als Denkmäler zu Hause behalten.“

„Großartig!“ sagte ich. „Wirklich großartig! Und was bedeutet denn das Büchschchen, das der aufgeblasene Prophet über dem Bauche in den gefalteten Händen hält?“

„Das Büchschchen ist das Symbol der neuen Erfindung seiner Jünger. Sieh hier!“ Er zog ein Ding wie eine kleine Nadelbüchse aus der Westentasche. „Der Inhalt eines solchen Büchschchens giebt hinreichende Nahrung für den ganzen Tag. Lecke mal dran!“

Ich leckte; der Geschmack kam mir etwas sonderbar vor; aber ich war ja an solche Leckerei noch nicht gewöhnt.

Mein Begleiter führte mich weiter.

„Wohin gehen denn alle diese Leute?“ fragte ich ihn, auf die Menschenströmeweisend.

„Wohin sollen sie gehen?“ bemerkte er lachend.

„Auf den Müdenfang vielleicht! Sie bummeln eben, weil sie nichts mehr zu thun haben. Alle Bäcker, Schlächter, Viehhändler und Viehtreiber, Fischer und Jagdfexe, Gärtner und Vogelfsteller, Gastwirte und Köche, Viktualienhändler und Höckerweiber sind jetzt überflüssig. Wer soll denn noch arbeiten, wenn man sich für geringes Geld sein Büchschchen füllen kann? Sieh dich nur um, die meisten Essen rauchen nicht mehr, die Maschinen stehen still. Es wird gebummelt! Das Paradies ist gekommen. Die Bauern brauchen keine Acker mehr zu bestellen, kein Vieh mehr zu züchten. In den Fruchtbörsen haufen Fledermäuse. Das Margarinegesetz wird nicht einmal mehr als Käsepapier gebraucht. Da die meisten Krankheiten von Indigestionen des Magens herrühren, so machen die Ärzte mehr denn je nachdenkliche Gesichter, aber nicht, weil sie nichts wissen, sondern weil sie nichts zu kurieren haben. Die Apotheker gähnen ihre Gläser und Pillenschachteln an, bis es ihnen vielleicht gelingt, vom Staate das Privilegium zum Verkauf der Büchschchenkost zu erlangen. Aber auch die Gerichte leeren sich, da die meisten Prozesse vom Kampfe ums Dasein herrühren, der zu einem Kinderspiele geworden ist. Ich weiß nicht, was mit den vielen schönen Zuchthäusern werden soll, vielleicht macht man Museen daraus! — Die Steuer- und

Zollbehörden sollen sich aus Verzweiflung die Haare austraufen — wo noch Haare sind — weil ihr ganzer ungeheurer Apparat überflüssig geworden ist. Am Ende wird es der Staat versuchen, die Gewerbschemiker, wie früher die Alchimisten, einzusperren und alle nicht unter Kontrolle hergestellte Büchschchenkost stinkig zu machen — wofür der schöne Name „Denaturierung“ dient. Wer weiß, was wir noch erleben! Eine Revolution wie die Berthelotische trägt tausend andere in ihrem Schoße.“

So plauderte mein Begleiter und leckte dabei ab und zu aus seinem Büchschchen. Wir kamen an einem Plage vorüber, auf dem ein großes Feuer brannte, während zahlreiche Menschen immer neue Massen von Brennstoff herbeischleppten und in die Flammen schleuderten.

„Was geht hier vor?“ fragte ich.

„Hier werden die Kochbücher verbrannt,“ antwortete mein Begleiter.

Welch ungeheure Mengen von Makulatur! Scharen von Köchinnen kamen herbei und schleuderten mit grimmiigen Mienen ihre Rührlöffel in den Brand. Die Herdfeuer waren ja erloschen. Die Hausfrauen hatten keine Köchinnen mehr nötig; die heikle Frage: „Was kochen wir heute?“ machte ihnen kein Kopfzerbrechen mehr; eine jede führte, gleich den Eheherren, ihr zierliches Büchschchen bei sich, und jedes Kind erhielt früh und abends eine kleine Messerspitze voll chemischer Kost; keins verlangte davon noch mehr; der Unmäßigkeit war mit einemmale der Boden abgegraben, es war eine herrliche Erziehung! Kein Lätzchen und Schürzchen wurde beim Füttern mehr befleckt, die Kinderwäsche blieb rein, — o, welche Wonne für alle Mütter!

Auch die Ehemänner waren sehr zufrieden, weil ihnen künftig die Gefahr nicht mehr drohte, selbst die Küchenschürze vorbinden zu müssen. Die neue Kost bot Genuß ohne Mühe in kleinster Dosis, gleich Nektar und Ambrosia der alten Götter. Ebenso standen die von Schwarmgeistern in Aussicht genommenen gemeinsamen Liebesmahle spartanischer Wurstsuppe nicht ferner als finstre Wolke am sozialen Horizonte.

Welch eine Wendung durch die gelungenen chemischen Experimente! Mir wirbelten die Gedanken, so wie wahrscheinlich der alte Darwin sich im Grabe um sich selber wirbelte, weil sein Kampf ums Dasein zum Wahne geworden war.

So wäre denn alles köstlich und lieblich gewesen, wenn die Großartigkeit der neuen Erfindung nicht an dem Umstande gescheitert wäre, daß die Menschen — Menschen blieben. Die Zähne hatten nichts mehr zu beißen; alle Bissigkeit hörte auf. Jedes zweibeinige „Wirbeltier“ hatte ein paar Meter Eingeweide, die zu Drähten zu werden drohten, denn die winzigen Portionchen der chemischen Kost versicherten ja schon in den ersten Zotten des Zwölffingerdarms. Alle inneren Organe mußten schrumpfen.

Die Menschen waren aber auch nicht unter einen

gut zu bringen; Reichere wollten etwas voraus haben; viele ließen sich die Büchschentkost in vergoldete Pillen formen, woran sie sich den Magen verdarben; andere zogen ihre müßigen Köche zu Rate, welche eine Kontrerevolution ansingen, indem sie das Chemikum mit allerlei delikaten Zuthaten garnierten, so daß schließlich vor lauter Garnierung die Hauptsubstanz nicht mehr zu erkennen war. In den Zuthaten sind ja die Köche Meister!

Das hätte noch alles angehen mögen. Entscheidend aber war für uns Deutsche, daß sich mit der neuen Kost das Trinken nicht vertrug. Bier, Wein und andere „Alkoholika“ verschwemmten ja die chemischen Minima sofort ins Nichts. Der Deutsche trinkt aber gern: „noch eins, noch eins und immer noch eins.“ Nun auf einmal sollte das aufhören, und unsere schönen Trinksieder sollten, gleich den Kochbüchern, vermauliert werden! Keine Käuschchen mehr! Alle Zechfreunde sollten das „blaue Kreuz“ auf sich nehmen! Bummeln und nicht trinken — das ist zu viel! Da saßen sie beim Skat wie vertrocknete Rosinenmännlein, in peinvoller Erinnerung an die vollen Fässer und Flaschenbatterien bei leckeren Mahlen! Plötzlich ein einziger Aufschrei der Empörung: „Bier her! — Wein her! — Schmäuse her! — Fort mit der neuen Ess dur-Stimmung!“ Die Lippen lechzten, die müßigen Zähne knirschten, die Gaumen heischten Bluternes. Für alles, was vier Beine und zwei Flügel hatte, waren die schönen Tage von Aranjuez vorüber. Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!

Niemand kümmerte sich mehr um den chemischen Propheten und seine Jünger, — das alte neue Leben fuhr in die Massen, es wurde wieder wie sonst der emsig kribbelnde Ameisenhaufen im Kampfe ums Dasein! Erringen, erraffen, trinken und schmausen — über allem Treiben aber schwebten mit leuchtenden Schriftzügen die ewigen Sprüche:

„Bete und arbeite!“

„Im Schweife deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“

Das Pflegekind des Komponisten.

Von J. M.

Der alte „Papa Haydn!“ Wer kennt ihn nicht, dem Namen nach, — denn von Person kann ihn keiner mehr kennen, ist er doch schon an die 90 Jahre unter dem Boden! — den Mann mit dem kindlichen Herzen und den süßen Melodien! Auch die Kinder haben von ihm gehört, und mehr als das: sie spielen seine liebliche „Kinder-Symphonie“. Er selber, der warme Kinderfreund, hat seltsamerweise das Vaterglück nie gefühlt; seine Ehe ist kinderlos geblieben. Kindliche Einfalt und Unschuld war sein Wesen und ist es geblieben bis zu seinem Tode, der erst in hohem Alter erfolgte; aber durch manches seiner Werke klingt es hindurch wie ein Ton der Sehnsucht und der Wehmut.

Die Sonne des Glücks hat seiner Jugend nicht gelächelt; er hat sich durch jahrelange Entbehrungen,

durch Not und Hunger hindurcharbeiten müssen; seiner eigenen Kraft verdankte er schließlich seine Stellung. Dabei war er nie verzagt und auch mit der bescheidensten Lage zufrieden. Manch anderer weltkluge Mann, hätte ihm Gott das Pfund gegeben, das Haydn in seiner Brust trug, würde mit demselben gewuchert und es vielfach in Gold verwandelt haben. Haydn war diese Gabe versagt, ohne jedoch daß er sich jemals deswegen unglücklich fühlte.

Eines Tages hatte er für eine seiner Arbeiten dreißig Dublonen (etwa 550 Mark) bar in Gold ausbezahlt erhalten. Er besann sich eben beim Nachhausegehen, wie er jetzt aus dieser Summe, die ihm viel größer vorkam, als dies heutzutage bei manchem viel weniger begabten Tonsetzer der Fall sein würde, auch einem seiner Mitmenschen eine Freude bereiten könnte, denn er war trotz seiner bescheidenen Verhältnisse miltätig und freigebig; Geben war ihm seliger als Nehmen. Er brauchte nicht lange nachzudenken, denn ein jämmerliches Weinen und Schluchzen drang aus der Nähe an sein Ohr. Als er hinblickte, sah er einen kleinen Knaben von auffallend dunkler Gesichtsfarbe und mit langem und wirrem Haar an einem Hause stehen, der in einer fremden Sprache den Umstehenden — wie es schien — sein Leid klagte. Haydn trat hinzu und merkte, daß der Kleine ungarisch oder ungerisch sprach, welche Sprache dem Meister von seinen Jugendfahrten her, wenn auch nicht geläufig, so doch noch verständlich war, während die Umgebung von dessen Klagen nichts verstand. Der arme Junge! Er war von einem umherziehenden Musikantenpaar — Mann und Frau — seinem armen, verdienstlosen Vater „abgeschwindelt“ worden und mit seiner Geige fortgezogen. Diese spielte er, wie sich nachher zeigte, meisterhaft, ohne auch nur eine Note zu kennen oder einen Strich „gelernt“ zu haben. Draußen auf der Puszta, bei Pferden und Schafen, hatte er das Spiel geübt und das Allernotwendigste musizierenden Landstreichern abgelauscht und abgesehen. Jetzt sollte er für seinen Vater — so war der Vertrag mit jenem sauberen Ehepaar gemeint — Geld verdienen, aber er war in die Hände von Gaunern gefallen, die allen Verdienst in ihre Tasche steckten und dem Jungen, der mit seinen zwölf Jahren gegen solche Niedertracht nicht aufkam, mehr Püffe als Geld gaben. Er hatte ihnen Erdroht, sie im Stiche zu lassen, obschon es ihm nicht Ernst damit war — denn wie sollte er allein, unerfahren, der Sprache unfundig, sich in die Heimat durchschlagen können? Und doch mußte das Paar so etwas gefürchtet haben, denn es hatte ihn heute in der Frühe heimlich verlassen und — was ihm das Ärgste war und warum er so weinte — seine schöne, vortreffliche Geige mitgehen heißen, das einzige, aber kostbarste Besitztum seines Vaters, eines Harfners, der sie gehütet hatte wie Gold, um sie entweder in den Händen seines Sohnes Zinsen tragen zu sehen oder, wenn die äußerste Not an ihn herantrete, sie zu verkaufen. Jetzt war der arme Junge arm und bloß auf die Gasse gestellt; in der Herberge, wo er mit seinen „Pflegeeltern“ übernachtet hatte, kümmerte

man sich nicht um ihn; man glaubte Wunder was Großes zu thun, wenn man ihm wegen des unbezahlten Nachtlagers keine weiteren Schwierigkeiten machte.

In diesem trostlosen Zustande fand ihn Haydn. Ein Freudenstrahl zuckte über das Gesicht des armen Knaben, als die Laute der Heimat an sein Ohr schlugen; das Weinen hörte mit einemmal auf, und es bedurfte vonseiten des Meisters keiner großen Überredungskunst, um ihn mit sich nach seiner Wohnung zu nehmen.

Das erste, was hier geschah, war eine gründliche Waschung. Diese war sehr nötig; es zeigte sich, daß der Junge seine Geige viel besser kannte als Schwamm und Kamm. Das waren eben „heimatliche“ Anschauungen, gegen welche Papa Haydn noch ziemlich lange anzukämpfen hatte, wirklich ziemlich lange. Haydn hatte sich nämlich entschlossen, den Jungen bei sich zu behalten und zu erziehen. Er traf dabei auf keinen Widerstand; im Gegenteil! Antal — so hieß der Pflingling — war ihm in tiefster Seele dankbar und nahm alles in Geduld hin, was ihm anfänglich gegen den Willen ging. Zum Beispiel auch den geregelten Unterricht in der Musik im allgemeinen, und eben auf der Violine im besondern. Darauf hielt Haydn um so strenger, je weniger der Lehrling begreifen wollte, daß einem dieses Gewimmel von winzigen Schwarzköpfen und zwei- bis drei-, ja vierfachen Schwänzchen, Noten genannt, im Leben oder in der Kunst zu etwas dienen könnten.

Haydn machte natürlich selber den Lehrmeister; er kannte den Bogenstrich so gut wie die Tasten seines Klaviers, gab es doch kaum ein Saiten- oder Blasinstrument, das er nicht zu spielen verstanden hätte. Er merkte sofort, daß sein Schüler ganz ungewöhnlich „musikalisch“ war, daß er sogar ihn, den Meister, in der Fingerfertigkeit und Gewandtheit des Spielens übertraf. Haydn wunderte sich deshalb nicht, daß die gewissenlosen „Pflegerltern“ dieses Talent gehörig auszubenten verstanden hatten. Aber Papa Haydn mußte auch, daß eine Kunst, die bloß handwerksmäßig und ohne Bewußtsein ihres Wesens geübt wird, eigentlich keine Kunst ist, — daher sein Bestreben, Antal auf diesem Wege weiter zu bringen. Zu des

Meisters inniger Freude gelang ihm das überraschend. Und als er nun gar eines schönen Tages — ja wirklich „schönen“ Tages für Antal! — aus einem wettergehärteten Violintasten (bei dessen Anblick Antal stuchte) ein Instrument hervorzog und es seinem Schüler als das seinige überreichte, da fiel ihm dieser jauchzend um den Hals, denn er hatte ja wirklich seine liebe, längst verloren geglaubte und heiß ersehnte Geige wieder. Haydn war nämlich auf die Polizei gegangen und hatte nicht eher geruht, als bis das Gaunerpaar, das glücklicherweise die Geige noch nicht verkauft hatte, aufgefunden und festgenommen war. Jetzt überkam den Jungen eine solche Spielwut, daß es selbst dem Meister zu viel wurde und er ihm Zügel anlegen mußte, um ihn vor Krankheit zu bewahren.

Es war kaum ein Jahr vergangen, als Antal sich schon „sattelfest“ fühlte, ja daran dachte, selber Unterricht auf der Violine zu erteilen. Aber Papa Haydn gab das noch nicht zu; er unterstützte jedoch einstweilen — da er wohl merkte, warum der gute Knabe auf das Geldverdienen ausging — dessen armen Vater aus eigenen Mitteln und beschwichtigte das Bedenken des Sohnes mit der Bemerkung, daß dieser ihm ja später einmal, wenn er selbst Geld verdiene, die Auslagen zurückerstatten könne. Ob es ihm freilich ernst damit war, steht dahin. Zwar versicherte er, als dieses „später einmal“ herangekommen



Haydn trat hinzu und merkte, daß der Kleine ungarisch sprach.

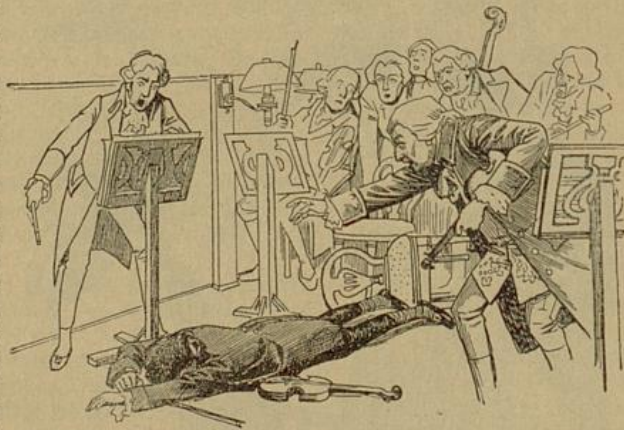
war und er dem nunmehr auf eigenen Füßen stehenden Antal das durch Unterricht erworbene Geld aushändigte, er habe das Ausgelegte in Abzug gebracht, fand aber bei dem Schüler keinen rechten Glauben, und wir werden wohl diesen Zweifel teilen müssen.

Antal wurde ein gesuchter Lehrer. Seinerseits ließ es sich der Schüler (jetzt auch Lehrer) nicht nehmen, seinem Erzieher und Pflegevater durch Handreichung aller Art Dienste zu leisten. Viele der zahlreichen Kompositionen des alternden Meisters — Symphonien, Streichquartette u. s. w. — sind durch Antals Hand gegangen, von ihm durchgesehen und korrigiert worden, bevor sie in die Druckerei wanderten.

Schließlich fand Antal auch noch eine Anstellung als erster Geiger im Orchester des kaiserlichen Opernhauses. So war er ein „gemachter Mann“, obgleich

er erst das zwanzigste Jahr erreicht hatte. Sein bejahrter Vater, den er nach Wien hatte kommen und bei sich Wohnung nehmen lassen, erlebte die Freude, Zeuge nicht bloß der kindlichen Gesinnung, sondern auch des wachsenden Ruhmes seines Sohnes zu sein. Man sprach schon von Kunstreisen ins Ausland; da wollte ein böser Zufall, daß der an Schwindel leidende Vater über das Geländer der Treppe hinunterstürzte und tot auf dem Platze blieb. Für den treuen Sohn ein harter Schlag! Und es blieb leider nicht dabei; des Vaters Tod sollte auch für den Sohn verhängnisvoll werden.

Am Tage, wo das Begräbnis stattfand, sollte eine große Oper — Ritter Glucks „Iphigenie in Aulis“ — aufgeführt werden, wobei Untal nicht fehlen durfte. Die Leichenfeier zog sich etwas länger hin, als vorausgesehen war; der Schmerz und notwendige Besorgungen, wie sie ja in solchem Falle unausbleiblich sind, täuschten ihn über die Zeit hinweg, und als er endlich auf die Uhr sah, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß sie schon die Stunde zeigte, wo die Auf- führung der Oper beginnen sollte. Er eilte, flog in stürmischer Hast, kam atemlos ins Orchester, aber kaum hatte er mit zitternder Hand die ersten Striche gethan, so entsank die Geige seiner Hand und ein Blutstrom quoll aus seinem Munde. Er stürzte nach vorn auf den Boden, und nach einer Stunde war er eine Leiche.



Er stürzte nach vorn auf den Boden, und nach einer Stunde war er eine Leiche.

Ein großes, ungewöhnliches Talent, das aller Wahrscheinlichkeit nach die Welt mit seinem Ruhm erfüllt haben würde, war jählings dahingegangen. Vor allen anderen aber trauerte der gute, alte Vater Haydn am allzufrühen Grabe seines Lieblings.

Die Unschlitthändler.

Rote Haare, chinesische Schlitzaugen, kalmückische Backenknochen, aufgeworfene Negerlippen und unzählige Leberflecken — das waren die Schönheitsreize, die der Mockenäsch besaß. Er repräsentierte alle Rassen der Welt, nur die kaukasische nicht; kurzum, er war ungemein häßlich.

Das gerade Gegenteil von ihm war sein bester Freund, der Freibeiner. Schlank aufgeschossen, wie ein Lämmli im Wald, verfügte er über dichtes, aber doch seidenweiches, blondes Haar, über hellblitzende, blaue Augen, tadellose Gesichtsforn und über ein frisches, gesundes Aussehen.

Aber so verschieden die beiden auch äußerlich waren, so harmonisch waren sie innerlich. Beide

waren abgesagte Feinde jeder Arbeit, beide liebten das Herumlungern, aber im Essen und Trinken nahmen sie es mit jedem Drescher auf, — wenn sie nämlich was hatten.

Das war aber gerade ihr Kreuz und ihr Verdruß, daß ihnen die gebatlenen Täuble nicht selbst in den Mund flogen. Sie mußten oft hungern oder „Kohldampf“ schieben, wie sie das Empfinden des Hungers auf „jämsch“ bezeichneten. In diesem Zustand waren sie schlecht gelaunt, und wer Kirschen essen wollte, durfte es nicht in ihrer Gesellschaft thun, wenn er die Steine nicht alle im Gesicht haben wollte. Sie ärgerten sich dann über Gott und die Welt, und der Mockenäsch war sogar grimmig böse auf die lustigen Spazen, wenn sie munter herumflogen.

„Die henn's besser as mir,“ sagte er dann, „die henn immer g'nuog z' fufe-n und z' fresse, bruuche nüt schaffe und sinn lustig. Wenn i wieder uf d' Welt chöm, i wott bigott lieber e Hund, e Chaz oder e Vogel si, numme kei Mensch meh. Mir sollte ent-

wäder schaffe oder Hunger lide, und beides isch nit lustig!“

„Halt di dummi Gofche!“ sagte dann der Freibeiner, der nicht aus Dummheit oder Faulheit ein Tagdieb war, sondern aus Genialität. Etwas Rechtes hatte er nicht lernen können, und das andere war ihm zu unbedeutend, er fühlte sich zu gut dafür. „Du bruchsch di nimmi ins Tierriich z' wünsche, de bisch scho mitte drinn

und zwor bi d'r nobelste Rasse — bi de-n Eihuejer mit lange-n Ohre. Schwät doch kei so dumm Züg und vergunn dene-n arme Vögel ihr Fuetter nit. Sie müen's mengmol suur verbiene, vorab im Winter, wenn alles volle Schnee lit. E jedes G'schöpf mueß sich ploge. Gi's so, 's ander andericht. Es git kei Aßweg. Me mueß entwäder schaffe, bettle, oder stehle, oder sich ufhenke. Chumm jet,“ fuhr er fort, als er dem Mockenäsch ins böse Gesicht schaute, „chumm jet, mehr göhn ins Chausfus. Bilicht git's öbbis usz'füehre drinn, wo me verchause cha. Derno git's doch wieder öbbis unter d' Zähn. I cha heillos 's Mageweh, wil nüt drinn isch.“

Sie gingen also ins Kaufhaus, worin es an Markttagen wie in einem Taubenschlag zuging. Der eine stellte etwas ein, der andere holte etwas, — es war ein babylonisches Durcheinander. In diesem Gemühl suchten nun die beiden „öbbis usz'füehre“. Sie fanden aber lange nichts Passendes. Die meisten Gegenstände waren in Bezug des Gewichtes dem Amboß ähnlich, und ein Amboß ist auch zu zweit nicht gut

„us, führe“. Endlich aber fanden sie in einem dunkeln Winkel einen Sack voll Unschlitt. Diesen nahmen sie an sich, „denn,“ sagte Freibeiner, „es sinn circa 40—50 Pfund und 's Pfund kostet 40 Santim (Centimes). Rasch in d' Seifensiederei mit.“

In der Seifensiederei wurde der Unschlitt gewogen, aber Geld bekamen sie keines. Der Knecht sagte: „Der Herr isch jetz nit do. Chömme z' Mittag, derno git's Geld.“

„Jo, jo,“ sagte Freibeiner, „des pressiert nit e so, mer henn scho no Geld,“ als ob er noch über alle Taschen voll verfügte, und doch, wenn man ihn auf den Kopf gestellt hätte, so wäre kein „Santim“ herausgefallen. Aber er wollte doch als „Handelsmann“ nicht so schmutzig dastehen.

Als sie nachmittags wieder kamen, wurden sie gleich aufs Kontor geführt, wo der Chef sie folgendermaßen empfing: „Also, ihr wollt euer Guthaben für den heute morgen eingelieferten Unschlitt?“

„Jo, 's wär' üs recht, wenn-mer unser Sach gli ha chönnte,“ drängte sich Mockensfäsch vor, und das Wasser lief ihm schon im Mund zusammen, wenn er all der guten Dinge gedachte, die er sich für das zu erhoffende Geld kaufen konnte.

„Ich will den Kassierer rufen,“ sagte der Herr, und damit ging er hinaus.

Die beiden ahnten nichts Böses und sahen sich im Geiste schon vor einer gehörigen Portion Schintenschnitten und vor bairischem Bier, da geht die Thüre wieder auf und herein tritt der Herr. Hinter ihm aber kommen zwei andere, die jedoch mit einem Kassierer gar nichts gemein hatten; denn sie hatten Blusen an, waren ziemlich kräftig und in der Hand hatte jeder ein Instrument, das einem Prügel viel ähnlicher sah als einem Griffel, wie ihn ein Kassierer zu handhaben pflegt.

„Das sind die zwei Strolche,“ wandte sich der Herr an seine Knechte, „sie haben 12 Franken zugut. Bezahlt sie aus, daß kein „Santim“ verloren geht!“

Und wie einst die alten Cherusker auf die Römer, so fielen die beiden über Freibeiner und Mockensfäsch her. Die Streiche fielen hageldicht und so lange, bis der Fabrikant „Halt!“ gebot: „So, jetzt habt ihr euern Lohn. Seid ihr zufrieden oder wollt ihr noch mehr? Der Mann war da, dem ihr den Unschlitt im Kaufhaus gestohlen, er hat seinen Sack gleich gekannt. Ich hätte euch der Polizei übergeben können, aber ich hab' mir gedacht, eine Portion Prügel ist

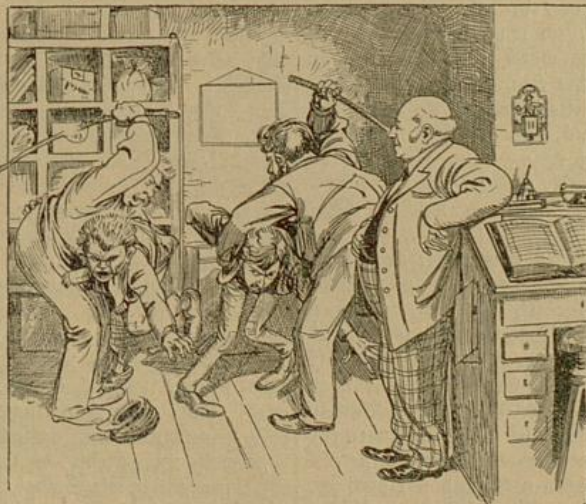
abschreckender und zweckmäßiger für euch. Schämt euch, so jung und schon so verdorben. Ich denke übrigens: Unschlitt werdet ihr mir keinen mehr bringen.“

Mockensfäsch und Freibeiner glaubten das auch. Wie begossene Pudel schlüchen sie von dannen; sie haben in Unschlitt nichts mehr gemacht. Die Branche ist ihnen, so scheint es, nicht rentabel.

Ein Druck von Geisterhand.

Eine spiritistische Erinnerung von J. M.

Zu Paris ist noch zu Kaiser Napoleons III. Zeiten ein Mann, der in „Spiritismus“ machte, als Betrüger entlarvt worden, — zum großen Kummer vieler vornehmen Leute, welche der Geisterklopferei zugethan waren. Wie es dabei zugeht, das hat dem Hinkenden einer erzählt, der mit dabei saß, als dem Herrn Hume (so hieß der Betrüger) das bejagte Malheur passierte. Er war oft bei Hofe geladen und erfreute sich des vollkommensten Zutrauens der kaiserlichen Ehegatten. Seine Stärke bestand, wie er selber sagte, im Citieren Verstorbener. Um aber einen Rapport zwischen dieser sichtbaren und der unsichtbaren Welt der Geister herzustellen, bedurfte es einer langen, unter Anbrunst und Verzückungen verlaufenden Vorbereitung und einer genauesten Kenntnis der Ortlichkeit, wo der Austausch der beiden Welten stattfinden sollte. Zu diesem Zwecke schloß er sich — angeblich um



Die Streiche fielen hageldicht und so lange, bis der Fabrikant „Halt!“ gebot.

allem Irdischen entrückt zu sein — in die zur Geisterbeschwörung bestimmten Gemächer ein. Dort verweilte er einige Stunden und kam dann, völlig erschöpft, wie es schien, heraus. Jetzt erst durften die geladenen Gäste zu dem erhabenen Schauspiel eintreten, und so geschah es auch im Tuilerienhof, wohin er, auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, gerufen worden war, um seine „Experimente“ zu machen.

Die Lichter waren ausgedöscht worden; der Geisterbanner gestattete in dem großen Saale Louis' XIV. (wo Kaiser und Kaiserin sich allabendlich aufhielten und nur eine ganz kleine Gesellschaft von Hofleuten um sie war) nur zwei Lampen, deren Licht noch obendrein durch zwei mächtige dicke Schirme gedämpft war. Vor dieser ausermählten Gesellschaft sollten die Versuche angestellt werden. Diese waren auf geschickte Weise so vorbereitet und eingerichtet worden, daß sie auf die Einbildungskraft auch der

Nüchternsten einwirken mußten. Dem großen Flügel, der in einer Ecke des Saales stand, entstieg, ohne daß jemand daran saß, die lieblichsten Accorde, und dann plötzlich einem betäubenden, gleichzeitig aus allen Räumen des Palastes dringenden Glockengeläut Platz zu machen.

Seltame Lustströme, bald eiskalt, bald mit Wohlgerüchen durchdunstet, zogen durch den Raum, bald die Stirn, bald die Schultern streifend; es schien, als sei die Atmosphäre von übernatürlichen Luftwellen durchwaltet, welche einen völligen Wandel aller gewohnten Eindrücke und Empfindungen bewirkten. Das Seltame dieser stets wechselnden, aber äußerst feinen, zarten und sozusagen ätherischen Empfindungen gab auch den Gescheitesten unter den Zuhörern zu denken, und niemand konnte sich einer gewissen Versangenheit entziehen.

So war also der Geisterbann vortrefflich vorbereitet, und nun machte Hume einer der anwesenden Damen den Vorschlag, sich von einem verstorbenen nahen Verwandten, für den sie Leid trug, die Hand drücken zu lassen. Der Vorschlag wurde angenommen, und nun mußte die Dame ihre Hand unter den Tisch, an welchem Hume saß, halten, worauf sie nach ihrer Aussage sogleich den Druck einer eiskalten Hand verspürte, welche sich um die ihrige legte. Vor Schreck fiel die Dame in Ohnmacht, und da man möglichst rasch Lichter herbeischaffen mußte, so war die Vorstellung für dieses Mal beendet.

Bei verschiedenen Anlässen erneuerte Hume seine Experimente, in Paris, Fontainebleau und Compiègne. Der Kaiserin, die sich für diese seltsamen Wackenschäften in hohem Grade interessierte, war es darum zu thun, verschiedene Persönlichkeiten als Zeugen zuzuziehen, um deren Eindrücke kennen zu lernen. So wurde Hume eines Abends in Biarritz (wo er eben angelangt war) in die Villa Eugeniens eingeladen, um dort seine Versuche anzustellen. Es geschah. Unter den Geladenen befand sich auch der General de Genlis und der Baron Morio de l'Isle, beides etwas ungläubige Geister, wenigstens zweifel-süchtiger als die, welche Hume für seinen Hokuspotus einzunehmen wußte. Diese beiden zogen sich in den Hintergrund zurück, um von dort aus einen bessern Überblick über alles, was vorging, zu haben.

Plötzlich sah Baron Morio de l'Isle unter dem Tische einen leeren Schuh, während das Bein, an dem er sich befinden sollte, sich wagrecht bewegte. Was war das? Hume hatte auf geschickte Weise, seinen ohne allen Zweifel absonderlich geformten Fuß mit einem dicken Handschuh überzogen und vermittelst dieser Einkleidung war es ihm gelungen — den Schein einer Hand und eines Händedrucks von „jenseits des Grabes“ zu wecken. Die Dame glaubte, eine Hand in der ihrigen zu verspüren, in Wirklichkeit aber war es der Fuß des Geisterbanners. Seiner Sache völlig sicher, näherte sich der Baron dem Kaiser und bat ihn, dem groben Schwindel an Ort und Stelle ein Ende zu machen. Man brachte sofort Lichter, und mit einem einzigen Wort gab der Kaiser

Hume den Abschied; am gleichen Abend noch erhielt letzterer die Weisung heimzureisen. Dieser Weisung setzte er entgegen, daß er an einer plötzlichen schweren Nervenkrisis leide. Man gab ihm zu verstehen, daß, wenn er sich am folgenden Tag noch in Biarritz befinde, man kurz und gut seinen Schwindel an die Öffentlichkeit bringen werde. Nun verschwand er und ließ sich niemals wieder sehen.

Am Kinderhospital.

„Wie ist dir denn heute, mein lieber Junge?“ so fragte die Oberin mit ihrer ruhigen, sanften und doch festen Stimme, als sie an das Bett des Kleinen trat, der nun gerade acht Tage im Krankenhaus war. Polizisten hatten ihn gebracht; er war hilflos in einer alten Kiste, anstatt Bett, in Lumpen gehüllt, gefunden worden, als dieselben Polizisten in die Dachkammer gekommen waren, um den Vater wegen eines Einbruchs festzunehmen. Nun hatte er ein sauberes, blauweiß gestreiftes Kittelchen an und lag in einem blütenweißen Bettchen, wie er's sein Veltag nicht gekannt hatte. Er lachte und erwiderte mit schwachem Stimmchen: „Gut geht mir's, ach, so gut! Der Kaffee hat mir so gut geschmeckt.“ Dabei faltete er die Händchen und sah zum Himmel auf. Die Oberin strich ihm liebevoll über das spärliche, hellbraune, fast graue Haar; dann hob sie die Decke auf und sah nach der großen Wunde, die der Kleine am linken Bein hatte. Ach, wie sah diese so schaurig aus! Von oben bis unten nur eine einzige lange Wunde! Zum Teil lag schon der Knochen bloß, und deutlich sah man, wie er bereits angefressen war. Mit sanfter Hand reinigte die Oberin die Wunde und verband sie von neuem. Der Knabe regte sich dabei kaum; liebevoll schaute er der Oberin ins Gesicht. „Nicht wahr,“ so fragte er dann, „jetzt bin ich bald gesund und darf aufstehen?“

„Gewiß, mein Lieber, es dauert nicht mehr lang.“

„Dann spielen wir Soldat,“ fuhr er fort, „und wenn ich erst groß bin, dann werd' ich ein richtiger Soldat.“

Schwermütig lächelnd nickte ihm die Oberin zu; sie legte ihm das Kissen zurecht und strich ihm das Bettchen glatt. Von den wenigen Worten schon ermüdet, wandte er das Köpfchen zur Seite und schloß die Augen zum Schlummer.

Am nächsten Morgen, als die Oberin wieder erschien, war der Kleine noch schwächer, so daß sie es nicht mehr wagte, ihm die Wunde von neuem zu reinigen. Mit schwacher Stimme fragte er: „Nun, machst du nichts? Ach, mein Bein ist wohl schon ganz gesund?“

Sie nickte stumm, Thränen traten ihr in die Augen.

Der Kleine aber schlug — so schwach er war — die Händchen vor Vergnügen zusammen und sagte: „Nun werde ich aber bald Soldat . . .“ Er machte eine Pause und fügte nach einer Weile mit ganz leiser, dünner Stimme hinzu: . . . „Kanonier“. Lächelnd wandte er dann das blasse Köpfchen nach der Wand und schloß die Augen — für immer.

Im Schnee.



Mutter, sag, was du willst, ich heirat' den Friedrich doch!

„Ach Jezz, ach Jezz,“ jammerte die alte Frau im Bett und suchte sich aufzurichten, „Margret, Margret, du wirst es noch bereuen!“

„Bereuen?“ Das blonde Mädchen, das am Fußende des Lagers auf dem niedern Schemel kauerte, fuhr auf. „Niemals, Mutter, niemals! Ich sag' dir, krieg' ich den Friedrich nicht, so sterb' ich! Mein Gott, was will ich denn Schlimmes? — ich kann nicht leben ohne ihn, nein, nein!“ Sie schlug die flachen Hände gegen die Brust und sank auf ihren Sitz zurück.

Eine Weile war's ganz still in der kleinen Stube des saubern Häusleins, in dem die Witwe des Steuereintnehmers Schmelzer wohnte. Sie lebte dort seit manchem Jahr, hatte ihre Tochter in Fleiß und Gottesfurcht aufgezogen und sich mit wenig Pension und viel seiner Nahrung ehrlich durchs Leben gebracht. Nun aber war's aus mit dem Schaffen; die Hände konnten die Nadel nicht mehr führen, matt lagen sie auf der Bettdecke. Es war still im Zimmer, nur die alte Uhr im Holzgehäuse tickte und tickte — rick — tick

Ja, die alte Frau wußte es wohl: hinter ihrem Bette stand einer, der wartete drauf, sie mitzunehmen, — ein kalter Hauch ging von ihm aus, schon reckte er die Knochenfinger, aber sie ging gern, nur eins machte ihr Not.

„Margret,“ sagte sie leise und faltete stehend die Hände ineinander, „red net e so. Guck, ich sein e so bang, ich weiß es gewiß, du rennst in dein Unglück. Kind, hör auf mich, laß den Menschen laufen!“

Greßer Volkskalender für 1899.

„Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht!“
 „D du mein Herrgott!“ — die Frau seufzte aus Herzensgrund — „du weißt net, was de thust! Jezz, Jezz, hätten ich dich doch net auf Besuch zur Tant' jahre lassen, du hättest den Menschen nie gesehn, mußt' denn auch grad der da bei seiner Tant' sein! Was willst de mit dem Hungerleider? Da kannst de mit ihm sitzen bei 300 Thaler Gehalt dein Leben lang. Ach, und es ist ja gar kein Verlaß auf ihn; er sitzt alle Tag im Wirtshaus, anstatt im Amt; sie jagen ihn doch eh' emal weg. Margret, hör doch auf mich, es ist unübel gethan! Margret, laß ihn!“

„Mutter, hast du weiter nichts gegen ihn?“ Die Tochter lachte, aber es mischte sich in ihr Lachen wie Born. „Daß du auch drauf hörst, was die Basen schwätzen! Das ist alles nix! Und wenn's wahr wär', daß der Friedrich gern im Wirtshaus sitzt,“ — sie trat fast trotzig mit dem Fuße auf — „dafür komm' ich ja jetzt, das werd' ich ihm schon abgewöhnen.“

„Du?“

„Ja, ich!“ Das Mädchen reckte sich zu seiner stattlichen Höhe auf und warf den hübschen Kopf in den Nacken. „Das soll mir ein leichtes sein! Was denkst du denn, Mutter, heutzutage ist's nicht mehr so, als wie du jung warst. Heut hat die Frau eine ganz andere Stellung dem Mann gegenüber und auch sonst; sie duckt sich nicht mehr unter, wie's unsere Großmütter und Urgroßmütter gethan haben, das ist nur noch Mode bei den Bauern, nein, sie ist die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes, frei in ihrem Willen, frei in ihrem Denken, frei in ihrem Thun! Der Friedrich sagt auch, die —“

„Jesses, Jesses!“ — die alte Frau schlug die Hände zusammen — „das sein die neumodigen Ideen! Kind, da dermit kommst de net durch. Wann jeder die Zügel halten will, wann er „hott!“ sagt un sie „hüh“, dann is't verfahren. O du wirst schon sehen, ohne daß de Frau einen tüchtigen Respekt vor dem Mann hat un sich fügen thut, ohne dem geht's net. Margret, ich bitt' dich bei meiner ewigen Ruh, bleib hier! Mein Herrgott, was ist das for en Kreiz — ach — ach!“ — Sie schwieg ermattet. Die Tochter hockte unbeweglich im Schatten, die Ellenbogen aufs Knie gestützt, das blühende Gesicht in den Händen verborgen.

Freilich würde es der Margret anthun, fort zu müssen aus der Heimat! Sie hob den Kopf und ließ den Blick zum Fenster schweifen. Es war April. Eine milde köstliche Luft drang herein, im Gärtchen stöte die Amsel ihre innige Weise. Ja, schön war's hier unten im Thal, wenn die Blütenbäume längs der Straße stehen, gleich jungen Bräuten in Kranz und Schleier, wenn der Wald an den Berghängen sich ein zartes Frühlingskleid um die nackten Schultern wirft und Kinderhände sich müde an goldgelben

Himmelschlüsseln, an duftenden Veilchen pflücken. Schön schön — aber —

Mit einem unterdrückten Schrei sprang das Mädchen plötzlich empor und warf sich neben dem Bett der Mutter auf die Knie. „Mutter, Mutter, du hast mich doch auch lieb, — Mutter, Mutter laß mich!“

Sie schluchzte laut und wühlte ihren blonden Kopf mit Heftigkeit in die Kissen. Auch über die welken Backen der Mutter liefen Thränen. Wie betend bewegten sich ihre Lippen, sanft strich ihre zitternde Hand über den Scheitel der Tochter. „Unser Herrgott soll dich behüten, Margret, ich kann's bald net mehr!“ —

Sie hatte recht gesagt, die gute Frau, sie konnte die Tochter nicht lange mehr hüten. Noch wenige Tage, dann waren ihre Augen geschlossen, der Todesengel hatte sie zugeküßt.

Weinend ging Margret hinter dem Sarge her, neben ihr schritt ihr Bräutigam, der Bürgermeisterschreiber Friedrich Kamp aus Manderstcheid in der Eifel.

Das Grab war bald zugeschaufelt, die Leidtragenden hatten sich verlaufen, nur das Liebespaar stand einsam am Hügel. Margret weinte noch immer und der Friedrich weinte mit; er schien ein gar weichmütiger Gesell, und einmal ins Heulen geraten, hörte er so leicht nimmer auf.

„Friedrich,“ sprach endlich das Mädchen und wischte sich die Thränen vom Gesicht, „nun bin ich ganz allein, nun hab' ich nichts auf der Welt als dich, — o Gott, wie lieb ich dich hab'!“ Und sie warf sich an seine Brust und legte beide Arme um seinen Hals. Er küßte sie und umschlang sie, ihr heiße Liebesworte zuflüsternd, während sie zitterte wie ein Baum im Gewitterschauer.

Es war eine heilige Stille im Garten der Toten, — da plötzlich ein Locken, ein herrliches Schmetterlein — die erste Nachtigall! Dort im Fliederbusch saß sie und sang ihr schmelzendes Brautlied; zwei Menschen tauschten Schwüre ewiger Liebe aus.

Sie standen am Grabe und wädhnten sich doch am Anfang ihres Glücks.

Vier Wochen waren vergangen. Flieder und Goldregen standen in ihrer Pracht.

In der freundlichen Kirche des kleinen Städtchens wurden der hochblöbliche Junggesell Friedrich Kamp, wohlbestallter Bürgermeisterschreiber aus Manderstcheid, und die ehr- und tugendsame Jungfrau Margareta Schmelzer miteinander getraut. Das war eine stille Hochzeit, kein Jubelruf, keine große Gasterei; nur wenige Zeugen in der Kirche; vorm Altar die Braut im Trauerkleid, sie hatte einzig ein grünes Myrtenkränzlein im Haar, darüber einen lichten Schleier. Die Freunde der seligen Witwe

Schmelzer schauten trübe drein, auf Margrets Gesicht lag der Glanz unendlicher Freude.

Der alte Weinbauer Schommer nahm im Augenblick des Scheidens die junge Frau heimlich beiseite. „Margret,“ sagte er hastig, „Margret, wann eich da owen emal net gefallen duht, bei mich kennt Ihr alle Dag kommen, mer han Eier Modder selig all e su gän gehatt!“

„Danke, Ohm!“ Margret guckte den Alten verwundert an und lachte dann: „Was denken Sie? Wo mein Friedrich ist, gefällt mir's auch, ich mein', es muß herrlich da oben sein!“

„Jao, ejao!“ Schommer wiegte den Kopf hin und her, dann schneuzte er sich kräftig. „No, denn gud Zeit!“ Über sein braunes salziges Gesicht zuckte es. „Gottes Fried' sei mit sich on Nachsicht, on Geduld, — mer braucht e su ebbes in der Eh'!“

Sie nickte lächelnd und winkte ein letztes Lebewohl, der Arm des Vatters hob sie in den Wagen, der Braune zog an, fort ging's!

Friedrich Kamp tuischierte selber; er hatte sich das Chaischen zur Hochzeit entlehnt, nun that er sehr stolz und fuhr rasselnd zum Städtchen hinaus. Sie kamen am letzten Haus vorbei. Dort hatte man vor nicht allzu langer Zeit noch das freundliche Gesicht der Witwe Schmelzer am Fenster erschauen können, daneben die rossigen Wangen der schönen Tochter; nun waren die Läden geschlossen, die Haus-



Zwei Menschen tauschten Schwüre ewiger Liebe aus.

thür war verriegelt, alles leer; morgen zog ein neuer Besitzer in dem Hause ein. Margrets Augen füllten sich mit Thränen. Sie hatte ihr Häuschen verkauft, was sollte es ihr? Den wenigen Hausrat, all ihre Habseligkeiten würde ein Lohnfuhrmann in die Gifel führen; sie fuhr dahin, los und ledig, nur eine schmale Holzstrube mit dem Nötigsten schwankte hinter ihr auf dem Wagen. Verlangend streckte sie die Hand aus; ihr war, als sollte sie drüber nach dem Thürgriff fassen — da war der Wagen an dem Hause schon vorüber, und ihre Hand griff in die Luft.

So fuhren sie dahin. Der junge Ehemann war sehr aufgeräumt, bald drückte er Margret ans Herz, nannte sie seinen liebsten Schatz, sein allergoldigstes Weiblein, bald hieb er aufs Pferd, daß dieses in ungewohnten Galopp fiel, schwakte, sang, lachte und pfliff sich eins. Die junge Frau war still, zuweilen nur drückte sie die Hand des Gatten.

Bald wurde ihr die Gegend fremd; soweit in die Berge hinein war sie noch nicht gekommen. Die liebliche Moselstraße hatten sie längst verlassen, die Buchen mit ihrem Maiengrün hatten aufgehört, dunkle Föhren säumten die Straße und streckten die knorrigen Wurzeln vor. Es war kühl hier und einsam. Bald ging der Wald gänzlich zu Ende, ein ödes Hochland that sich auf. Ringsum kahle Höhen! Keine Obstbäume, kein bunter Blumentepich! Moorige Weiden deckten den Boden, auf dem wenig Vieh grasete.

Margret schauderte; hier oben sollte sie wohnen? — o!

„Siehst du, Schatz,“ sagte ihr Mann und wies mit dem Peitschenstiel in die Runde, „drüber das Dorf, das ist das größte weit und breit; unser Nest ist nicht so stattlich, das liegt noch ein Stündchen die Höhe hinan. 's ist recht hübsch hier, gelt?“

„O ja, ja!“ Es würgte die junge Frau in der Kehle. Der Mann hieb aufs Pferd: „Harrüh, Brauner, harrüh!“

Bald waren die ersten Häuser erreicht, sie fuhren in das langgestreckte Dorf ein, aus den niedrigen Fenstern streckten sich neugierige Köpfe, hie und da grüßte einer. Vor dem Wirtshaus hielten sie an, Friedrich sprang ab und legte Margret die Zügel in die Hand. „Da, Schatz, halt emol, ich will drinnen nur einen Schluck thun, bin schier verdurstet. Willst du auch was? So ein Wacholder oder Kirchschnaps ist nicht zu verachten!“ Sie schüttelte verneinend den Kopf, und er ging.

Es dauerte lange, bis er wieder kam. Da saß sie nun, hielt die Zügel in der Hand und schaute vor sich nieder. Sie hatte nicht Lust umzublicken; der Himmel war grau, ein rauher Luftzug wehte ihr die Haare ins Gesicht, vom Mai war nichts zu spüren. Margret fröstelte, lange Stunden war sie schon unterwegs, sie fühlte sich müde und zerschlagen. Kam er denn noch nicht? Im Hause tönte Gelächter, vermischt mit Hochrufen und Gläserklirren. Eine halbe Stunde war wohl verstrichen, Margret ward es angst. Sie knallte mit der Peitsche, ungeduldig scharrte das

Pferd und riß an der Leine, sie rief, — umsonst, kein Mensch ließ sich blicken, auch die Gasse war wie ausgefiorben! Die Wolken senkten sich tiefer, — da endlich, da kam er! Mit undeutlich gemurmelter Entschuldigung schwang er sich in den Wagen, er fiel fast auf seinen Sitz. Der Hut saß ihm im Genick, er war rot und aufgereg.

„Ne, Margret, das war nach meinem Gusto. Sagen da ein paar gute Bekannte von mir, die ließen dich und mich leben; wir haben in der Gifel meinen Hochzeitstag ordentlich begossen, — o du mei — ein go — goldiger Schatz, ich m — muß dich emal tüchtig ab — abküssen!“ Er rückte ihr ganz nah, sein heißes Gesicht preßte sich an das ihre, beklemmender Fuseldunst strömte ihr entgegen.

Mit kräftiger Hand stieß sie ihn zurück: „Geh, ich mag nicht!“

„Ei, warum nicht ga — ar? Fahr hott!“ Er riß unwirsch an den Zügeln, das Pferd bog bald nach rechts, bald nach links, daß der Wagen schleuderte. Er zog die Frau wieder an sich: „Küß m — mich, — sei ni — cht s — so knottzig!“

„Kuß!“ Sie stieß ihn abermals zurück, so heftig, daß er wankte und der Hut ihm vom Kopfe flog. Nun ließ er die Zügel fallen und griff unsicher nach der Seitenlehne. Das Pferd machte Sprünge wie toll und raste davon. Margret sagte kein Wort, sie mühte sich, die Leine zu erfassen. Nun hielt sie sie endlich! Bei der wilden Jagd waren die Nadeln aus ihrem Haar geflogen, die schweren Zöpfe hingen halb herunter, der Armel ihres guten Trauerkleides war ausgerissen. Lebend rückte sie sich zurecht, schen streifte ihr Blick den Mann an ihrer Seite. Dem war das Haupt auf die Brust gesunken, mit halbgeschlossenen Lidern schwankte er hin und her, er suchte eine Stütze, er griff mit den Händen um sich, dann neigte er sich mit voller Wucht gegen sie, sein schwerer Kopf sank auf ihren Schoß, — er lachte, — er schnarchte.

Das Pferd trottete weiter, der Weg war ihm bekannt, die junge Frau saß starr wie ein Steinbild und hielt die Zügel in der Hand. Es war ganz dämmrig, leise rauschte ein Regen nieder, er drang durch die Kleider, kühl bis ans Herz.

Nun Hundegebell, Häuser, Menschenstimmen, eine elende Dorfgasse that sich auf, — sie waren da! Über den Kot hüpfen Kinder, die zerfetzten Röckchen mit den Händen ausbreitend, sie sangen:

„Maierändche, — tripps e Thrändche,
„Tripps off mech, dann wachsen ech!“

Aus den Augen Margrets tropften auch Thränen, aber sie fielen auf keine Maienflur. Eine zornige Scham wuchs in ihr empor.

Zehn Jahre sind vergangen. Auf dem Hause des jungen Ehepaars hatte der Sonnenbrand in zehn schattenlosen Sommern gelegen, seine Mauern waren von Wintertürmen umtost worden. Sde lag es, abseits vom Dorfe, hinter einen kahlen Hügel geduckt. In strengen Wintern verirrtten sich gar Wölfe

hierher, aus unwegsamen Schluchten und struppigen Föhrenwäldern kamen sie geschlichen und suchten hungrig die Nähe der Menschen. Oft wenn Margret nächtlidherweilend wachend im Bette lag, hörte sie das heisere Bellen in der Ferne, wie ein Jammergeheul erklang's zwischen dem Toben der Winde, — schauernd zog sie die Decke fester um sich.

Ein solcher Abend war es wieder. Ihr Mann war noch immer nicht daheim, der saß fest im Wirtshaus, da wurden die letzten Groschen verthan. War's denn immer so gewesen, die langen zehn Jahre? O nein, erst war's besser!

Mit der jungen Frau war ein Geist der Ordnung und des Behagens eingezogen; stinke Füße huschten bis in die dunkelsten Winkel, fleißige Hände lehrten den Unrat aus, putzten und scheuerten, strickten und nähten; aus klaren Fenster Scheiben konnte man hinaus schauen auf den kleinen begrünten Acker vor der Thür, wo das Ziegenpaar grasete. Margrets Anfang im Eiseldorf war nicht leicht gewesen, oder war es am End' eine Freude, wenn man am Hochzeitsabend mit vieler Müh' seinen angetrunkenen Mann vom Wagen zerren muß und mühselig zur Thür hineinschieben? Die junge Frau hatte es nicht allzu sanft gethan, durch zornige Thränen sah sie die Schwelle kaum, aber als dann der Mann am andern Morgen recht beschämt um Verzeihung bat und ihr so herzlich in die Augen schaute, da reichete sie doch die Hand hin und ließ sich küssen.

„Guck, Margret,“ hatte er gesagt, „s war eben das große Glück! Ich war schier überselig, daß du nun mein Weiblein seist, und als die Leute mit mir anstießen und dich leben ließen, da goß ich die Gläser hinter die Binde, ich wußt' selber nicht wie, — glaub mir, Margret, der Rausch kam vom Glück, vom Glück allein!“

Sie lächelte und hob im Scherze drohend den Finger: „Friedrich, Friedrich, aber es war das erste und letzte Mal, hörst du?“

„Gewiß und wahrhaftig, so wahr ich hier steh', bei meiner Seligkeit, ich trink' mir keinen mehr an!“

Wenn nur die Leute sich nicht verschwören möchten! — Eine Weile ging's wirklich ganz gut; aber dann kam ein Abend, da kehrte der Mann wieder angetrunken heim; zwar war er nicht ganz bezechet, er konnte noch das Thürschloß finden und auch leidlich hintereinander reden, aber er gab doch einen jämmerlichen Anblick ab, wie er mit eingeknickten Knien gegen die Wand lehnte, den Hut schief auf

dem Kopf und gewaltsam versuchend, eine scherzhafte Rede anzuschlagen. Margret gab keine Antwort, sie maß ihn mit einem langen Blicke, zuckte die Achseln und kehrte sich ab. Wenn sie doch nur gescholten hätte oder geweint wie andere Weiber! Da kennt ihr die Margret schlecht! Stumm saß sie am Tische, ohne eine Miene zu verziehen, guckte vor sich hin und that, als ob sie mit der Geschichte nimmer aufhören möge. Dann löschte sie die Lampe und legte sich ins Bett; sie sagte nicht „Gut Nacht“ oder „Schlaf wohl“, und als der Mann nach einer langen Weile kleinlaut fragte: „Bist du böse, Margret?“ konnte er noch drei Tage auf Antwort warten.

„Ei, das sollte mir fehlen,“ sprach Margret bei sich, „noch gute Worte geben und gleich wieder freundlich thun! Damit hat's ein End'! Bin ich darum von der schönen Mosel heraufgekommen, um hier oben neben dem Trunkenbold zu sitzen? Hab' ich darum alles aufgegeben und mich unelblich gebunden?! — O, was bin ich für ein unglückseliges Weib!“ Und sie biß die Zähne aufeinander, steckte den Kopf unter die Decke und weinte zum Steinerbarmen; aber der Mann merkte nichts davon.

Eine Woche blieb er zu Haus, es war ein ungemütliches Beieinandersein. Fragte der Mann was, bekam er eine kurze Antwort: „Was weiß ich!“ — „geht mich nichts an!“ — „thu, was du magst!“ — oder dergleichen. Am Sonntag endlich nahm der Mann Hut und Stock; noch in der

Thür stand er zögernd still und schaute in die Stube zurück. Sein Weib saß am Fenster, so jung, so hübsch in dem saubern Festtagskleid; er sah sie an und nochmals an, aber sie blickte an ihm vorbei ins Leere und nickte bloß ein wenig mit dem Kopf: „Adieu!“

Er ging. O hätte sie nur noch ein kleines Wort gesprochen, ein einziges: „Ich bitte dich, bleib!“ — er wäre wahrhaftig geblieben! Aber sie ließ ihn laufen und saß dann allein an ihrem Fensterplatz, recht wie es sich einer stolzen Frau, die auf ihre Ehre hält, gebührt. Nein, sie war keine von denen, die sich dem Mann an den Hals hängen, die bitten und betteln, oder ihm gar nachlaufen und ihn mit Thränen aus dem Wirtshaus holen, — psui, wie erbärmlich! Margret sagte sich's mit zuckender Lippe: „Nur stolz, nur nichts vergeben; zeig, wer du bist, daß du auch dein Recht hast!“

So ging es weiter, mitunter kam dann eine Ver-



Sein schwerer Kopf sank auf ihren Schoß.

sohnung, und sie lebten ein Weilchen besser; dann ward's wieder doppelt böß und Frau Margret reute jedes freundliche Wort, was sie vorher gesprochen. Du meine Zeit, und er — nun, er war doch kein schlimmer Mann! Nur schwach, sehr schwach! Er hatte seine Margret herzlich lieb, im Grund noch weit mehr, als er's selber wußte, ein zärtliches Wort von ihr konnte manches verhindern; hätte er sich an sie lehnen dürfen in seiner Schwachheit und einen liebevollen Halt gefunden, es ist gewiß, die bösen Gewohnheiten seiner einsamen Junggesellenzeit hätten sich gemindert, ja nach und nach ganz verloren. Aber so — was sollte er daheim?! Er lechzte nach einem Liebeszeichen, er empfing keines; sein Herz schrie nach Brot und bekam einen Stein! Was Wunder, daß er sich in der Schenke wohler fühlte, wo der Wirt ihn allezeit schmunzelnd empfing, wo ihm jeder die Hand drückte und Platz machte, damit er in die Bank einrückte.

So blieb er da, lang und länger, kam spät und später nach Haus; war's früher Mitternacht geworden, wurde es nun Morgen. Unsicher war's auch, in der Nacht allein die öde Straße zu wandern; in der Wirtsstube saß es sich warm. Waren längst die anderen Kumpane heimgegangen, Friedrich Kamp saß noch allein hinterm Tisch. Durch die Läden stahl sich schon sahles Frührot, von der Scheuer her tönte Hahnen schrei, das schweigende Dorf erwachte nach und nach aus der nächtlichen Ruhe, die Leute, gestärkt vom friedlichen Schlaf, rüsteten sich zur Arbeit, er saß noch immer da, die Ellenbogen aufgestemmt, den schweren Kopf in die Hände gestützt.

Mit halbgeschlossenen Lidern stierte er auf die Reige in seinem Glas. Dachte er was, dachte er nichts? In seinem wüsten Schädel war nur eine Scheu, — die, heimzugehen!

Sein Weib blickte mit Verachtung über ihn weg; das traf empfindlicher als tausend heftige Vorwürfe, — huh — ihm graute!

Und was sagte Frau Margret dazu, wenn der Mann jede Nacht später kam und am Tage wie geschlagen umher schlich, sagte die noch immer nichts? Nein!

Margret hatte sich arg verwandelt. Wo waren die stolzen Träume von Glück und Gleichberechtigung?

Freilich, frei war sie in ihrem Thun und Lassen, sie fragte nicht so viel danach, was ihr Mann sagte; sie ließ ihn reden und that doch, was sie wollte. War sie dessen aber froh? O nein, wer froh ist, sieht anders aus! Wo waren die rosigen Mädchenwangen? Wo die Blicke der Liebe? Im tiefsten Herzen gab's freilich noch ein Bläschen, da saß die alte Liebe versteckt und weinte still; sie konnte nicht hindurch durch all das Unkraut, was vorgeschichtet lag. Lieber hätte sich Margret die Zunge abgebissen, als dem Friedrich ein gutes Wort gegönnt; sie sagte sich: mein Stolz verbietet mir das. Stolz? — lieber Gott, sie wußte noch nicht, was „stolz sein“ heißt! Der größte Stolz ist, wenn einer sagen kann: „Ich habe mich selbst überwunden!“ Der höchste Stolz eines Weibes ist, wenn es in seinem Recht sich getränkt fühlt und dennoch spricht — nicht etwa herablassend: „Ich verzeihe dir“ — nein, sondern: „Ich hab dich lieb, komm, reich mir die Hand, daß wir miteinander den rechten Weg suchen!“



Er saß noch immer da, die Ellenbogen aufgestemmt, den schweren Kopf in die Hände gestützt.

„Deh hot de Boren an!“ sagten die Leute im Dorfe von ihr.

Sie hatten ein Kind, ein blondlockiges Bübchen, fröhlich, schmiegsam und zärtlich wie ein junges Kästchen. Wie hing der kleine Joseph sich dem Vater an den Hals und küßte ihn: „Vater, mein lieber Vater!“ Dann konnte der Mann mit einem ganz verlorenen Ausdruck vor sich hin starren und halb stöhnend flüstern: „O du mein Jup, — wär' sie wie du!“

Frau Margret sah unwillig drein, wenn Vater und Sohn zärtlich zu einander waren; auch sie hätte den Buben gern in ihre Arme gezogen, aber nein, sie war zu stolz, um Liebe zu betteln, sie unterdrückte die Sehnsucht und streichelte nur flüchtig über den Lockenkopf, wenn er sich an ihr Knie lehnte. Es war klar, Jup liebte den Vater tausendmal mehr, seine großen Augen füllten sich oft plötzlich mit Thränen, und verstoßene Blicke glitten angstvoll von einem der Eltern zum andern. Der Knabe ging zwischen ihnen hin wie ein verlorener Sonnenstrahl; sie hätten sich beide daran wärmen können, aber der Vater war verkommen im Wirtshausdunst und Fuselnebel, und die Mutter saß klastertief in Bitternis und falschem Stolz.

Arme Eltern! Armes Kind! Du blühest wie eine verirrte Blume auf dem Gemäuer, — wirst du nicht welken vor der Zeit?

Jup war nun neun Jahre alt, ein schlanker, schöner Bube, obgleich er das Brot meist trocken aß und Kartoffeln und Kaffee sein Mittagsgericht waren. Heuer war's ein furchtbarer Winter, am Dache hingen die Eiszapfen armslang; man redete allerorten von Hunger und Glend. Aus den waldreichen Schluchten der Ardennen streiften die Wölfe bis herüber auf die hohe Eifel und umkreisten frech die einsamen Gehöfte; ein hohes Schußgeld war auf den Kopf gesetzt.

Es war der 24. Dezember, Weihnachtsabend vor der Thür, im Hause stand ein Bäumchen, nur ein paar dünne Lichtlein steckten dran, damit sollte es leuchten in die lange Winternacht. Der Vater hatte den Baum gebracht, aber dann war er fortgegangen ins Dorf; die daheim wußten schon, wohin; um drei Uhr sei er gewiß wieder da, so hatte er dem Kinde versprochen.

Sie warteten und warteten, drei war längst vorüber, dann vier auch, er kam nicht! Frau Margret war böser Laune, sie sah bleich aus und ging mit fest zusammengepreßten Lippen umher. „Der Lump, nicht einmal am heiligen Abend kann er heimkommen!“ sprach sie mit zuckender Lippe.

Am Ofen saß der Jup und schnitzte an einem Stückchen Holz; er fuhr zusammen beim harten Wort der Mutter. Er war so betrübt, die blonden Locken hingen ihm in das verweinte Gesicht, — der Vater hatte es doch versprochen, er wollte bald heimkommen und dann die alten Weihnachtslieder mit ihm singen; sie konnten das so schön miteinander. Und nun kam er nicht!

„O du selige, o du fröhliche,
„Gnadenbringende Weihnachtszeit,
„Christ ist erschienen, uns zu versöhnen —“

Das Kind begann mit heller Stimme zu singen, als könne es dadurch den Ersehnten rascher heimwärts ziehen.

„Still, Jup, still,“ rief die Mutter und hielt die Hände an die Ohren, „ich kann's nicht hören!“

Der Knabe schwieg sogleich, nach einer Weile aber stand er auf und langte sich Mütze und Mantel vom Nagel. „Mutter,“ sagte er, „ich will gehn und den Vater holen!“

„Du? Es wird schon dunkel! Laß ihn nur,“ setzte Frau Margret dann bitter hinzu, „er amüßert sich dort besser; wir wollen allein den Baum anzünden.“

„Ne, ne, Mutter,“ — der Jup ergriff bittend ihr Kleid, — „wart noch, sonst kommt er ja, wenn kein Licht mehr brennt! Ich hol' ihn schnell; guck nur, es ist noch nicht dunkel drauß, die Sonne scheint!“ Er wies mit der Hand zum Fenster, — richtig, hinter Dämmerwolken tauchte eine rote Abendsonne auf. „Wie schön, gelt, so schön?!“ sagte das Kind.

„Nöt wie Blut!“ murmelte die Mutter. Sie und ihr Knabe wurden selbst rot überstrahlt.

„So geh' ich, Mutter,“ rief der Jup, „ich bring' den Vater!“ Und fort war er.

Margret schaute ihm vom Fenster nach, wie eilig er über den tiefen Schnee dahin sprang; sein Mantel

wehte im Winde, die blonden Haare flatterten. Nun war er nicht mehr zu sehen! Mit einem Seufzer trat die Frau zurück, das Herz war ihr so beklommen.

Im Wirtshaus roch es nach Tabak, nach Bierneigen und Schnaps. Durch die blauen Rauchwolken konnte man kaum drei Gestalten erkennen, die am Tisch saßen, Karten in der Hand. Sie spielten eifrig, dazu tranken sie, ab und zu ward ein halblauter Fluch laut; weihnachtliche Gedanken schienen's gerade nicht, die ihnen durch den Kopf gingen.

Der eine Spieler war der dicke Wirt selber. Der zweite ein hageres, unheimlich aussehendes Männlein, das die Karten in einer gekrümmten Klaue hielt, wie der Teufel sie nicht wohlgestalter aufweisen kann. Das war Jeremias Füchslin, der sich als Winkelkonsulent bald da, bald dort in der Eifel herumtrieb; der gewann immer. Den dritten, nun den kennen wir, und doch kennen wir ihn eigentlich nicht. Er hatte sich in den zehn Jahren grausam verändert. Sein hübsches Gesicht war sehr in die Breite gegangen, weichlich war es immer gewesen, nun war es schwammig; die blauen Augen, die einst gerade so schauten wie die seines Bubens, blickten stier, die Nase leuchtete wie ein Karfunkel. Es war ein aufgeflossenes Gesicht.

Nun schleuberte er die Karten auf den Tisch und wollte aufspringen: „Verflucht, wieder verloren, ich geh' heim.“

Der Hagere zog ihn nieder. „Was?“ grinste der, „Sie schmeißen die Klinte ins Korn? Das wäre! Ich muß Ihnen noch Revanche geben, Sie werden doch nicht gehen?“

„Doch, doch!“ Kamp machte wieder einen Versuch aufzustehen. „Meine Frau ist sonst höllisch unkommod, — heut ist Weihnachtsabend, ich —“

„Dummes Zeug!“ Die beiden andern schlugen eine Lache auf, daß die Stube dröhnte: „Ne, die Bangbor! Mit 'nem Weibsbild kann man doch fertig werden, wupp dich, eins auf die Schnöß! — häh, Fuß, noch ein paar Schnäpse her! — Prost!“

Kamp stößt an und leert das Glas auf einen Zug, er nimmt die Karten zur Hand und mischt sie, da klopft es ans Fenster. Er teilt die Karten aus: „So, diesmal hab' ich ein Spiel, aber ein ordentliches! Los, Füchslin, ausspielen, Fichel ist Trumpf!“ „Vater, Vater!“ Von draußen ruft eine helle Kinderstimme, und eine reine Stirn hebt sich über das Fensterbrett, „Vater, komm nach Haus!“

Unwirsch springt der Mann zum Fenster und reißt es auf. Draußen steht sein Knabe im Schnee, blinzeln unter blonden Locken, und bittet: „Mein lieber Vater, komm nach Haus! Wir wollen die Lichter anzünden, wir wollen singen: „Christ ist erschienen, uns zu versöhnen“ — Vater, komm!“

„Gleich, gleich!“

„Häh, wirb's bald?“ ruft's von drinnen, „wer ist am Stich?“

„Ich, ich!“ Der Vater schlägt das Fenster zu.

„Geh voraus, Jup, ich komm gleich nach!“

Und sie spielen und trinken weiter.

Derweilen saß Frau Margret daheim in großer Unruhe. Eine Stunde, zwei Stunden waren verstrichen, das Kind kam nicht und der Mann auch nicht. Schwere Wolken lasten draußen über ungewiß flimmerndem Schnee, der fahl leuchtet wie ein Totenhemd. Es ist Nacht. Im Schornstein hocht ein Käuzlein und klagt; Frau Margret rennt hin und her, sie hat nicht Kraft noch Ruh; bald ist sie am Fenster, bald an der Thür, — nichts zu sehen!

Wie schändlich von ihm, das Kind bei sich im Wirtshaus zu halten; nicht genug, daß er trinkt, soll der Knabe es auch frühzeitig lernen?! In Wut ballt sie die Fäuste, sie schaut nach der Uhr, schon sieben! — horch, endlich Schritte! In den Hausflur

kommt's herein und tappt zur Stubenthür, — die Frau springt vom Stuhle, auf der Schwelle steht ihr Mann mit aufgedunsenem Gesicht, Reis in Haar und Bart — allein!

„Mann, wo ist der Jup?“

„Der Jup?“ Kamp lallt: „Haha, de-na, der muß doch hier sein.“

„Hier? nein!“ Die Frau stößt einen Schrei aus. „Um vier ist er gegangen, um dich, du Lump, aus der Schenke zu holen, — sag, wo hast du ihn gelassen?“ Sie faßt ihn an und schüttelt ihn.

„Ach?!“ Dem Mann wird heiß, der Mauthsch ist ihm plötzlich verfliegen, er sieht seinen Knaben vorm Fenster stehen, er hört die bittende Stimme: Vater, komm nach Haus! „Ach — ich hab' ihn vorgeschickt, wollte gleich nachkommen, 's ist freilich was später geworden, ich dachte aber, er wär' längst hier. Er wird im Dorf geblieben sein, will gleich nachsehen!“ und er macht hastig Kehrt.

Mit einem Satz hat ihn die Mutter überholt, sie stürzt hinaus, da fliegt sie schon den Weg entlang mit flatternden Kleidern; durch die Nacht tönt ihr banger Ruf: „Jup, Jup!“

Keine Antwort.

Hinterdrein leucht der Mann, sie hören beide nichts als den eigenen zitternden Atem.

Sie sind am Dorfe, sie fragen von Thür zu Thür, keiner weiß von dem Knaben; endlich sagt ein kleines Mädchen, es habe vor ein paar Stunden den

Jup zum Dorfe hinausgehen sehn, er habe sich alle paar Schritte umgedreht und mit dem Sacktüchlein die Augen gewischt.

Wie flüssiges Feuer fraßen dem Vater die Thränen seines Kindes ins Herz. „Jup, mein Jup!“ Er stöhnte und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Margret sagte nicht viel, sie lief den Männern voraus, die mit Laternen und Schippen zum Dorf hinausrannten. Vielleicht, daß der Knabe vom Wege ab und in eine Schneewehe geraten war! Die Leute suchten zur Rechten und zur Linken, sie leuchteten hinter jeden Schneehaufen, sie durchwühlten jeden Graben, sie schrieten sich heiser, — nichts, gar nichts! Und dazwischen gellte jammervoll der Ruf der Mutter:

„Jup, Jup!“

Der Schweiß rinnt ihnen von der Stirn, weit im Bogen sind sie gegangen, die Lichter des Dorfes schimmern nur noch wie matte Pünktchen, — jetzt geht's abschüssig hinunter zu einer tiefen Mulde, wo verkrüppeltes Föhrenholz zu einem Busch beisammen steht. Es ist so glatt hier wie auf der Eisbahn, 's muß sich lustig gleiten lassen. — „Halt!“

Einer der Männer leuchtet mit der Laterne dicht über den Boden. „Hei ehs hehngangen!“

Nichtig, da sind kleine nägelbeschlagene Sohlen im Schnee abgedrückt, hier sind sie geschliddert und hier — „Jesses Maria!“ — ein Schrei des Grauens hallt wie aus einem Munde: „Wölfe!“

Hier, da, dort überall Spuren scharfkrafftiger Fehen, immer dazwischen die kleinen nägelbeschlagenen Sohlen. Nun ist der Schnee aufgewühlt wie von verzweifeltstem Kampfe, nun eine Blutspur



Draußen steht sein Knabe im Schnee und bittet: „Mein lieber Vater, komm nach Haus.“

und nun —

Sie sehen nichts weiter, von furchtbarer Angst gepackt, mit entsetztem Geschrei stürmen sie zum Dickicht hinunter, das Weib hat eine Laterne ergriffen, es stürzt allen voran. „Jup, mein Jup — Ju—p!“ Ein wütendes Knurren antwortet, ein heiseres Klaffen, und nun huschen zwei dunkle Schatten aus dem Gestrüpp, pfeilgeschwind schießen sie rechts und links über den Schnee und verschwinden mit dumpfem Geheul in der Ferne.

Dort unter dem ersten Busch aber liegt ein Etwas, blutüberströmt, die Kleider in Fehen, grausig entstellt —

„Jup!“ Mit markerschütterndem Schrei bricht der Vater an der Leiche seines Kindes zusammen. Das Weib stößt ihn mit dem Fuße zur Seite: „Mörder!“

Ohne Laut, ohne Thräne hebt die Mutter den zeretzten kleinen Körper in ihre Arme, nur das Gesicht ist noch heil geblieben, sie drückt die Lippen wie eine Rasende darauf. Fest preßt sie den Leichnam an ihre Brust, sie giebt ihn nicht her; so wankt sie heimwärts, des Kindes Blut strömt über ihre Hände. Es ist ihr Herzblut.

Warum können Thränen einen Toten nicht auf-
erwecken?!

Zwei Menschen wandeln herum wie Schatten. Der Winter war vorbei, über die kahlen Höhen der Eifel ist der Frühling gekommen, schon wehen Sommerwinde, die Einfamen merken es nicht. Gleich einer Abgeschiedenen brachte Frau Margret ihr Leben hin, ihre Augen waren rot und entzündet vom vielen Weinen. Tagtäglich lag sie stundenlang am Grabe ihres Kindes auf den Knien, die Hände gerungen, die Stirn bis zur Erde gesenkt. Und schließlich sie endlich heim, dann wartete eine andere Gestalt bei ihr vorüber und warf sich an dem eben verlassenen Plage nieder. Der Rasen, noch feucht von den Thränen der Mutter, sog darnach gierig die Thränen des Vaters, aber die Eltern weinten nicht mitsammen. Stumm gingen sie hin, stumm verrichteten sie ihr Tagewerk, sie lebten nebeneinander und doch so getrennt, als lägen himmelhohe Berge zwischen ihnen. Das liebliche Geschöpf, das ihre Herzen hätte verbinden sollen, war tot, seine blutende Gestalt stand drohend zwischen ihnen.



Da ging die Thür auf, und herein trat ihr Knabe im weißen Gewand,
ein Kränzlein auf dem Kopfe.

Margrets Augen konnten plötzlich ihrem Mann mit einem haßerfüllten Blick folgen, um dann wieder die alte leere Starrheit anzunehmen. Der Mann selbst war gebrochen. Er ging nicht mehr ins Wirthshaus, er wartete seines Amtes, wie sich's gehört; aber dabei sah er aus wie einer, der sich ins Grab legen will. Sein Gesicht war verfallen, sein Haar grau. Die Leute hatten Mitleid mit ihm. „Vater, mein lieber Vater, komm nach Haus!“ — wie oft hörte er diese Stimme, wenn er sich in bangen Nächten auf seinem Lager wälzte! Er lauschte zu seinem Weibe hinüber; auch Margret schlief nicht, er hörte ihr Seufzen, und eine tiefe Verzweiflung überkam ihn. Er hätte zu ihr hinstürzen mögen und schluchzen: „Verzeih mir, Margret! Thu wenigstens den Mund auf, sprich ein einziges Wort mit mir, oder ich verzweifle!“ — aber er wagte es nicht. Er kannte ihren eisigen Blick, das verächtliche Zucken ihrer Lippe.

Auch Margret hörte das Stöhnen ihres Mannes, sah seine Qual. „Er leidet für das, was er verbrochen hat,“ sprach sie zu sich. Stieg einmal ein Schimmer von Mitleid in ihr auf, so verscheuchte sie ihn mit Gewalt. „Mag er mich nur ansehen, er ist der Sünder; ich bin besser wie er!“

Es jährte sich nun, daß der kleine Jup so jählings umgekommen war. Die Winternächte hüllten wieder das freudlose Haus in Dunkel. Kamp saß die langen Abende stumm in einem Winkel und stierte hinüber zur Osnede, wo sein Knabe sonst gespielt. Ein finsterner Entschluß schien in ihm zu dämmern, beim leisesten Geräusch schreckte er zusammen, und sein Blick suchte fast hilflos die Frau. Sie sah nicht auf. Sie nähte und nähte, — weswegen, für wen? Ach, alles so nutzlos!

Es war wieder Christnacht. Frau Margret lag in ihrem Bett, die brennenden Augen hatten sich endlich geschlossen, aber die Hände griffen unruhig umher. Sie träumte.

Sie saß in ihrer Stube und weinte und weinte, da ging die Thür auf, und herein trat ihr Knabe im weißen Gewand, ein Kränzlein auf dem Kopfe, Engelsflügel an den Schultern. „Mein Kind,“ schrie die Mutter und streckte die Arme aus, „mein Kind!“

Aber der Knabe schüttelte die Locken und wies ihr ein Krüglein, daran schleppte er schwer.

„Ich weiß, ich weiß,“ rief Frau Margret, „es ist das Thränenkrüglein; darin sind all die Thränen, die

ich um dich geweint habe!“

Aber das Engelskind schüttelte wieder das Haupt. „Es sind nicht deine Thränen allein, o Mutter,“ sprach es traurig, „es sind auch meines Vaters Thränen darin! Das Krüglein brennt in meiner Hand wie Feuer, ich muß schöpfen und schöpfen, aber es wird nicht voll. Nur wenn eine Thräne des Erbarmens hineinfällt, dann ist es voll, dann werde ich Ruhe finden im Grabe und selig sein im Himmel. Eine Thräne des Erbarmens, — o Mutter, bitte, bitte, nur eine Thräne!“

Mit einem Schrei erwachte Frau Margret. War das Wirklichkeit, war es ein Traum?! O Gott, wie oft hatte der Jup mit heller Stimme die alte Mär vom Thränenkrüglein aus dem abgegriffenen Buche vorgelesen; nun hatte sie's geträumt! Aber dort war das Krüglein übertoll, hier wollte es nicht voll werden. — „Eine Thräne des Erbarmens, — o Mutter!“

„Mein Kind!“ Laut schluchzend streckte Margret die Hände ins Dunkel, dann lauschte sie; hatte ihr Mann sie gehört? Kein Laut im Zimmer, der schlief wohl. Sie horchte, — kein Atemzug! Alles totensüß, — wo war er?

„Friedrich!“ sagte sie leise, stoßend glitt das ungewohnte Wort von ihren Lippen und nun noch einmal: „Friedrich!“ Keine Antwort. Sie tastete nach dem Feuerzeug, ihre Hände zitterten dabei, eine unbestimmte Angst überkam sie, — wo war er?! Ihr fielen die seltsam hilfsehenden Blicke ein, die er gestern auf sie geheset; sie hatte gethan, als sähe sie nichts davon; nun aber tauchte sein vergrämtes Gesicht vor ihr auf, seine ganze lummervolle Gestalt. — „Eine Thräne des Erbarmens!“ — Jesus, wo war er?! Drüben sein Bett war zerwühlt, aber leer, die Kleider auf dem Stuhl fehlten, nur die Schuhe hatte er dagelassen!

Mit Hast warf sich Margret die Röcke über, sie ergriff die Lampe und schritt zur Thüre. Die war nur angelehnt, auch die Hausthür halb geöffnet, drüben im Holzschuppen Lichtschein. Was hatte er jetzt dort zu suchen?! Mit bebenden Knien schlich die Frau näher, ihr Herz klopfte wild, warum nur? Nun war sie da, nun lugte sie durch eine Spalte der rohen Bretterwand. —

Drinnen im Schuppen steht er, die Laterne neben sich am Boden, der matte Schein beleuchtet sein todblaßes Gesicht. Er steht regungslos und hält einen Strick in der Hand. Jetzt schaut er sich prüfend um, — dort oben am Gebälk der vorspringende Kloben, der mag wohl taugen! Er zieht den Knot aus, er schleppt den Hautkloß herzu, nun steigt er darauf, seine zitternden Finger mühen sich, den Strick um den Kloben zu schlingen, er zerrt daran, — ja so ist er fest! Ein Ausdruck wilder Verzweiflung gleitet über sein Antlitz. „Herr Gott, verzeih mir die Sünd!“ murmeln die blutlosen Lippen, — er preßt die Augen krampfhaft zu, — die Hände greifen schnell nach dem Strick, — sie legen ihn um den Nacken, — ein tiefes Stöhnen —

„Friedrich, Friedrich!“

Wie die Posaune des jüngsten Gerichts klingt der Schrei durch die Nacht, herein stürzt das Weib: „Was thust du?“ Ihre Hände packen ihn, leuchtend reißt sie ihn herab: „Friedrich!“

Mit einem dumpfen Wimmern stürzt er ihr zu Füßen, er klammert sich an ihr Kleid: „Ich kann nicht mehr, ich verzweifel!“ Erbarmen!“

Eine Thräne des Erbarmens — ach nein, viele! Auf dem Boden des Schuppens kniet Margret, in ihrem Schoß ruht der Kopf des Mannes, und ihre Thränen fallen wie ein sanfter Regen auf sein Gesicht. Gleich einer Gnadenbotschaft dünkt dem armen Sünder ihr Schluchzen. Die Hände des Weibes fassen wie betend die des Mannes: „Verzeih mir!“ —

„Verzeih du mir!“ — „Hilf mir!“ — „Hilf du mir!“



Ein lachendes Mägdlein streute dem toten Bruder die ersten Frühlingblumen aufs Grab.

Aus kaltem Schnee können nicht Rosen blühen, aus bitterem Leid nicht eitel Freude; aber wenn zwei Herzen sich treu zu einander neigen, dann ist's auch im Winter warm und das Leid nicht allzu herb.

Frau Margret hatte keine Thräne mehr, das Thränenfrüglein des toten Kindes war gefüllt. Hand in Hand standen die Gatten am Grab ihres Jup, Hand in Hand thaten sie ihre Pflicht. Jetzt verstanden sie was es heißt: „das Weib soll die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes sein!“ Freilich, da war kein Unterdrücken, kein blindes Gehorchen; tüchtig und willenskräftig stand die Frau

an der Seite des Gatten, aber sie pochte nicht auf ihr Recht. Margret hatte eine gar liebliche Art, den Kopf zu neigen, es stand ihr gut; was Wunder, daß der Mann an ihren Blicken hing und ihr gern alles zuliebe that.

Und allgemach wurden die Wangen wieder röter, die Blicke heller! An den niedrigen Scheiben des kleinen Hauses sproßte allerlei Blumengerank und füllte die herbe Luft mit süßem Duft. Auf dem kleinen Hügel des Dorfkirchhofes aber hockte ein lachendes Mägdlein und streute dem toten Bruder die ersten Frühlingblüten aufs Grab.

Bismarck als Chestifer.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von
Toni Schumacher.

„daß Du mir aber auch das an-
thun mußt und krank werden, und daß Du ge-
rade heuer nicht zu unserer Bescherung kommst, wo
wir doch eine ganz besondere Überraschung für
Dich in petto hatten! Diese verfluchte Influenza
muß einen doch um alle Freude bringen! Hättest
Dir doch von Deinem alten Drachen zu richtiger
Zeit einen Fliederthee kochen und Dich warm ein-
packen lassen, statt der dummen neumodischen Ge-
schichte mit dem kalten Wasser, — aber nun ist's
zu spät, und das Argern hilft auch nicht viel!
Du schreibst, ob ich Dir nicht Dein Christge-
schenk schicken würde! Ja, da kannst Du lange
warten! Das der Kinder wäre ja bald beisammen,
aber das Deinige ist so schwer, daß ich mich be-
dante, auch noch das viele Porto auszugeben.
Das beste ist, Du holst Dir's bald selber, —
trinke recht tüchtig Cognac, denn schwach und
wacklig darfst du nicht sein, wenn Du's mit heim-
nimmst! Inzwischen kannst Dich darüber be-
sinnen, was es ist!

Mit Gruß an die Kinder

Dein verstimmter treuer

Ontel Karl.“

Herr Schölller, an den dieser Brief gerichtet war,
und der ihn im Bette gelesen hatte, warf sich voll
Ungebuld auf die andere Seite. Auch er war tief
„verstimmt“. Noch immer saß es ihm auf der
Brust und der Kopf schmerzte, und darüber ver-
gingen die Weihnachtsfeiertage, und man hatte nichts
davon gehabt. In kurzem rasselten wieder die Räder
seiner Fabrik, der ganze Umtrieb begann von neuem,
und um die Freude, mit seinen Kindern zur Be-
scherung des gütigen Onkels nach St. wie alljährlich
zu fahren, war er gekommen, und dafür mußte er
stille liegen und sich vom Fieber und seinen Ge-
danken plagen lassen. Fröstelnd vor Unbehagen zog
er sich die Decke herauf.

„Herr Schölller, — ein frischer Widel!“ erscholl
da eine etwas näselnde Stimme neben ihm, und
Fräulein Bertha Hager, seine Haushälterin, stand
vor seinem Bette und hielt ihm mit ausgepreizten
Fingern ein ausgewundenes Leintuch vor.

„Donnerwetter, schon wieder geht die Komödie
los, — kann man mich denn nicht einen Augenblick
in Ruhe lassen . . .“

„Aber der Herr Schölller haben doch selber gesagt,
daß es alle zwei Stunden sein soll. Ich halte es
auch für sehr unnatürlich, und es ist auch für mich
gar kein Vergnügen, bei dieser Kälte mit den Händen
in dem eisigen Wasser herumzuhantieren, und . . .“

„Zum Kukud, verschonen Sie mich mit Ihren
Ansichten und geben Sie das Ding her!“

Herr Schölller richtete sich auf und versuchte die
Sache regelrecht zu machen, aber es gelang ihm nur
schlecht. Eigentlich hätte ihm jemand helfen müssen,
aber Fräulein Hager, obgleich in sehr reifem Alter,

hatte schleunigst und verschämt die Stube verlassen,
und sonst war niemand da. Herr Schölller seufzte
und dabei suchte er sich in eine einigermaßen behag-
liche Lage zu bringen.

Das Fräulein hatte noch im Hinausgehen gesagt:
„Der Herr Schölller sind ja jetzt auf zwei Stunden
versorgt, da kann ich ja wohl so lange einen Besuch
bei der Frau Notar machen. Die Kinder sind
sehr lieb beim Schlittensfahren, — man möchte doch
auch wissen, daß man in den Weihnachtstagen ist!“

„Versorgt!“ Herr Schölller kam es ein paar
Augenblicke lang auch fast so vor, als sei es der
Fall, denn trotz der vielen Falten, auf denen er
lag, wirkte doch die Reaktion des Umschlags und
es kam eine wohlige Wärme über ihn.

„Vaterle, mich friert, und ich möchte in der Stube
bleiben,“ rief da ein kleines blondes Mädchen mit
weinerlicher Stimme und lief auf das Bett zu.

„Bitte, Lenchen, die Thüre zumachen,“ sagte Herr
Schölller und mühte sich, recht geduldig zu sein, ob-
gleich ihn der Kopf wieder schmerzte.

Bums, flog die offengelassene Thüre mit einem
Schlage zu, und Lenchen stand wieder am Bett und
stellte sich auf die Zehen. „Vaterle, gelt, du machst
mir die Schleife an meiner Kapuze auf, ich bring's
nicht zustande, und die Knöpfe am Mantel gehen
auch so schwer!“ Lenchen streckte ihm ihr von der
Kälte rotes Gesichtchen entgegen, und Herr Schölller
hatte sich wieder aufgerichtet und knotete an den
Bändchen herum, die, statt aufzugehen, sich immer
mehr zusammenzogen. Endlich brachte er mit einem
Riß die Geschichte auseinander, und auch der Mantel
war bald abgelegt.

„Vaterle, kann ich jetzt bei dir bleiben? Drüben in
der Wohnstube bin ich so allein,“ sagte die Kleine und
kletterte auf den Stuhl hinauf, auf dem Herrn
Schölllers Kleider lagen.

Lenchen war des Vaters Herzblatt, mußte sie ihm
doch so vieles ersetzen, was ihr kleines Leben ihm
einst geraubt hatte. Aber sein Kopf schmerzte doch
sehr, und es war ihm kaum möglich, das lebhafteste
Kind im Zimmer bei sich zu haben. Daß die Hager
auch gerade jetzt fort mußte, und die Köchin war
auch zu ihren „Leuten“ gegangen, — es war eben
Weihnachtszeit.

„Hol dir dein Bilderbuch, Lenchen, und setz dich
dann ruhig zu mir her ans Bett, der Papa ist
krank,“ sagte Herr Schölller ergeben und fuhr sich
mit der Hand über die schmerzende Stirne.

Lenchen machte es so, setzte sich auch ganz stille
und ehrbar hin und fing an, in dem Buche zu
blättern.

„Ha, die Lene, — hurra, da sitzt sie, — wart
ich will dir, den Schneebällen davonlaufen, jetzt aber
krieg' ich dich,“ und heida, flog ein Schneeball hier
und der andere dort, und Lenchen jagte kreischend mit
vorgehaltenen Händchen im Zimmer herum, und der
siebenjährige Hans hintendrein.

„Jaso, du,“ sagte Lenchen plötzlich und hielt mitten
im wildesten Laufe inne, „Vaterle ist ja krank,“ und

beide Kinder blickten scheu und betroffen nach dem Bette.

Herr Schölller war wirklich zu müde, um schelten zu können, was die Kinder wohl erraten mochten. Er rief Hans nur zu sich und sagte: „Spiel doch mit den schönen Sachen, die du bekommen hast, taunst dich meinethalben an die Schreibtischplatte setzen, dann hab' ich dich im Auge, — aber dann, Kinder, seid um's Himmels willen auch ein bißchen ruhig und stille!“

Hans holte sehr glücklich seine Bausteine und Soldaten nebst der hübschen, kleinen Kanone mit den Erbsen herbei, es war so selten, daß er an dem großen Schreibtisch spielen durfte; Lenchen nahm ihren alten Platz ein.

Es war nun wirklich Ruhe eingetreten, und Herrn Schölller fielen die Augen zu. Wie war seine Marie, sein Weib, einstens auch neben ihm gesessen, wenn er einmal nicht wohl war! Wie hatte die linde Hand ihm über die Stirne gestrichen, wenn die schlimmen Kopfschmerzen kamen! Wie hatte sie den kleinen, wilden Buben damals im Zimmer zu halten gewußt, und wie beruhigend hatte ihre Stimme geklungen, wenn sie zu ihm gesagt hatte: „Komm her, Liebling, wir müssen stille sein, ich erzähl' dir was!“ Herrn Schölller überkam in seinem halbawachen Zustande der peinigende Gedanke: „Den Kindern wird jetzt nie etwas erzählt. Fräulein Bertha sorgt gut für Essen und Kleider, ich selber habe aber keine Zeit dazu!“

Der Knabe am Schreibtisch hatte seine Soldaten in Reich und Glied gestellt, und das kleine Mädchen wendete Blatt um Blatt seines schönen Bilderbuches um; der Vater war eingeschlafen. Er mochte wohl träumen, denn er sah sich plötzlich unter einem Weihnachtsbaum, — es war der erste gewesen, — und seine Marie hielt ihm die Augen zu und jubelnd zeigte sie ihm dann sein Geschenk, — eine hübsche, kleine Marmorfigur von Bismarck, die er sich schon immer gewünscht hatte. Lachend sagte sie: „Das ist der einzige Mensch, Georg, auf den ich bei dir eifersüchtig bin,“ und sie betrachteten miteinander das kleine Kunstwerk; die stattliche Haltung, den martialischen Schnurrbart und den merkwürdigen Ausdruck in den markigen Zügen. Und Marie sagte: „Siehst du, dort in der Mitte auf dem Schreibtisch, da hat er den allerbesten Platz!“ und sie stellten ihn zusammen hin und . . . „bum, bum!“ und „klirr, klirr!“ ging es, und dann noch einmal. „Pardaus!“ scholl es und Herr Schölller fuhr entsetzt aus seinem Schlummer in die Höhe und riß in der Dämmerung, die inzwischen eingetreten war, die Augen auf, soweit er konnte. Der Tannenbaum mit seiner lichten Helle war verschwunden, sein Mädchel hörte er rufen: „Aber, Hans, das Vaterle,“ und beide Kinder rutschten am Boden herum und suchten weiße Stücke zusammen.

„Was ist denn um's Himmels willen los?“ rief Herr Schölller, und durch den Schrecken und die Anstrengung brach der Influenzajusten, der schon besser geworden war, wieder aus.

„Ich kann gewiß nichts dafür,“ kam es heulend unter der Schreibtischplatte hervor. „Ich habe von den Klöschchen eine Festung gebaut, und die kann man doch nicht mit Erbsen beschießen . . . und dann hab' ich Schneller hineingeladen . . . und wie die Festung umgefallen ist, da ist auch die weiße Figur mit heruntergefallen . . . und, — ich will's gewiß nicht wieder thun,“ setzte Hans noch lauter weinend hinzu, denn die Stille des Vaters fing an, ihn zu beunruhigen.

„Mein Bismarck!“ war es diesem mit erschrecklicher Klarheit durch den Kopf geschossen, und er war für den Moment sprachlos.

„Du meine Güte, was ist denn hier vorgefallen?“ sagte Fräulein Hager ganz erregt, als sie, gerade von ihrem Besuche zurückkommend, in das Zimmer trat. „Ihr unartigen Kinder, was habt ihr denn überhaupt hier zu suchen, kann man denn auch nicht einen Augenblick von euch fortgehen? In einem fort habt ihr Schnee haben wollen, und nun ihr jetzt hättet Schlitten fahren können, hockt ihr in der Stube und richtet Unheil an. Es wird doch hoffentlich nicht die schöne Wasserkaraffe gewesen sein, die ihr hinuntergeworfen habt, — ach nein, gottlob, nur der alte Bismarck!“ und sie bückte sich, um den Kindern beim Zusammenlesen der Scherben zu helfen.

Da aber erscholl ein solch kräftiger Krach von der Bettlade herüber, der Kranke dort hatte sich mit einem Rucke aufgesetzt, ein weißer Arm und ein Zeigfinger streckte sich aus, die deuteten nach der Thüre, und eine Stimme rief, so laut sie nur rufen konnte: „Hinaus!“

Fräulein Bertha stieß den Kopf an die Schreibtischplatte, so entsetzt fuhr sie in die Höhe. „Aber Herr Schölller, ich bitte Sie, regen Sie sich doch nicht so auf, — Sie sind ja krank!“

„Hinaus!“ schrie er aber da noch einmal, und so energisch, daß Fräulein Bertha wirklich schleunigst der Weisung folgte, die weinenden Kinder hinter sich nachziehend.

Ein späterer schüchternen Versuch, dem Kranken am Abende noch eine Suppe und einen frischen Wickel beizubringen, mißlang gänzlich, und das Fräulein zog sich tiefgekränkt in ihre Stube zurück, nachdem sie die Kinder noch tüchtig gezant und zu Bette gebracht hatte.

Herr Schölller verbrachte diese Nacht ohne kühlenden Umschlag, ohne geschüttelte Kissen und ohne liebliche Träumereien. Der gute Onkel in St. wäre aber zufrieden gewesen, wenn er gesehen hätte, wie der Kranke immer und immer wieder einen Schluck aus der Cognacflasche nahm und gegen Morgen in einen heilkräftigen Schweiß und tiefen Schlaf verfiel.

Herr Schölller überwand die Influenza. Als in der Fabrik wieder die Räder rasselten und die Treibriemen sich drehten, da war er auch wieder auf seinem Platz, und er gab sich Mühe, nicht mehr an die verdorbenen Feiertage zu denken, aber er nahm sich vor, am ersten Sonntage zu Onkels nach St. zu fahren. Es regnete zwar in Strömen, als er sich

eine Rückfahrkarte kaufte. Die Kinder hatte er deshalb zu Hause lassen müssen, aber er war doch zu begierig auf das verheißene Geschenk.

„Wenn's nur nichts Großes in die Stube ist,“ sagte Fräulein Hager, „oder etwas Zerbrechliches — es giebt ohnedem schon genug zum Abstauben!“ Dem Fräulein steckte der Schrecken von der zerbrochenen Figur noch in allen Gliedern, auch war sie aufs tiefste beleidigt, daß der Herr seither nur das Allernötigste mit ihr gesprochen.

Herr Schölller wurde mit Jubel von Onkel und Tante empfangen, denn er war deren Lieblingsneffe. Nachdem er sich seines nassen Überziehers entledigt und einen warmen Kaffee getrunken, dabei auch viele Fragen der besorgten Tante über Kinder und Haushalt gebührend beantwortet hatte, wurde er im Triumphe in die gute Stube geführt. Als er schon auf der Schwelle war, riß ihn die Tante aber plötzlich am Rockschloß noch einmal zurück:

„Wie vergesslich, — ich hab' ja deinetwegen noch ein paar Lichtchen am Baume stecken lassen, die muß ich doch noch geschwind vorher anzünden.“

Das zweite Mal durfte dann Herr Schölller die Schwelle wirklich überschreiten, und was er nun sah, übertraf allerdings seine hochgespannten Erwartungen. Auf einem schön drapierten Postamente stand, aus farbigem Terracotta, eine lebensgroße Büste Bismarcks,

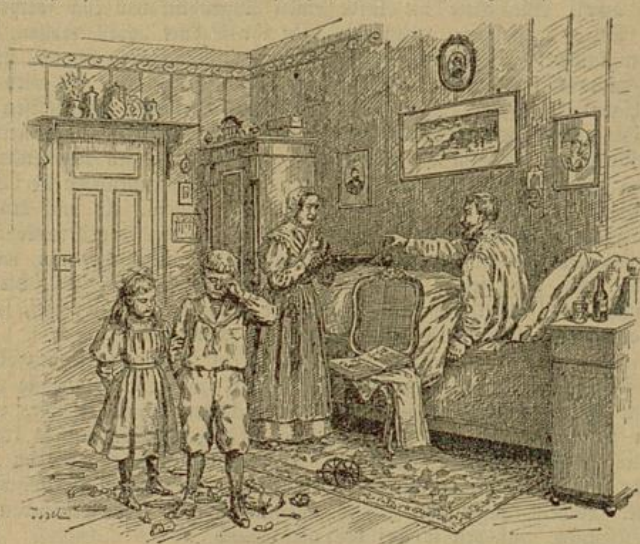
fast hätte man meinen können, er stünde lebendig vor einem. Der braune Jagdrock, der weiße Bart, der schwarze Schlapphut und die buschigen Augenbrauen! Herr Schölller war wirklich sehr erfreut, und auf der Tante gutem, altem, etwas breitem Gesichte stand die Frage zu lesen: „Aber nun — ha — was sagst du dazu?“

Der Onkel meinte, vergnügt weiter rauchend: „Gelt, der gefällt dir! Mir auch, — aber ein Heidengeld hat er gelöstet, muß ja nicht glauben, daß das nun so fortgeht. Das nächste Jahr bekommst du dafür nichts,“ eine Drohung, die Herrn Schölller in seiner gegenwärtigen Freude nicht zu stören vermochte.

Nun wurden die Geschenke für die Kinder bewundert und dann in ein Körbchen gepackt, denn Herr Schölller mußte noch zu einem Geschäftsfreunde gehen. Am Abend wollte er dann vorbeikommen

und die Gegenstände abholen; um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr ging sein Zug.

Aber nun, wie transportieren? Herr Schölller meinte: „Ich nehme ihn einfach auf die Knie bei der Fahrt,“ aber als er ihn schnell küpfen wollte, da ging das nicht so leicht. „Donnerwetter, ist der schwer,“ sagte er nach einem vergeblichen Versuche, „ja freilich, der taugt nicht zu einem Schoßkind, aber mit muß er doch!“ Herr Schölller versuchte zum zweitenmale zu küpfen, und bekam ihn denn auch glücklich auf die Arme. „So geht's schon,“ sagte er, indem er ihn ein bißchen liebevoll gewogen und dann mit einem unterdrückten „Uff“ wieder abgesetzt hatte. „Das beste ist, ich komme heute abend mit einem Wagen, und an der Bahn giebt's Packträger. Da ich dritter Klasse fahre und bei dem Regenwetter es wohl genug Platz giebt, so setze ich ihn einfach neben mich. Hurra, mein Bismarck, jetzt hab' ich



„Staus!“ schrie er aber da noch einmal.

dich wieder einmal,“ und Herr Schölller schloß in überquellendem Dankgefühl den Onkel und die Tante in seine Arme und erzählte ihnen die Tragödie mit der zerbrochenen Figur.

„s ist ein guter Mensch, der Georg,“ sagte die Tante, als er fortgegangen war, und zupfte ihre Haubtbänder wieder zurecht. „Wenn er doch nur wieder eine brave Frau hätte,“ setzte sie, wie so oft schon, klagend hinzu, „die Hager taugt nichts für ihn. Nicht einmal die Wäsche hält sie ihm ordent-

lich imstande, denn der Hemdfragen, den er heute anhat, ist oben ausgefranst wie eine Säge, und fürs Gemüt hat er gar nichts. Den Kindern thät's auch gut, wenn sie mehr liebevolle Worte hörten, und mit dem Hans sollte jetzt jemand lernen!“ Die Tante hatte bei diesen Worten kopfschüttelnd die Lichtlein ausgelöscht und das ziemlich umfangreiche Körbchen noch einmal verschürt, denn da sahen ein Paar Puppenarme und dort ein Mäntel mit seiner gelben Uniform heraus. „s ist mir doch etwas bange,“ sagte sie, indem sie den Korb und auch noch ein umfangreiches Paket mit süßem Gebäck zurechtstellte, „wie er alles heimbringt!“

Hatte es den ganzen Tag geregnet, so goß es nun in Strömen, als Herr Schölller abends mit der Droschke vorfuhr. Er hatte sich etwas verspätet und es eilte. Mit kräftigem Rucke schwang er die schwere Last auf die Schulter und schritt damit vorsichtig

die Treppe hinab. Wine, die alte Köchin, trug das Körbchen und das Paket hindendrein. Ami, der geliebte Hund des Hauses, wollte auch mit und wäre Herrn Schöllers beinahe zwischen die Füße gekommen, und der Onkel und die Tante trippelten auch nach, denn sie wollten doch sehen, wie der Nefse in den Wagen komme. In der Hausthüre schlug ihnen der Regen ins Gesicht. „Gottlob, daß er waschecht ist,“ sagte der Onkel und wischte sich die Tropfen von der kahlen Stirne. Der Kutscher guckte neugierig, was denn da käme. Herr Schölller kam glücklich in die dunkle Öffnung hinein und setzte die Büste, tief aufatmend, in den Wagen hinein. Ja, ich muß gestehen, daß er ihn beinahe hinein „schmiß“, denn er konnte in dem Moment einfach nimmer. Aber die Kissen waren zum Glück weich und — gesehen hatte es ja auch niemand, — die Influenza hatte ihm doch ein bißchen zugesetzt. Wine schob schnell noch die andern

Sachen hinein, der Onkel und die Tante riefen nach: „Glückliche Reise.“ Die Pferde zogen rasch an, und Ami quetschte beleidigt auf, weil das hintere Rad ihn noch ein bißchen gestreift hatte, so ungemütlich

ging es doch sonst nicht zu, und er folgte knurrend den andern in den Hausflur zurück.

Am Bahnhof sprang der Kutscher vom Bod. „Rufen Sie einen Packträger,“ sagte Herr Schölller gewichtig.

„Meine Säul' stehen ruhig,“ sagte der Kutscher, „und ich kann das auch verdienen, — Herr — lassen Sie mich den da tragen,“ sagte er mit leuchtenden Augen, als er in das Innere des Wagens geblickt und erkannt hatte, wer das war. „das schätz' ich mir zur Ehre, — dafür brauchen Sie mir kein Extratrinkgeld zu geben,“ und er trug die schwere Figur durch die gaffende Bahnhofsmenge mit stolzem Ausdruck, als wäre es eine leichte Last. Herr Schölller hatte ordentlich Mühe, ihm mit dem Körbchen nachzukommen. Auch noch die Wagentreppe des schon bereitstehenden Zuges trug er ihn hinauf und setzte ihn dann behulfsam auf eine Bank nieder. Das Trinkgeld mußte ihm Herr Schölller wirklich auf-

nötigen. „Ich nehm's ungern,“ sagte er, „es war mir wirklich eine Freude,“ und dabei sah er den Bismarck noch einmal liebevoll bewundernd an, ehe er hinausging.

Herr Schölller machte sich's nun bequem. So ganz leer, wie er sich's gedacht hatte, war es gerade nicht, aber er konnte doch zwei Plätze benutzen, und die große Figur stand fest und sicher zwischen ihm und dem Körbchen. Ihm gegenüber saß eine verschleierte Dame, die zum Fenster hinaus sah, neben ihr ein kleiner Knabe, der einen Lebkuchen aß. Herr Schölller, der zwei Stunden Fahrt vor sich hatte, ruhte nun ein bißchen aus und schloß die Augen. Der Zug fuhr zum Bahnhof hinaus in die dunkle Regenacht. Herr Schölller mochte wohl ein klein bißchen geschlafen haben, als ein Stoß am Wagen und ein leises „O!“ ihn aufsehen machte. Der Zug war über eine Weiche gefahren und sein Bis-

marck neben ihm kam ein bißchen ins Zittern. Er sah nun zwei Damenhände sich schnell nach der Figur ausstrecken, als wollten sie sie halten.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Herr Schölller, und schlang nun selbst den Arm beschützend



Ihm gegenüber saß eine verschleierte Dame.

um die Figur. Sein Gegenüber schien noch nicht ganz beruhigt.

„Mit dem da hätten Sie müssen erster, nicht dritter Klasse fahren!“ sagte eine angenehme Stimme. Die Dame hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, und er sah in ein gutes, freundliches Gesicht, mit einem Paar verständigen, klaren Augen. „Sie erlauben vielleicht,“ setzte sie nach einigen Sekunden etwas schüchtern hinzu, und schob unter die Kanten ein kleines wolleues Tuch, das sie schnell abgebunden hatte. „Es wäre so schade, wenn er auf dem harten Brettersitz einen ungeschickten Stoß bekäme,“ und sie sah ordentlich mütterlich besorgt dabei aus.

Herr Schölller sprach seinen Dank und die Besorgnis aus, das Fräulein möchte sich erkälten.

„O nein,“ sagte sie lachend, „das macht mir nichts und jetzt kann ich doch ruhig diesen wundervollen Kopf betrachten. Auf dem Dorf, in dem ich wohne, sieht man so etwas nicht, gelt, Frischchen?“ und sie

putzte dem Kleinen, der eben mit seiner süßen Arbeit fertig geworden, die Händchen ab. „Jetzt schau dir ihn nur auch einmal an, den Bismarck,“ sagte sie und zog den Kleinen, der in bedenklicher Weise mit den Beinchen anfangen wollte, zu baumeln, näher an sich. „Gelt, der ist schöner als all die Bilder, die wir zu Hause von ihm haben?“

„Mann, groß,“ sagte der Kleine, und sah fast ängstlich nach dem gewaltigen Manne.

„Ja, freilich ist er groß,“ sagte die junge Dame lachend, aber ihr Auge leuchtete dabei vor Begeisterung.

Herrn Schölller war es ganz warm ums Herz geworden. Wer mochte die junge Dame wohl sein? Doch wohl nicht gar die Mutter des Knaben? Mit einem unbewußt unbehaglichen Gefühle sah er sich um. Über den kleinen Gang hinüber, auf der andern Bank, saßen zwei Männer — es mochten Arbeiter sein, und jetzt, — er konnte sich nicht täuschen, denn die Lampe brannte hell, sah er plötzlich, wie der eine von ihnen mit erhobener Faust herüberdrohte. Herr Schölller war herzlich, und wenn es drauf ankam, kannte er keine Furcht. Mancher an seiner Stelle hätte geschwiegen, aber es betraf seine heiligsten Gefühle. Mit unterdrückter, aber sehr bestimmter Stimme sagte er zu den Männern gewendet: „Ich darf Sie wohl fragen, wem hat die Faust gegolten, die Sie soeben gemacht haben? Ich hoffe, nicht einem, für den ich gleichfalls mit der Faust antworten müßte.“

Die Männer, die wohl auch ein bißchen zuviel im Kopfe hatten, sahen einander verdutzt an, etwas eingeschüchtert durch den drohenden Blick Herrn Schölllers. „Nun ja, ich hab' halt gedacht, weil der blinde Passagier da drüben wohl keine Fahrkarte hat!“ zog sich der Mann schlau aus der Streitlage und schwieg ganz stille, als Herr Schölller noch einmal grollend sagte: „Das ist meine Sache und geht Sie nichts an. Im übrigen hätte ich Ihnen nicht raten mögen, daß Sie sich was anderes dabei gedacht hätten!“ und er drehte sich tief aufatmend auf seinem Sitze wieder um. Als sein Auge sein Gegenüber streifte, traf ihn ein solch warmer, leuchtender Blick, daß ihm, er wußte nicht wie, dabei wurde. Gar zu gerne hätte er herausbekommen, wer sie war.

Das Büblein war inzwischen schläfrig geworden, und sie hatte ihn, um ein für allemal die Gefahr mit den strampelnden Beinchen abzuschneiden, auf den Schoß genommen, und sein Köpfschen mit der dicken Pelzmütze lag auf ihrem Arm.

„Dat — Daten!“ sagte der Kleine schläfrig und deutete mit dem herabhängenden Armchen nach dem Korbe, von wo Hansens Männen gerade nach ihm herüberschauten.

„Willst du einen haben, kleiner Mann?“ fragte Herr Schölller freundlich, und zog denjenigen, der am neugierigsten über den Rand des Körbchens herausschaute, vollends vor und drückte ihn in das Händchen.

„Aber Sie berauben andere Kinder,“ sagte die Dame zögernd und sah ihn dabei etwas unsicher an.

„Für meine Kinder ist noch genug in dem Korbe,“

erwiderte Herr Schölller herzlich. „Es taugt gar nicht, wenn die Kinder zuviel Spielsachen haben.“

„Ach, Sie haben Kinder!“ rief die junge Dame und in dem Ausrufe mochte ein Gemisch von Teilnahme und auch von Überraschung liegen. Sie hatte in dem Dämmerlicht über der Bismarck-Büste den Inhalt des Körbchens ganz übersehen. Aber nun gab ein Wort das andere, und die beiden Reisegefährten wurden ganz gesprächig. Die junge Dame erzählte, wie sie Bismarck einmal beinahe gesehen hätte, als sie vier Stunden im Regen an seiner Parkpforte in Friedrichsruh gewartet hatte, „aber dann war er zu einem andern Thore hinausgefahren, und das hat fast Thränen gekostet, denn ich durfte nicht mehr länger warten, — ich war damals nämlich Gouvernante in Berlin,“ setzte sie unbesangen hinzu, „und hatte nur einen Tag Urlaub.“

„Aber jetzt sind Sie wohl wieder hier, im Unterland?“ fragte Herr Schölller erwartungsvoll.

„Freilich, im Pfarrhause zu B., wo ich jetzt meine Heimat und meinen Beruf habe,“ sagte die Dame mit bewegter Stimme und drückte den inzwischen eingeschlafenen Jungen zärtlich an sich.

Sollte es die neue Pfarrfrau von B. sein, von der Herr Schölller erst kürzlich hatte erzählen hören, sie sei mit Mann und fünf Kindern aufgezogen? Verstoßen und prüfend blickte er wieder hinüber nach dem lieben, angenehmen Gesichte, das sich über den kleinen Schläfer beugte und das wohl nicht mehr so ganz jung, aber doch auch nicht gerade nach — fünf Kindern aussah. Herr Schölller mußte unverwandt hinsehen. „Herr Gott, wenn man nur wüßte, ob . . .“

Die junge Dame mochte wohl den Blick gefühlt haben, denn sie fuhr erschreckt und etwas verwirrt in die Höhe und zog ihre Uhr. „Ach, da hab' ich ja nur noch zwei Minuten bis zu meiner Station, wie man sich auch so vergessen kann. Komm, Frischchen, komm, mach auf, wir kommen zur Mama und zum Papa, und dann erzählen wir, wie schön es in St. gewesen ist. Und dann gib dem lieben Herrn auch den Soldaten wieder, so,“ und sie entwand ihm der kleinen widerstandslosen Hand und reichte ihn Herrn Schölller hin, während das Kind schlaftrunken „Tante“ murmelte und sein Köpfschen wieder an ihre Schulter fallen ließ. Der Zug fuhr langsamer, und das Fräulein stand auf. „Jetzt haben Sie wohl auch Ihr Ziel bald erreicht,“ sagte sie herzlich, „und werden sich freuen, bis Sie Ihrer Frau das schöne Geschenk werden zeigen können. Kommen Sie glücklich nach Hause!“ und sie schritt rasch dem Ausgange zu, denn der Zug hatte gehalten, und es hieß aufsteigen.

Herr Schölller war von dem Augenblicke an, als sich sein Gegenüber nicht als Mutter, sondern als Tante entpuppte, in einer Art Erstarrung gewesen, aus der er plötzlich erwachte, als er den Platz sich gegenüber leer sah. „Aber Fräulein, — Fräulein, so warten Sie doch, — ich will Ihnen helfen! Geben Sie das Kind her, — ich biete es Ihnen hinaus,“

— so,“ und Herr Schölller hatte den kleinen Schläfer mit kräftigen Armen gefaßt. Die junge Dame hatte mit der einen Hand das Geländer ergriffen und setzte vorsichtig schon den Fuß auf die zweite Stufe, als ein warmer Atem sie streifte und eine tieferegte Stimme ihr ins Ohr flüsterete: „Fräulein, — liebes, liebes Fräulein, — ich hab' ja gar keine Frau, — ich habe nur ein leeres Heim, und zwei Kinder, die der Liebe entbehren! Darf ich“

„Tante, hier! — Tante, wir sind da! — Tantchen, wo ist denn Fritz? — Paß auf, Schwester, stolpere nicht!“ scholl es draußen durcheinander, und viele Hände streckten sich nach Fritzchen und der Tante aus.

Herr Schölller hatte den Knaben abgegeben und dann hatte er, er wußte nicht, wie es über ihn gekommen, noch schleunigst auf dem Bahnsteig eine kleine Hand vor ihm erfaßt. „Ich komme bald ins Pfarrhaus, nicht wahr, ich darf?“ und schnell schwang er sich wieder hinaus, denn der Zug setzte sich in Bewegung. Ein paar liebe Augen hatten ihn noch rasch, aber nicht unfreundlich angesehen, und er steuerte auf seinen eben verlassenen Platz zurück. Wie war doch innerhalb einiger Minuten alles so ganz anders geworden! Herr Schölller war noch wie runken, als bald darauf auch an ihn das Aussteigen kam. Wie machte er's nur, — es eilte, — der schwere Bismarck, — und das andere, — er hatte sich's ja gar nicht überlegt und er sah ganz verwirrt um sich.

Die beiden Arbeiter, die seither geschlafen hatten, stiegen ebenfalls aus und bemerkten seine Not. „Geben Sie mal den Korb her, Herr, — ich trage ihn,“ sagte derselbe, mit dem Herr Schölller vorher das Gespräch geführt hatte. „Bin nicht so schlimm, als Sie glauben. Auch den Pack geben Sie her, — Sie kommen ja sonst nicht zur Thüre hinaus. Aber den blinden Passagier dort, den tragen Sie nur selber, — warum, das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen, — mag ihn eben nicht leiden, dabei bleibt's!“ und damit stieg der Mann schleunig herunter, der sich höflich bedankende Herr Schölller, mit der Büste auf der Schulter, hintendrein. Merkwürdig, er fühlte diesmal keine Last und über des Mannes Rede keinen Ärger, — oder hatte er sie gar nicht gehört? Er konnte sich überhaupt von seinen Gedanken keine Rechenschaft ablegen, auch als er in seiner eigenen Kutsche vollends nach Hause fuhr. Erst der entsetzte Ruf Fräulein Berthas, als der Wagen hielt, und sie in denselben hineinleuchtete, versetzte ihn vollständig in die Gegenwart.

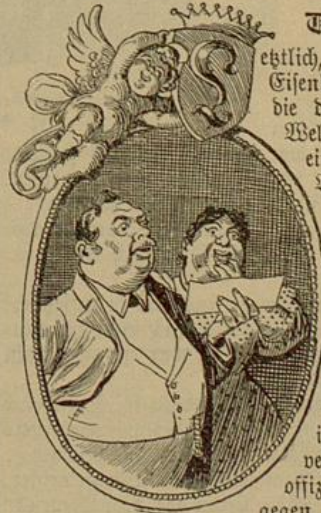
„Um des Himmels willen, Herr Schölller, was bringen Sie denn da für ein Monstrum?“ schrie sie. „Nein, dafür haben wir wahrhaftig keinen Platz. Wenn es doch wenigstens eine neue Wange oder eine Auswindmaschine gewesen wäre, — was denken nur aber auch die Frau Tante,“ und Fräulein Hagers Gesicht wurde ganz rot vor Ärger.

Trotzdem kräftige Hausknechtsarme nun dagewesen wären, sagte Herr Schölller seinen neuen Schatz noch einmal mit vollen Kräften und trug ihn schweigend ins Haus und direkt in die gute Stube hinauf.

Dort setzte er ihn, trotzdem er etwas regentriefend war, mit einem kräftigen Schwunge mitten auf das schönste Plüschkanapee, so daß die Federn krachten und Fräulein Hager aufkreischte. „So, hier bleibt er einstweilen sitzen, und einen Platz werden wir für ihn finden, — den besten, den es giebt, — und Platz wird überhaupt für vieles gemocht!“ sagte Herr Schölller hochaufatmend, und sah dabei so triumphierend und so eigenartig aus, daß des Fräuleins Herz bebte und sie sich gar nicht mehr getraute, nach weiterem zu fragen. Im stillen aber dachte sie ernstlich: „Sollte Herr Schölller durch die Influenza-Cognacflasche am Ende Freude am Trinken bekommen haben?“

Herr Schölller aß kräftig zu Nacht, denn er war sehr hungrig geworden. Spät in der Nacht aber, als er mit dem Lichte noch vor die Betten seiner schlafenden Kinder trat, da fuhr er ihnen mit der Hand zärtlicher als sonst wohl über die blonden Köpfe, so daß Lenchen schlaftrunken seine Hand faßte und sagte: „Vaterle, . . . bist du da? . . .“ Dann blickte er zu einem eben solch blonden Frauentopfe über dem Bettchen auf und dann durch die geöffnete Thüre zu dem Bismarck hinüber; er nickte mit dem Kopfe und sagte leise vor sich hin: „Es wird recht werden!“

Und es wurde recht! Acht Tage nachher erhielten der Onkel und die Tante in St., welche tagtäglich sich noch darüber aufregten, wie es dem Georg wohl ergangen sei, folgendes Telegramm: „Als Verlobte empfehlen sich: Georg Schölller — Marie Müller! Hurra, Bismarck als Ehestifter. Unsere Hochzeitsreise machen wir nach Friedrichruh und bedanken uns persönlich — trotz Schweningner und Chrysanther!“



Die Eischrede.

estlich, als soeben die neue Eisenbahn fertig geworden, die das Dusterthal dem Weltverkehr erschließt, lief ein Telegramm beim Bürgermeister in Dusterwitz ein. Und was war's? Nichts Geringeres, als daß Seine Durchlaucht der regierende Fürst höchstselbst die neue Bahn befahren wolle; er treffe mit dem und dem Zuge in Dusterwitz ein, verbäte sich aber allen offiziellen Empfang. Dagegen solle der Bürgermeister für ein Frühstück sorgen, das Seine Durchlaucht auf dem Bahnhofe selbst einnehmen würden und zu dem der Bürgermeister hiermit geladen sei. — Der Bürgermeister soll mit Seiner Durchlaucht am

selben Tisch sitzen und frühstücken! Postausend, was freute das den Bürgermeister, und was freute es erst die Frau Bürgermeisterin! Das Frühstück ward bestellt und, so gut es eben ging, vom Bahnhofswirt vorbereitet.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde lief der Zug in den Bahnhof ein. Seine Durchlaucht der Fürst entzogen dem Wagen, wurden vom Bürgermeister ehrfurchtsvoll begrüßt und begaben sich nach dem Wartesaale II. Klasse, der zu einem eleganten Speisesaale umgewandelt worden war. Man setzte sich; der Fürst kam natürlich an das obere Ende des Tisches zu sitzen, und rechts und links von ihm saßen eiliche höhere Bahnbeamte, daran schlossen sich einige Herren des fürstlichen Gefolges, und ganz unten, am anderen Ende, nahm der Bürgermeister Platz.

Das Mahl begann: Bouillon in Tassen. Man sah es den Gästen an, die Bouillon mundete.

Rechts vom Bürgermeister saß ein Herr in Civil, — ein feiner Kopf mit einem Paar lustigen Augen darin — der es bald weg hatte, daß der Bürgermeister vor Ehre und Angst ganz außer Rand und Band war: vor Ehre, daß er mit seinem Fürsten vom selben Tafeltuch speiste, und vor Angst, daß er am Ende eine Dummheit machen könnte. Als die Tassen weggenommen wurden, sagte der Herr in Civil so leichtthin zum Bürgermeister: „Vergessen Sie nur in Ihrer Rede nicht, Ihre Hoheit, die Frau Fürstin, zu erwähnen!“

Der Bürgermeister war sprachlos; endlich stotterte er: „Ja, ich dent', es soll nichts geredt werden. Offizieller Empfang ist doch Allerhöchst verboten!“

„Ach,“ meinte der andere, „das sagt man so; aber der Fürst sieht es gern, wenn über Tisch Reden gehalten werden.“

Der Bürgermeister schwieg; das war ja entsetzlich! Er sollte eine Rede halten, wo er auch nicht im mindesten vorbereitet war. Daran war ja gar nicht zu denken.

Zweiter Gang: Forellen, extra dazu im Dusterbach gefangen. „Beim Fisch,“ so meinte des Bürgermeisters Nachbar, „macht sich solch eine Rede am besten.“

„Meinen Sie?“ stammelte der Bürgermeister; „ich dent', man hält solche Reden vor dem Braten?“

„Das ist hannoversche Sitte. Gut, halten Sie sie vor dem Braten.“

Der Bürgermeister sah ein, es blieb ihm nichts übrig, er mußte die Rede halten; er machte die

fürchterlichsten Anstrengungen, irgend einen Gedanken dazu zu fassen; aber der Kopf war ihm wie von Blei; dabei perlte ihm kalter Schweiß über die Stirne.

Dritter Gang: Rostbraten mit Gemüse. „Aber Herr Bürgermeister,“ mahnte der entfesselte Mensch neben ihm, „da ist der Braten, und Sie haben noch nicht gesprochen.“

„Könn't ich's nicht bei dem nächsten Gange thun?“ fragte der Bürgermeister.

„Richtig ist es nicht, aber ausnahmsweise kann man es ja.“

Der Bürgermeister, der sich auf den Rostbraten schon so gefreut hatte, nahm sich drei Riesestücke von der Platte herunter, aber essen konnte er nicht einen Bissen davon — alles aus Angst um die Rede, die er halten sollte.

Vierter Gang: Welschhahn. „Herr Bürgermeister, wollen Sie nun reden oder nicht?“ so fragt der böse Nachbar, der einmal nicht locker läßt.

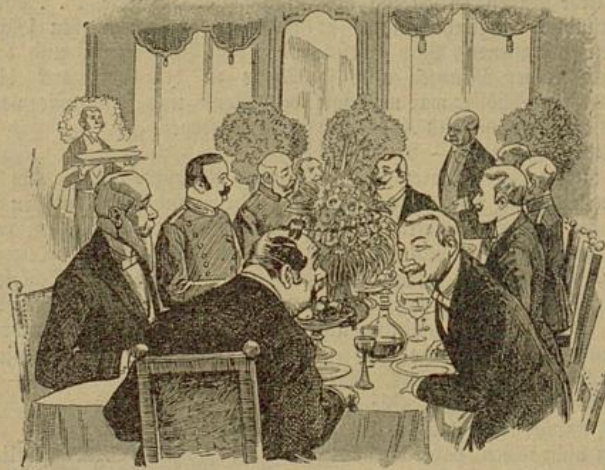
„Aber der Fürst ist ja schon; ich kann ihn doch am Essen nicht stören mit meiner dummen Rede. Ich red' beim Nachtsch; verlassen Sie sich darauf.“

„Nun ja, solche Nachtschreden sind oft die besten.“

„Sehen Sie wohl,“ erwiderte vergnügt der Bürgermeister.

Der Nachtsch war da, behaglich knabberte alles an den Mandeln; wer aber noch immer nicht sprach, das war der Bürgermeister.

„Jetzt aber, Herr Bürgermeister, reden Sie,“ so mahnte uner-



„Vergessen Sie nur in Ihrer Rede nicht, Ihre Hoheit die Frau Fürstin zu erwähnen!“

bittlich der Nachbar.

„Das thue ich auch.“ Er erhob sich richtig und schlug kräftig ans Glas; aber er hatte versehentlich mit dem Holzgriff daran geschlagen, anstatt mit der Klinge, so daß sich kein Ton vernehmen ließ. Im selben Augenblick erhob sich auch der Fürst und damit die ganze Tafelrunde: das Gabelfrühstück war beendet.

„Sehen Sie wohl,“ sagte der fremde Herr in Civil zum Bürgermeister und lachte ihm jetzt unverhohlen ins Gesicht, „jetzt sind wir um Ihre schöne Rede gekommen.“

„Fein war's,“ sagte am Nachmittag der Bürgermeister zu seiner Frau, als diese ihn darnach fragte, wie alles verlaufen sei; „hochsein. Ich hätte so gern geredet; es ging aber alles so schnell, daß ich dazu gar nicht gekommen bin. Schade um meine schöne Rede! Na, ich halt' sie das nächste Mal.“

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1897 bis zum Juni 1898.



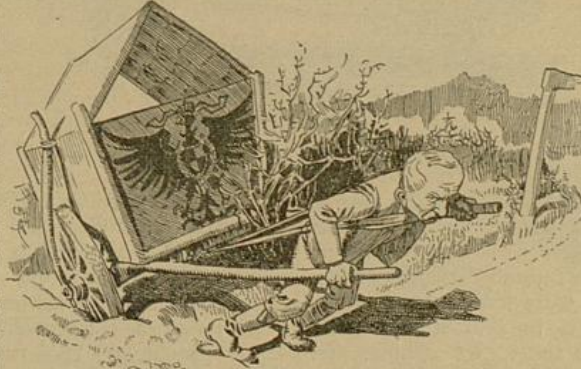
Das war eine böse Zeit! Zwölf schlimme Monate, — einer immer unruhiger als der andere! Handel und Gewerbe gingen die Zeit über stark in die Höhe, aber draußen in der Welt sah es böse aus,

und der Hansfrieder, wenn er hinterm Pfluge herging, war nicht sicher, daß über Nacht nicht die Kommission komme, um ihm sein bestes Noß für die Artillerie auszuspannen, und der Meister Kilian hatte es mit der Angst, daß ihm mit einemmale die Werkstatt leer werde, — alle Gesellen zu den Soldaten einberufen! Es ist aber noch alles so leidlich abgegangen! Es ward mehr räsioniert als gerauft in der Welt; richtigen Krieg gab es wenigstens hier zu Lande nicht; ja, in ganz Europa gab es keinen, seit erst die Griechen und die Türken sich besonnen und Frieden oder doch vorerst einmal Waffenstillstand miteinander gemacht hatten, denn zum wirklichen Frieden sollten sie noch lange nicht kommen, und um ein Haar hätten sie von neuem Krieg miteinander bekommen, nur weil sie über den Frieden nicht einig werden konnten. — Dafür war in der übrigen Welt richtiger und wirklicher Krieg gerade zur Genüge; von Sonnenaufgang bis Niedergang hat's gedonnert und gewettert; und noch jehund könnt Ihr's hören — wenn Ihr die Ohren fein spitzt —, wie die Kanonenschüsse fallen. Unser liebes

Deutschland

aber ist — Gott sei's gedankt — weit vom Schuß und ist es die ganze Zeit über gewesen, wenn darum auch noch lange nicht eitel Friede und Ruhe in Reiche war. Im Gegenteil: Es ist bunt genug hergegangen und es hat sich verschiedentliches gegen früher arg geändert, aber eines ging so sachte uns andere, daß man's erst merkte, als es längst schon ge-

schehen war. Wer neben dem Fürsten Hohenlohe als Reichskanzler in Deutschland bislang immer das erste und größte Wort geführt hatte, das war niemand anders als der Herr v. Bötticher, und er hatte ein Recht und auch das nötige Mundstück dazu. Er war einer der Allerersten von allen den hohen Herren, die um den Kaiser herum waren; er war Staatssekretär für alle inneren Geschäfte im Deutschen Reiche und ein für allemal Stellvertreter vom Reichskanzler, wo der etwa abgehalten war. Er verstand es auch aus dem ff! Nach oben hin war er allemal lieb Kind und nach unten hin wußte er immer so schöne Worte zu setzen, selbst wenn er nichts zu sagen oder etwas abzuschlagen hatte, daß ihm keiner ernstlich böse sein konnte, — kurz, er war einer von denen, die es gern aller Welt recht machen. Er paßte also ganz vortrefflich in die Zeit, wo der Herr v. Caprivi das Regiment führte; er paßte aber nicht mehr in die neue Zeit. Der Fürst Hohenlohe gab sich alle Mühe, den deutschen Reichskarren wieder ins richtige Geleise zu bringen, der teils in die Dörner, teils in den Lehm gefahren worden war. Um da kräftig mit zuzufassen, gehörten andere Leute hin, Leute mit kräftiger Faust und entschiedenem Willen.



Fürst Hohenlohe gab sich alle Mühe, den Reichskarren wieder ins richtige Geleise zu bringen.

Der Herr v. Bötticher wurde nach Magdeburg als Oberpräsident gesetzt, was wohl so eine Art Straf- oder Ruheposten sein muß, denn verschiedentlich sind schon Minister, die nicht mehr recht voran wollten oder die gar einen Bock geschossen hatten, zu Oberpräsidenten gemacht worden, wie z. B. der Herr v. Gofler, als er dem Dr. Koch für seine Tuberkelbrühe einen ausnahmsweise schönen Orden besorgt hatte, während sich doch alsbald zeigte, daß die besagte Brühe zu gar nichts nütz ist als zum Wegschütten. — Außerdem verschwand der Herr v. Marschall aus Berlin, derselbe, von dem der Hinkende — wenn's gleich ein badiischer Landsmann ist — sagen muß, daß er sich schon sehr lange ausgezeichnet für solch besagten Oberpräsidentenposten geeignet erwiesen hätte. Aber er kam noch glimpflich weg; er ward nicht Oberpräsident, nein, so schlimm ging es ihm nicht; er wurde nur Botschafter und zwar zu Konstan-



Staatssekretär v. Bülow.

9



tinopel beim türkischen Sultan, wo er aber gerade weit genug weg war, um denen nicht mehr dazwischen zu kommen, die nun in Berlin ans Ruder gelangten. Wen der deutsche Kaiser sich aber dazu ausgesucht hatte, das war vor allem der Herr v. Bülow, den er extra dazu aus Rom kommen ließ, wo er bis dahin als deutscher Vorkämpfer gefessen hatte. Er bekam die Stelle, die bislang der Herr von Marschall zu verwalten hatte; er wurde Staatssekretär im auswärtigen Amte, und es ward ihm somit alles unterstellt, was die auswärtigen Angelegenheiten des Deutschen Reiches betrifft. Noch ein dritter ging unversehens ab; das war der Herr Bödiker, der Kaiserlich deutsche Oberreichsversicherungs-
marken-Klebe-
meister, derselbe, der das Aufkleben der Versicherungsmarken erfunden hat, das den Arbeitgebern, insbesondere aber der Frau Kanzleirätin und allen anderen Hausfrauen, immer den großen Spaß macht! Um diesen

Mann aber ist es besonders schade! Denn wär' er im Amte geblieben, dann wär' es auf dem schönen Wege, den er eingeschlagen, munter weiter gegangen; er hätte noch einige Duzend Versicherungsarten mehr eingeführt; Geld wäre nicht mehr nötig gewesen; es hätte sich alles in Marken verwandelt. — Ein vierter Reichsbeamter, der abging, aber leider ganz gegen seinen Willen und zwar mit dem Tode, — das war der Oberreichspostmeister Herr



v. STEPHAN.

Einrichtungen und aber Tausenden von Beamten geschaffen! Er hat auch den „Weltpostverein“ ins Leben gerufen. Wahrhaftig, das war genug Arbeit für ein Menschenleben, und ein Wunder war es somit nicht, wenn er bei Weiterem nicht mehr mitthun wollte. Leider hat der große Mann traurig enden müssen! Erst schnitten sie ihm eine Zehe ab und dann immer Stück für Stück das Bein, bis es zu

Ende mit ihm war. Der Hinkende hätte ihm einen leichteren, einen schöneren Tod als den unter den Messern der Doktoren gegönnt, denn er hatte ihn besonders ins Herz geschlossen, und voll Dankbarkeit und Ehrfurcht gedenkt er des Brieftreiers, das der große Mann ihm einstens geschrieben, als der Hinkende ihm ein „Bravo“ zugerufen, daß er seine Beamten anwies, die vielen unnützen Fremdwörter draußen zu lassen. Der Hinkende legt deshalb einen Kranz auf das Grab

des Mannes, der so viel fürs Deutsche Reich und für die deutsche Post gethan hat.

Gegen seine Gewohnheit besann sich der deutsche Kaiser eine ganze Weile lang, wen er dem Herrn v. Stephan als Nachfolger geben sollte. Der Geheimrat Fischer, der bis dahin immer Stephans Stellvertreter gewesen, wäre in der Reihe daran gewesen; aber auch die andern Geheimräte spannten auf die schöne Stelle. Doch der Kaiser wollte von ihnen allen nichts wissen. Er nahm sich einen her-

aus, der sein Lebtage keine Postuniform, aber dafür Husarenuniform getragen hatte, nämlich den General v. Pobjielski. Das gab ein Aufsehen! Die Brieftreier freuten sich unbändig; sie meinten, jetzt würden sie alle beritten gemacht werden; die Kaufleute aber räsonnierten, weil sie dem Manne gar nichts zutrauten. In der Wirklichkeit hat sich gezeigt, daß er gut für sein Amt paßt; er hat gleich guten Willen gezeigt und verschiedenes verbessert. Etliche Geheimräte aber, welchen die fette Stelle entgangen war, reichten alsbald ihren Abschied ein. — Von der Post kommt der Hinkende auf die Marine zu sprechen. Auch da haben sich Änderungen nötig gezeigt. Staatssekretär war da bislang Herr Hollmann, der sich die schönste Mühe gab, vom Reichstage soviel Geld zu bekommen, um etliche neue Kriegsschiffe bauen zu können; aber alles, was er den Herren vom deutschen Reichstage vorrechnete, nützte nichts; die Herren blieben störrisch und gaben keinen Kreuzer — für die „Kreuzer“; und doch braucht das Deutsche Reich die Schiffe so nötig, wie der Hansfrieder einen neuen



Der Kaiser machte mit eigener Hand eine schöne große Zeichnung zurecht.



Staatssekretär v. Pobjielski.

Pflug braucht, wenn der alte abgenutzt ist, und der Meister Kilian einen neuen Blasebalg, wenn der alte Luft läßt und durchaus nicht mehr zu flicken ist. „Das Ding müssen wir am andern Ende anfangen,“ — so sagte sich da der deutsche Kaiser. „Bis jetzt ist immer viel zu wenig an Schiffen verlangt worden; wir sind zu bescheiden gewesen. Verlangen wir einmal einen ordentlichen Posten! Etwas davon werden



Staatssekretär Tirpitz.

uns da die Herren schon zubilligen.“ Der Kaiser setzte sich an den Tisch und machte mit eigener Hand eine schöne große Zeichnung zurecht. Da konnte man deutlich sehen, wie viele und wie mächtig große Schiffe die andern Völker der Welt auf dem Wasser schwimmen haben, namentlich aber die Engländer, die Russen und die Franzosen, — und wie wenige und wie kleine die Deutschen! Diese schöne saubere Zeichnung gab der Kaiser in den Druck, und allen, die's anging, und namentlich den widerpenstigen Reichstagsboten ließ er einen Abzug zustellen. Ja, da ging verschiedene erst ein Lichtlein auf, und solche, die vordem nicht ein einzig Schiff mehr haben wollten, legten jetzt bedachtsam die



Prinz Heinrich von Preußen.

zu haben wünschte, schon in sechs Jahren, anstatt erst — wie verlangt — in sieben Jahren fertig sein sollten. Da freute sich der Kaiser, und als das neue Geſetz schwarz auf weiß stand, drückte er dem Herrn Tirpitz kräftig die Hand und machte ihn zum Minister. Wie nötig aber gute, starke Kriegsschiffe fürs Deutsche Reich sind, das hat sich in letzter Zeit mehr als ein-

mal gezeigt. Den Chinesen war es unangenehm und doch sehr dienlich, daß ihnen etliche deutsche Kriegsschiffe vor die Nase gerückt wurden, als sie sich erdreisteten, zwei deutsche Missionare umzubringen, was dann zur Folge hatte, daß sie ein schönes Stück Land, Kiautschou, pachtweise ans Deutsche Reich abtreten mußten, wozu der deutsche Kaiser seinen einzigen Bruder Heinrich extra nach China sandte, damit er die Pachtung richtig mache. Auch gegenüber den Wollköpfen, die auf der Insel Haiti sitzen, that es gut, daß zwei deutsche Schiffe zur Hand waren, als sie sich dagegen sperren, einen deutschen Unterthanen freizugeben und zu entschädigen, den sie widerrechtlich eingekerkert hatten. Außerdem ist es der Kolonien wegen nötig, daß das Deutsche Reich eine starke Flotte hat, um zur passenden Zeit mit Truppen und Kriegsmaterial zur Stelle zu sein. Wie schön sich diese Kolonien gerade in

letzter Zeit gemacht haben, hat der Hinkende bereits in seiner diesjährigen Rede auseinander-gesetzt. Hier aber will er noch einmal auf die schöne große Kolonie verweisen, welche das Deutsche Reich in Südwestafrika sein eigen nennt. Das ist ein Land, wo der arbeitsame deutsche Bauer unter-schlupfen kann, wenn er daheim nicht mehr den nötigen Raum findet. Der deutsche Kaiser hat dort einen Gouverneur sitzen, der seine

Sache ganz besonders gut versteht und der das Land voreerst erobert und von Rebellen gesäubert hat und nunmehr in der prächtigsten Weise verwaltet. Ein Landsmann vom Hinkenden ist es, ein Badener, und Major Leutwein heißt der gewaltige Mann, der es fertig bekommen hat, den ungekrönten König der Hottentotten erst mit gewappneter Faust zu besiegen und ihn hinterdrein mit freundlicher Hand zum Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen. Der Mann mußte in den Kalender hinein, damit der Hansfrieder und der Peter sehen, wie ihr berühmter Landsmann ausschaut in seiner Tracht. Er war letzlich daheim in Deutschland, und vor dem deutschen Reichstage hat er gestanden und hat den Herren auseinandergesetzt, wie es drüben im fernen Afrika sieht, worauf sie schlankweg alles bewilligten, was die Regierung von ihnen verlangte.

Im übrigen waren die Herren vom deutschen Reichstage aber die ganze Zeit über durchaus nicht gut auf

mal gezeigt. Den Chinesen war es unangenehm und doch sehr dienlich, daß ihnen etliche deutsche Kriegsschiffe vor die Nase gerückt wurden, als sie sich erdreisteten, zwei deutsche Missionare umzubringen, was dann zur Folge hatte, daß sie ein schönes Stück Land, Kiautschou, pachtweise ans Deutsche Reich abtreten mußten, wozu der deutsche Kaiser seinen einzigen Bruder Heinrich extra nach China sandte, damit er die Pachtung richtig mache. Auch gegenüber den Wollköpfen, die auf der Insel Haiti sitzen, that es gut, daß zwei deutsche Schiffe zur Hand waren, als sie sich dagegen sperren, einen deutschen Unterthanen freizugeben und zu entschädigen, den sie widerrechtlich eingekerkert hatten. Außerdem ist es der Kolonien wegen nötig, daß das Deutsche Reich eine starke Flotte hat, um zur passenden Zeit mit Truppen und Kriegsmaterial zur Stelle zu sein. Wie schön sich diese Kolonien gerade in



Major Theodor Leutwein, geboren den 9. Mai 1849 zu Strümpfelsbrunn i. B.

letzter Zeit gemacht haben, hat der Hinkende bereits in seiner diesjährigen Rede auseinander-gesetzt. Hier aber will er noch einmal auf die schöne große Kolonie verweisen, welche das Deutsche Reich in Südwestafrika sein eigen nennt. Das ist ein Land, wo der arbeitsame deutsche Bauer unter-schlupfen kann, wenn er daheim nicht mehr den nötigen Raum findet. Der deutsche Kaiser hat dort einen Gouverneur sitzen, der seine Sache ganz besonders gut versteht und der das Land voreerst erobert und von Rebellen gesäubert hat und nunmehr in der prächtigsten Weise verwaltet. Ein Landsmann vom Hinkenden ist es, ein Badener, und Major Leutwein heißt der gewaltige Mann, der es fertig bekommen hat, den ungekrönten König der Hottentotten erst mit gewappneter Faust zu besiegen und ihn hinterdrein mit freundlicher Hand zum Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen. Der Mann mußte in den Kalender hinein, damit der Hansfrieder und der Peter sehen, wie ihr berühmter Landsmann ausschaut in seiner Tracht. Er war letzlich daheim in Deutschland, und vor dem deutschen Reichstage hat er gestanden und hat den Herren auseinandergesetzt, wie es drüben im fernen Afrika sieht, worauf sie schlankweg alles bewilligten, was die Regierung von ihnen verlangte.

Im übrigen waren die Herren vom deutschen Reichstage aber die ganze Zeit über durchaus nicht gut auf

die Regierung zu sprechen. Nicht, daß es ihnen an Unterhaltung und an Stoff gefehlt! Nein, nein, die Regierung sorgte redlich dafür, daß die große Maschine, die zu Berlin geht und in der jahraus, jahrein die vielen Gesetze gemacht werden, auch allezeit genügend Futter hatte. Es ist wirklich rührend, daß die Minister sich so gar keine Ruhe gönnen und immer neue Gesetze machen, damit nur ja die Menschheit endlich besser wird! Aber die Meinungen, wie die Gesetze sein müssen, sind zumeist arg geteilt, und eine Einigkeit zwischen der Regierung und den Herren Abgeordneten ist schwer fertig zu bringen. Trotzdem ist ein ganzer dicker Band neuer Gesetze im letzten Jahre wieder fertig geworden, und die Herren Richter haben alle Mühe, ihn auswendig zu lernen, zumal sie ja eben dabei sind, das neue bürgerliche Gesetzbuch intus zu bekommen, das vom nächsten Jahre ab gültig ist. Die armen Herren Richter sitzen deshalb jetzt ganze Nächte bei der Lampe auf und studieren das neue Gesetzbuch. Die Advokaten aber freuen sich, denn zu all den Gesetzen, die es jetzt schon giebt, kommt vom nächsten Jahre ab noch das neue bürgerliche Gesetzbuch, und wer es von ihnen nur versteht, der bringt es fertig und zieht einen Prozeß nun noch länger hinaus als jemals; denn dann dreht es sich immer erst darum: gilt das neue Gesetz oder das alte? Der Hinkende rät deshalb nur noch den ganz jungen Leuten, sich auf einen Prozeß einzulassen. Wer schon etwas bei Jahren ist, dem wird es zumeist passieren, daß er 's Ende von einem Prozeß nicht erlebt. —

Die verschiedenen deutschen Reichs- und Bundesfürsten mißsammt den freien Reichsstädten haben auch im letzten Jahre getreu zum Reiche gestanden; und doch gab es mit ihrer zwei etwas Reibereien. Den

Bayern

wollte es gar nicht eingehen, daß alle deutschen Soldaten, auch was das Militärstrafgesetz betrifft, unter einen Hut oder richtiger unter einen Helm kommen sollen! Auch hat es viele von ihnen arg gewurmt, daß der deutsche Kaiser während der letzten Manöver bayerische Regimenter kommandiert und vorgeführt hat; andere freuten sich um so mehr darüber, und so gleich

es sich wieder aus. Im übrigen haben die Bayern große Sorge um ihren König gehabt. Daß er irr-sinnig ist, wissen sie; aber bisher hieß es immer, er sei doch wenigstens leiblich gesund. Nun hat sich gezeigt, daß auch das nicht der Fall ist; Doctoren mußten hinaus nach Fürstenried, um den hohen Kranken zu untersuchen; aber dieser ließ so viele Doctoren auf einmal nicht an sich heran, was einige für ein deutliches Zeichen eines Restes von Verstand nehmen wollen. — Die Bayern hatten bisher das Gesetz, daß kein politischer Verein mit einem andern in Verbindung treten dürfe. „Den Zopf schneiden wir ab,“ — so sagten sie, und rih, rah was er runter; wenn sie nur, was ihre besondere Post betrifft, ebenso dächten und es bald ebenso damit machten! Denn an alten Köpfen hat keiner im Reiche mehr seine Freude. Vorüber sich aber auch keiner gefreut hat, das war, daß in



Die armen Herren Richter sitzen deshalb jetzt ganze Nächte bei der Lampe.

Neuß Ältere Linie ein „Assessor“ — der wohl vermeinte, auf die Art würde er am raschesten „Nat“ — eine schwarz-weiße Fahne herunternehmen ließ, die am Sedantage in der Landeshauptstadt in der Luft flatterte. Nein, das freute nicht einmal den Fürsten. Flugs holte er den Assessor herunter und die Fahne wieder in die Höhe. Im

Sachsenlande

ist es nicht wie sonst nur gemächlich, sondern hochhergegangen, denn die Sachsen feierten am 23. April den Tag, wo ihr König Albert das 70. Lebensjahr und das 25. Jahr der Regierung vollendete. Sie konnten

sich gar nicht genug thun und haben an Um- und Aufzügen, Festreden und musikalischen Genüssen Großartiges geleistet, so daß die Blumen stark im Preise stiegen und Salpeter nicht mehr zu haben war, weil halt jeder gern ein Feuerwerk abbrannte. Sie thaten aber ganz recht daran, ihren geliebten König zu feiern, denn in König Albert verehrt das Volk nicht nur den berühmten Heerführer, sondern auch den echten deutschen Mann, der 's Herz auf dem rechten Flecke hat. Im Lande

Württemberg

sind, seit der vorjährige Kalender heraus ist, etliche starke Neuerungen eingeführt worden, die sich auf die Zweite Kammer und auf die Wahlen für dieselbe beziehen. Die einundzwanzig sogenannten

„Privilegierten“, die bislang in dieser Kammer saßen, sind freundlichst hinauskomplimentiert worden. Von jetzt ab giebt es nur Gewählte darin, und zwar ist auch in der Art der Wahl eine Neuerung beliebt worden, die sehr viel für sich hat. Wo die Wähler bisher sich nicht gleich einig werden konnten, wen sie wählten, gab's eine Stichwahl zwischen denen, welche die meisten Stimmen hatten. So etwas giebt's jetzt nicht mehr; die Kammer wird vielmehr im Verhältnis der Zahl der verschiedenen abgegebenen Stimmen zusammengesetzt, was die gelehrten Staatsmänner das „Proportionalssystem“ nennen — damit es noch besser ausschaut, als es in Wirklichkeit schon ist. Die Herren vom Centrum hatten noch viel mehr Änderungen im Kopfe, aber sie blieben im Kopfe und wurden nicht zur Wirklichkeit. Sie hätten gar zu gern ein Gesetz gemacht, wonach die Regierung sich nicht um die Mönche und Nonnen kümmern dürfte; sie hätten auch den Herren Bischöfen ganz allein das Recht anvertraut, den Religionsunterricht in der Schule zu überwachen, und obenein hätte es sollen in die Verfassung extra hineingeschrieben werden, daß die Schulen „konfessionell“ sein sollten; aber die Herren Abgeordneten waren geistes und sagten „nein“, ganz abgesehen davon, daß auch der Herr Ministerpräsident vorher ein kräftiges „Nein“ hatte verlauten lassen. Einigen Streit gab's noch wegen der Bürgermeister, die bis dahin im württembergischen Lande auf Lebenszeit angestellt worden sind. Es hat sich gezeigt, daß etliche doch recht bössartig werden und recht ausarten können, wenn sie zu lange auf dem Bürgermeisterstuhl sitzen. Da ist nun ein Erlich durchgemacht worden; nur die, so einmal auf Lebenszeit angestellt sind, muß das Land behalten, wie sie sind. Hoffentlich betragen sie sich gut, sonst giebt's am Ende doch noch einen Zusatz zu dem Gesetze, und sie werden abgesetzt. — Im

Badischen Ländle

arbeitet der Landtag mit der Geschwindigkeit eines Blizuges. Den Herren gefällt's so gut in Karlsruhe, daß sie gar nicht mehr heim wollen. Wenn's so weiter geht, so wird die Kammer permanent — auf unsere



Der Landtag arbeitet mit der Geschwindigkeit eines Blizuges.

Unkosten. Sie reden und reden und reden über Gott und die Welt, über alle Dinge, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, besonders aber über den sagenhaft allgewaltigen Polizeidiener von Wyhlen.

Nur wer den Landtag kennt,

Weiß, was ich leide.

so singt der Präsident, der Stenograph, der Berichterstatter, der Leser, wenn er hört und sieht, wie da „gearbeitet“ wird. Man wird wohl fragen dürfen: Muß denn aller alte Hasentäs aus jedem Bezirk,

ja bald aus jedem Nest, hier vor dem ganzen Lande seinen Duft verbreiten? Das ist jetzt der glorreiche „große“ Landtag, wo Schwarze und Rote die Mehrheit haben. Sie nützen auch ihre Zeit gut aus. Haben sie nicht eine Haupt- und Staatsaktion riskiert, ein Mißtrauensvotum gegen den Minister Eisenlohr? Schade, daß er darüber nur gelächelt hat. Wacker, der jetzt in Baden durch Hilfe seiner gehorsamen Diener, der Demokraten und Sozzen, das große Wort führt, meint es ja auch nicht so böß; er möchte nur dem Lande zeigen, was er für ein Kerl ist und daß er Macht hat, die Minister ungestraft abzuschneiden, obwohl er nur aus Bohltsbach stammt. Zwar, er will auch noch andere Leute ärgern, drum hat er die Residenz Karlsruhe den Sozialdemokraten überliefert. Natürlich aber sieht man in gewissen Kreisen dennoch die Jesuiten als die Hauptstützen des Throns und Altars an!

Eine weitere große That des Landtags, die ihn in der ganzen Welt berühmt machte, war die Reinigung des Lesebuchs für Volksschulen; es sollten, so meinte die schwarzrote Kartellbrüderschaft, eine Anzahl „chauvinistischer“ Stellen ausgestrichen werden. Was chauvinistisch an dem armen A-B-C-Buch ist, weiß der Hinkende nicht und auch die Schwarzroten nicht. Auch daß die Soldaten des Alten Fritz sagten, der Teufel habe ihre Kanonen geholt, ist dem katholischen Pfarrer Werr zu chauvinistisch. Es könnte ja aber doch der Teufel Vitru gewesen sein, zu dem hochgestellte Kardinäle noch vor kurzem sehr intime Beziehungen hatten. Als Adjutant dürfte dabei wohl der andere Teufel mitgeritten haben, welcher in der Freimaurergeschichte als Krokodil Klavier spielte. Was war das ferner für ein Lärmen, bis der verwaiste Erzbischofsstuhl in Freiburg wieder besetzt war — natürlich mit einem Ausländer. Dem Hinkenden ist nur das eine unbegreiflich, wie jemand so einfältig sein kann zu meinen, es mache irgend etwas aus, ob ein „friedlicher“ oder ein „strenger“ Bischof regiert. Was fragt denn der Wacker und sein Kaplansanhang nach dem Bischof? Der muß entweder in sein Horn mitblasen oder darnach tanzen, ohne zu mucken. Durch die Politik ist die katholische Kirche vollständig demokratisiert. Die Kapläne herrschen. Am besten wäre es, man machte Wacker zum Bischof. Der hätte seinen Sprengel bald ruiniert; da würde sich doch alles empören, was noch an Mannesmut in der Klerisei lebt. Und es lebt noch solcher. Man denke nur an den tapferen, ehrlichen Pfarrer Buntlofer, der nicht mehr einer Kirche angehören wollte, welche heute noch die Scheiterhaufen der Inquisition, also die Ermordung der Evangelischen, segnet; auch der wackere Bonndorfer Stadtpfarrer Honold hat jeden vernünftigen Menschen erfreut, weil er sich weigerte, der politischen Streberei und gewissenlosen Hezerei Wackers als willenloses Werkzeug zu dienen. Sie haben doch nicht gewagt, ihm an den Kragen zu gehen, obwohl er die jesuitische Schleicherei und Spioniererei der Kurie gegen politisch mißliebige Pfarrer prächtig aufdeckte. Wenn's nur mehr solcher Männer gäbe.

Aber unsere Zeit zieht wenig Charaktere. Es ist alles voll Streberei, hüben wie drüben.

Vom lieben Nachbarn und Bundesgenossen

Osterreich-Ungarn

Hätte der Hinkende diesmal am liebsten ganz geschwiegen, denn was da zu berichten ist, hört gewiß keiner gern. Nur Zank und Streit die ganze liebe Zeit über. Es ist keine Einigkeit mehr unter den Völkern, welche den Kaiserstaat ausmachen. Der Deutsche und der Czeche, der Magyar und der Pollack, der Rumäne und Ruthene, der Slowak und Italiener — alle sind sie für sich; keiner ist für den andern. Jeder will sein Recht haben; keiner aber gönnt dem andern das seine. Nur in dem Falle, wo es gilt, auf die Deutschen loszugehen, da sind die übrigen alle ein Herz und eine Seele. Schlimm genug ist es deshalb den Deutschen in Osterreich-Ungarn die letzte Zeit über ergangen, so daß man es ihnen im Grunde nicht verdenken kann, wenn auch sie schließlich außer Rand und Band geraten sind. Vornehmlich der vorvorletzte österreichische Ministerpräsident Badeni hat ihnen gewaltig zugefetzt, — ein Galizier, der kein vernünftiges deutsches Wort sprechen kann, weil er ein geborner Pollack aus Galizien ist, während er doch dazu angestellt wurde, 9 Millionen Deutsche im österreichischen Kaiserstaat regieren zu helfen. Nun, eine ganze Weile lang haben sich's die Deutschen gefallen lassen, aber schließlich ist ihnen der Geduldsfaden gerissen, als Verordnungen erlassen wurden, wonach die deutsche Sprache nur noch so nebenher als Amtssprache geduldet werden sollte, während das Czechische die Hauptsprache sein sollte. Da haben sie die gewohnte Uneinigkeit einmal beiseite gelegt und sich alle zusammengethan, um wider den Galizier und seine Sprachvorschriften vorzugehen. Erst gab's ein Duell zwischen ihm und dem deutschen Abgeordneten Wolf, wobei ihm der Deutsche eine Kugel nicht schlecht in den Arm prattizierte, während er selbst heil blieb. Dann aber verschworen sich alle Deutschen, im Reichsrat es zu keinem Beschlusse mehr kommen zu lassen. Wenn ein Gesetz beraten werden sollte, brachten sie Anträge buchendweise ein, nur um die Sache hinzuziehen; sie störten und unterbrachen die Redner und vollführten mit ihren Linealen, Schreibmappen und Pulstdeckeln einen Höllenlärm. Einer ihrer Genossen, ein Dr. Lecher, hielt eine Rede, die zwölf geschlagene Stunden dauerte, nur um andern nicht das Wort zu verstaten. Die Zuhörer hatten anfangs gemeint, der Mann würde wohl so zwei bis drei Stunden hintereinander fort reden, und machten große Augen, als er am Ende der dritten Stunde sagte: das wäre nur die Einleitung gewesen, nun käme er zum eigentlichen Gegenstande seiner Rede. Darauf ging die Mehrzahl der Zuhörer frühstücken. Nach der sechsten Stunde sagte er: so, nun komme ich zum zweiten Teile. Darauf ging so gut wie alles zum Mittagessen, und als er nach der neunten Stunde meinte: „jetzt eile er zum Schlusse“ — da glaubten sie, nun ginge es zu Ende; aber da legte er noch drei Stunden zu,

und als endlich alles fertig war, da hatte er, um sich die Kehle feucht zu halten, drei Wasserflaschen geleert; die andern aber hatten dazwischen 14 Hektoliter Bier und 1 Hektoliter Wein vertilgt. — Schließlich wurde es der Mehrzahl doch zu bunt; sie setzten eine nagelneue Geschäftsordnung auf, wodurch die Deutschen mit einemmal maujetot gemacht werden sollten. Das wollten sich diese nun doch nicht gefallen lassen, und so erklärten sie Krieg und begannen ein regelrechtes Bombardement mit Tintenfassern, Büchern und sonstigen geeigneten Wurfgeschossen. Bald kam's zum Handgemenge; Messer blitzten, Revolverläufe zeigten sich. Die bewaffnete Macht schritt ein; mit zerrissenem Hemd- und Rocktragen fanden sich etliche bald draußen im Flure. Ihrer zwei wurden eingelocht und festgesetzt. Als draußen die Wiener all das vernahmen, riß auch ihnen der Geduldsfaden; sie liefen zusammen und wollten durchaus eine Änderung haben. Namentlich die Studenten waren fuchswild geworden, und nicht nur die zu Wien, sondern im ganzen Reiche erhoben sie sich, um ein Wörtlein mitzusprechen. Badeni, der Galizier, that immer noch so, als verstünde er kein Wort von alledem, und es war doch alles deutlich genug gesprochen; er blieb auf seinem Posten und meinte, niemand brächte ihn von seinem Ministerstuhl herunter. Aber ein anderer hatte das Einsehen für ihn. Der Kaiser winkte mit dem Finger, und pardauz — lag der Badeni auf der Nase. Beschämt zog er sich nach Galizien auf seine Güter zurück; an seine Stelle aber trat der Baron v. Gautsch, der's freilich nicht lange trieb, sondern bald dem Grafen v. Thun Platz machte. Der Herr Graf haben früher als Statthalter in Böhmen gegessen; es mußte ihm deshalb — so meint der Hinkende — wohl bekannt sein, wie schlimm es gerade dort zu Lande den Deutschen ergeht. Kein Czeche ist zufrieden, wenn er nicht jeden Morgen einen Deutschen ver- speist, d. h. bildlich gemeint, denn in der Wirklichkeit magt er sich doch an keinen Deutschen heran, oder nur dann, wenn er zu dreien gegen einen ist. Der Herr Graf sind ja auch höchstselbst ein Deutscher! Wie wär's, wenn er den deutschen Landsleuten endlich ihr Recht verschaffte?! Das wär ein Thun, wie es einem Grafen v. Thun gut zu Gesicht stände. —



Graf v. Thun

Um den „Dreibund“, der zum Glück noch immer besteht, gleich in einem abzumachen, begiebt sich der Hinkende weiter nach

Italien.

Daß es da schön und der Himmel allemal blau ist, weiß der Hansfrieber gewiß noch von der Schule

her. Die Italiener wollten es aber noch schöner und den Himmel noch blauer haben, und so hatten sie sich vor etlichen Jahren aufgemacht, waren durch den Suezkanal ins Rote Meer geschwommen und hatten bei Massaua angelegt und Truppen ausgesetzt, um den Abessinern ihr Land wegzunehmen. Anfangs ging auch alles ganz gut, bis sie im Jahre 1896 vom König Menelik von Abessinien fürchterliche Haue bekamen und retirieren mußten. Alle konnten nicht einmal retirieren, etliche Tausende fielen den Abessyniern in die Hände, und diese sind ganz barbarisch mit ihnen umgesprungen. Was zuletzt noch am Leben blieb, behielten sie in Gefangenschaft, und es kostete den italienischen König Worte zum Steinerweichen und obenein eine schwere Menge Geld, bis der Abessinierkönig Menelik sich herbeiließ und die Gefangenen wieder freigab. Mit sehr gemischten Gefühlen sahen diese dann ihre Heimat und die Heimat sie wieder, denn es hieß von ihnen, sie hätten sich in der Schlacht bei Adua nichts weniger als tapfer benommen, und hinterdrein, als sie erst gefangen waren, hätten sie vor dem Abessinierkönig unnötig gefasbuchelt.

Wer dies aber in die Welt gesetzt hatte, das war ein Franzose, ein Prinz von Orleans, der gerade dazumal in Abessinien zu Besuch bei Hofe war, um nachzuschauen, ob nicht etwas für die Franzosen abzufiele; er hatte namentlich die Offiziere arg schlecht gemacht und alles unversoren in die Zeitung gesetzt. Das wollten sich die italienischen Offiziere nicht gefallen lassen, und als er wieder nach Europa kam, meldete sich gleich ein halb Duzend davon, die ihm ans Leder wollten. Alle aber mußten einem Offizier aus königlich italienischem Geblüt den Vortritt lassen, dem Grafen von Turin, einem Sohne des vormaligen Königs Amadeo von Spanien, also einem richtigen Vetter des italienischen Königs. Selbiger reiste nach Paris und forderte seinen französischen Kollegen, den Orleans. Mit krummen Säbeln gingen sie wütig aufeinander los und hieben rechts und links, was das Zeug hielt, und richtig — bald hatte der Franzose einen Hieb am Bauche sitzen. Die Sekundanten sprangen dazwischen; der Bauch ward dem Prinzen fix wieder zugenäht, und acht Tage darauf schmeckten ihm wieder die Austern und der Burgunder. Der Italiener aber reiste heim, und ihm schmeckte das Essen nun erst recht. — Schlimme Geschichten passierten in Oberitalien um die schöne Maienzeit, als das Brot immer teurer wurde; das Volk rebellierte, stürmte die Bäckerläden und ließ sich kaum durchs Militär bezwingen, so wütend war es geworden. Es vermeinte, die Bäcker seien an den

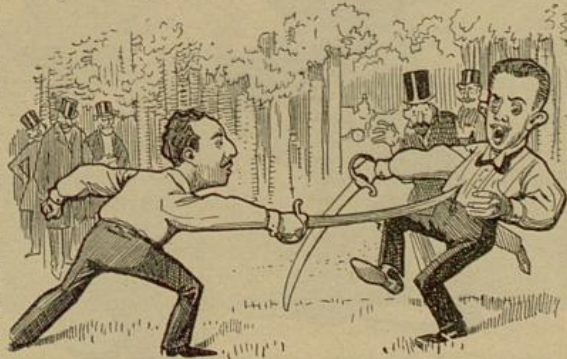
hohen Kornpreisen schuld; das Volk aber kann die Regierung schon lange nicht leiden, weil es nur immer mehr und mehr Steuern zahlen muß und es doch nicht merkt, daß etwas Besonderes dabei herauskommt. In Mailand hatten es sich etliche Hitzköpfe deshalb fest in den Kopf gesetzt, die Republik auszurufen; aber der König Umberto, der zu der Zeit gerade in Turin weilte, ließ seine Soldaten wider die Empörer und wider deren Barrikaden marschieren, so daß bald wieder Ruhe im Lande war.

Zu der **Schweiz**

war am 11. Juli 1897 eine allgemeine große Abstimmung, wo das ganze Volk unmittelbar abstimmte. Die Frage war: Ist der Wald und der Forst Sache der Kantone oder des Bundes? Soll der Bund auch die Polizei über die Lebensmittel ausüben oder ist dies Sache der einzelnen Kantone? Die große Mehrheit sagte: Dies alles ist Bundessache, und damit hat sich der Bund nach innen und nach außen gekrästigt. Jedem Kanton bleibt immerhin noch genug, worin er ändern kann. Die Berner haben das bedacht und ein neues Gesetz für ihre Wahlen ausgegeben. Auch sie haben, gleich den Württembergern, die Stichwahl abgeschafft und wählen „proportional“.

Was die **Russen**

betrifft, so ist der Hintende die letzten Jahre schlecht auf sie zu sprechen gewesen, weil sie sich gar zu sehr an die Franzosen herangemacht hatten, was sie doch gar nicht nötig haben. Als der russische Kaiser anno 1896 seinen Besuch in Paris machte, sah es ganz so aus, als sollten nun gleich alle französischen wie die russischen Soldaten mobil gemacht werden, um dann, die einen von rechts, die andern von links, nach Deutschland einzumarschieren. Aber es kam anders! Auf der Heimreise machte das russische Kaiserpaar natürlich in Darmstadt Station, wo die russische Kaiserin ja herkommt, und es kam auch der deutsche Kaiser herzu, und später kam dann wieder der russische Kaiser zum Gegenbesuch nach Wiesbaden hinüber, wo sich Kaiser Wilhelm nebst Frau Gemahlin gerade aufhielten. Das war also ein deutlicher Wink nach Frankreich hin! Gewiß hat der russische Kaiser dem deutschen bei der Gelegenheit gesagt: „Schau, lieber Bruder, das mit den Franzosen mußt du nicht weiter übel deuten; wir brauchen sie halt noch wegen dem vielen Gelde, das wir ihnen schuldig sind, und wegen dem Gelde, das wir noch weiter von ihnen haben möchten!“ — Sonst wär's ja auch nicht gegangen, daß nach alledem der deutsche Kaiser so bald darauf in Ruß-



Sie hieben rechts und links, was das Zeug hielt.

land seinen Gegenbesuch gemacht hätte; auch hat sich in den übrigen Welttheilen bald gezeigt, daß Rußland und Deutschland gut zusammen stimmten. Der deutsche Kaiser ist also richtig beim russischen auf Besuch gewesen, und seine Frau Gemahlin hat er bei sich gehabt. Er ist zu Schiff hingereist, immer die Ostsee entlang, bis das Schiff vor Kronstadt anlangte, was der Hafen ist, der zu St. Petersburg gehört. Man muß sagen, daß es der russische Kaiser an nichts hat fehlen lassen und daß er seinen hohen Gästen das Leben so angenehm wie möglich gemacht hat. Kurz vorher war der österrichische Kaiser dagewesen, um dem russischen seinen Gegenbesuch abzustatten. Daß auch sie ein Herz und eine Seele waren, zeigte sich auch den Türken gegenüber; denn gerade als sie bei Tisch gemächlich nebeneinander saßen und einen guten Braten verspeisten, lief eine Depesche aus Griechenland ein, worin zu lesen stand, daß die Griechen wieder einmal entsetzliche Haue von den Türken bekommen hätten. Darauf setzten sie beide gemeinsam ein Telegramm an den Sultan auf, worin sie diesem zu dem schönen Erfolge bestens gratulierten. Späterhin ist freilich diese Einigkeit ein wenig in die Brüche gegangen, denn als der Kaiser von Rußland zum Gouverneur von Kreta niemand anderen ausgesucht hatte als den Prinzen Georg von Griechenland, — da hat der österreichische Kaiser erklärt, er denke denn doch anders über den Fall, und hat alsbald auch sein Bataillon

Alpenjäger heimbeordert, das er noch immer auf der Insel Kreta stehen hatte. Derweilen hatte der Russe aber wieder neuen Besuch bekommen; es riß nicht ab damit. Wer aber da kam, das war diesmal kein Kaiser und kein König, nicht einmal ein Herzog oder Fürst, sondern ein simpler Kaufmann, ein Lederhändler und früherer Gerbergeselle. Für gewöhnlich bringt es solch einer vielleicht bis zum Kommerzienrat; dieser aber hat es ausnahmsweise weit gebracht — nämlich bis zum Präsidenten einer Republik. Es war dies Monsieur Felix Faure, derzeit Präsident der französischen Republik, den die Franzosen vielleicht gerade deshalb zu ihrem Präsidenten genommen haben, weil der vorherige gar nicht lange gehalten hat, während ein Lohgerber selbst im Grabe länger hält als ein sonstiger Mensch, — was sich von der vielen Gerbsäure herschreibt, die in einem Lohgerber steckt und die gut konserviert. — Auch er kam zu Schiff daher und wurde schönstens aufgenommen. Der Kaiser

machte gar keinen Unterschied; er umarmte ihn, als ob er ein richtiges gekröntes Haupt wäre; er nannte ihn seinen Freund und zu guter Letzt gar noch seinen teuern „Verbündeten“. Na, das gab einen Spektakel in Frankreich, als dies Wort den Franzosen telegraphiert wurde. Kein außer Rand und Band gerieten sie, und als Monsieur Faure wieder heimkam, wußten sie nicht, was sie ihm alles an Ehren anthun sollten. Daß dies schöne Wort aber eben nur ein Wort war, sonst nichts, das hat sich inzwischen klärlieh erwiesen, denn losgeschlagen haben die Russen immer noch nicht, und wenn sie's wirklich einmal thun, dann thun sie's gewiß nicht zuerst gegen Deutschland, sie geben England den Vorzug. —

Damit wären mit den Russen zugleich auch die

Franzosen

abgethan, wenn diese nicht noch die dumme Geschichte mit dem Dreyfuß auf dem Konto hätten, welcher der Hinkende ganz wider Willen ein besonderes Kapitel widmen muß. Ja, ganz wider Willen! Denn es ist ein widerhaariges, grantiges Ding, sich mit dem Dreyfuß zu befassen und mit all dem andern Gelichter, das mit ihm zu thun gehabt hat. Ihn selbst schert zwar die ganze Sache nichts; er ist zur ewigen Verbannung verurteilt, weil er militärische Geheimnisse verraten hat; jetzt sitzt er auf der Teufelsinsel im Atlantischen Ozean, umgeben von einem halben Duzend Wächter, die ihn Tag und Nacht im



Der Kaiser umarmte ihn, als ob er ein richtiges gekröntes Haupt wäre.

Auge behalten, und hat keine blasse Ahnung davon, daß sein Prozeß so halb und halb wieder aufgenommen ist, daß sich ganz Frankreich um ihn rauft und die halbe Welt sich um ihn bekümmert. Nur sagt er in einem Stück zu seinen Wächtern, er sei unschuldig, und seine Unschuld müsse an den Tag kommen. Sometwegen hat sich ganz Frankreich in zwei Parteien geteilt: die eine schwört, Dreyfuß ist schuldig; die andere glaubt steif und fest das Gegenteil. Zu letzterer Partei hat sich auch Monsieur Zola geschlagen, derselbe, der sich einen großen, aber nicht gerade einen guten Namen gemacht hat, weil er so viele Geschichten geschrieben hat, die ein anständiger Mensch nur mit Widerwillen lesen kann. Weiß der Kuckuck, wie gerade der Mann dazu kam, sich des Dreyfuß anzunehmen! Er will den Leuten vormachen, aus Wahrheitsliebe hätte er's gethan; am Ende aber hat er's außer aus Eitelkeit deswegen gethan, weil er sich dachte, daß er eine gehörige

Portion Unrat und Schlechtigkeit der Menschen auf-
decken würde, wenn er sich damit abgäbe, denn der-
gleichen thut er — wie seine Bücher zeigen
— mit Vorliebe. Und insoweit hatte er
sich auch durchaus nicht geirrt! Nein!
Denn himmelhoch ist der Unrat auf-
zutürmen, der sich bei der Ge-
legenheit zusammensand, und
wer dergleichen liebt, muß
eine ganz besondere Freude
an alledem gehabt ha-
ben; aber bewiesen ist
damit gar nichts wor-
den. Wochenlang ging
der Prozeß wider Zola
und Konforten hin, zu
Hunderterten sind Zeu-
gen und Sachverständi-
ge vernommen wor-
den, die schönsten und
längsten Reden sind für
und wider gehalten
worden; als aber alles
zu Ende war, war ein
jeder genau so klug wie
vorher, und jeder blieb
bei der Meinung, die
er schon vorher hatte.
Das beste aber war,
daß der ganze Prozeß
schließlich für ungültig
erklärt wurde — von
Rechts wegen. Die
höheren Richter waren
— wie allemal — die
gescheitern; sie machten



Jetzt sitzt er auf der Teufelsinsel, umgeben von einem halben Dutzend Wächter.

einen Strich durch das ganze Urteil und bewiesen,
daß der ganze Prozeß falsch, null
und nichtig war! Da haben sich
also die Franzosen von Richtern
und Advokaten richtig an der
Nase herumführen lassen, und
wenn sie gescheit wären, jagten sie
sämtliche zum Tempel hinaus oder
hörten nie mehr auf sie. Aber
nein, sie fangen einen neuen Pro-
zeß wider den Zola an; das soll
nun aber der richtige werden. —
Im Grunde genommen, können
dem Hintenden die Franzosen
leid thun, weil ihnen auf die Art
passieren muß, daß wegen ein paar
Lumpen ganz Frankreich aufge-
rührt wird. Aber sie sind auch
wieder selber schuld daran, weil
sie's dulden und zusehen, daß ihr
schönes, blühendes Land, daß
ihr fleißiges, arbeitsames, spar-
sames Volk regiert und ausgenutzt wird von einer
Handvoll gewissenloser Advokaten. Weh dem Lande,

das dergleichen über sich ergehen lassen muß. — Wie
die Gerichte in Frankreich heut beschaffen sind, das
hat sich auch anderwärts gezeigt. Es
war erwiesen, daß eine ganze Zahl von
Abgeordneten eine schwere Menge
Geld eingesteckt hatten, nur da-
mit sie dafür stimmten, daß
die Panamagesellschaft
Geld bekam. Viele
Millionen sind in die
Taschen der Abgeord-
neten geflossen. Als es
herauskam, wollte es
keiner gewesen sein; und
als es ihnen vor Ge-
richt bewiesen wurde,
setzten sie alle die un-
schuldigen Mienen
auf. Ihre Advokaten
redeten das Blaue vom
Himmel herunter, und
richtig — sie kamen
frei. Nicht einer fand
seine gerechte Strafe.
Einem und dem andern
ist ja vor Gericht hart
zugekehrt worden, und
eigentlich dürfte er sich
vor anständigen Leuten
nicht mehr sehen lassen
— trotz des Frei-
spruchs; aber — er
wäscht und kämmt sich
gut und bald wird er
wieder gewählt sein.
Von Frankreich ist



Er wäscht und kämmt sich gut und bald wird er wieder gewählt sein.

es nicht weit bis hinüber nach
England.
Der Hintende setzt über das
Ärmelmeer und hält Umschau,
was wohl bei den Engländern
während des letzten Jahres alles
passiert ist. Im Lande selbst das
Bemühte. Die Engländer sind
fleißig und munter gewesen die
ganze Zeit und haben gar wacker
immer ein Schiff ums andere
hinaus in die Welt gesandt, hoch
bepackt mit Waren aller Art,
denn die Geschäfte sind gar vor-
trefflich gegangen. Zu vermer-
ken ist nur, daß die Königin
Viktoria ein ausnahmsweises
Jubiläum gefeiert hat: sie hat
den Tag begangen, an dem sie
genau 60 Jahre die Zügel der
Regierung führte. Für eine Frau
ein Kunststück, regierende Köni-
gin zu spielen — wenn freilich auch das Regieren

im kleinen allen Frauen im Blute liegt, wie die Frau Kanzleirat gern bestätigen wird —, aber nun gar 60 volle Jahre lang, davon fast 40 ohne Mann! Bei vielem Hin und Her und manchen Trüben und bedenklichen Tagen doch in allen Ehren! Allen Respekt davor! Der Hinkende zieht seinen Dreispitz und gratuliert noch hinterdrein ganz gehorsamst.

Nun, die Engländer sehen auch ein, was sie an der Königin haben, und sind nicht faul gewesen, den Tag festlich zu begehen. Großartig soll sich vor allem gemacht haben, daß von all den verschiedenen Truppen, welche die Engländer draußen in der Welt stehen haben, je eine kleine Abtheilung erschienen war und in langem Zuge durch die Stadt marschirte. Da sperren die Londoner Mund und Augen auf und freuten sich, daß sie so viele und so stattliche Soldaten überall in der Welt haben. Diese Freude aber wurde gerade in denselben Tagen ein wenig mit Eßfig gemischt, denn gerade in der Zeit brach im fernem Asien ein Aufstand wider die Engländer aus, der ihnen viel zu schaffen machte. Es waren die Afribis, die mitten in Asien sitzen und nicht so gar weit von den Russen, so daß schon der Verdacht auf diese gefallen ist, ob sie nicht am Ende ein wenig die Hand dabei im Spiele haben?! Die Afghanen, die ebenfalls dicht dabei sitzen, leugneten es beharrlich ab, etwas damit zu thun zu haben, und in Wirklichkeit beteiligte sich auch der Emir von Afghanistan nicht an dem Aufstande; aber die guten Afribis waren auffallend gut bewaffnet und ausgerüstet und setzten lange Zeit den Engländern hartnäckig zu, bis sie sich endlich doch ergeben mußten. Andere meinen, die Afribis hätten ihre guten Gewehre über Persien bezogen und zwar von englischen Kaufleuten, woraus sich ergeben würde, daß es dem Engländer wirklich gleich ist, wie und wo er Geschäfte macht, und wenn's zum Schaden seines Landes ist.

Weiter haben die Engländer Handel in Aegypten gehabt und haben noch Handel, und zwar mit dem Mahdi, dem sie soeben das weite Land Suban so sachte wieder abnehmen, das er — oder vielmehr sein Vorgänger, der eigentliche Mahdi — anno 1883 den Aegyptern weggenommen hat. Sie sind den Nil hinauf, wohl 20000 Mann stark, gezogen, haben auch Dampfboote mitgenommen und immer gleich hinter sich eine Eisenbahn gebaut, so daß sie von Aegypten her alle Zeit gut versorgt werden konnten. Und das ist sehr nötig; denn der englische Soldat ist keiner wie der unsrige; er ist zum Totschießen angeworben, verlangt aber, daß ihm neben einem ansehnlichen Gehalt Tag für Tag eine gute, kräftige Kost (Supp', Gemüs, Fleisch und ein Pudding oben auf) geliefert wird; kurz, er will alle Tage seine Hentersmahlzeit haben. — Ein Drittel des Landes hat der Mahdi bereits herausgeben müssen; gerade zu Ostern verlor er eine Schlacht, die ihm viele tausend Mann kostete. Mit dem Rest verschwand er in der Wüste. Sobald erst die Engländer wieder etlichemale gut gespeist haben, werden sie zuschauen, ihn zu haschen.

Weiter südwärts in Afrika steht es noch immer

zweifelhaft, ob die Engländer erreichen werden, was sie vorhaben; d. h., ob sie den Ohm Paul samt dem Lande Transvaal noch unterkriegen. Es ist aber wenig Aussicht, denn die Buren bleiben zähe und wollen einmal die Engländer nicht im Lande und auch nicht über sich haben. Sie behaupten, sie wären selbständig, während die Engländer meinen, es wär' schriftlich ausgemacht, daß die Königin Viktoria über ihnen stünde. Die Buren fassen das Ausgemachte aber anders auf, und so geht der Streit hin und her, indem keiner nachgibt, am wenigsten aber der Ohm Paul, und jetzt nun gar nicht, denn die Buren sind gescheit gewesen und haben sich, als Neuwahl war, nicht einen anderen zum Oberhaupt gewählt, sondern eben wieder besagten Ohm Paul. Er ist gerade dabei und säubert das Land von solchen, die ihm zweifelhaft scheinen. Vor allem hat er sich den obersten Richter herausgegriffen, einen Engländer, der durchaus nach seinem Kopfe Recht sprechen wollte und nicht nach den Gesetzen, wie sie die Buren sich selbst gegeben haben. Er hat den Mann abgesetzt und dafür einen anderen hingesezt, woraus die Franzosen ersehen mögen, daß sich einer schon noch helfen kann, wenn etwa die Advokaten zu sehr die Gewalt zu bekommen suchen. Im übrigen sind aber schlechte Zeiten in Transvaal, und der Hinkende möchte keinem zuzurufen, die Reise dahin zu wagen. Gold giebt es ja noch viel da; aber es geht damit wie hier, wo auch kein Mangel daran ist: es hat schon alles seinen Herrn.

Griechenland

ist noch immer dabei und erholt sich von dem Schreck, der ihm in die Glieder gefahren ist, oder vielmehr von den vielen Schlägen, die ihm auf den Buckel geregnet sind. Die guten, unschuldigen Griechen! Sie können es noch immer nicht begreifen, wie das möglich gewesen ist. Gut war ja ihr Wille, und ihre Worte waren auch schön; im Kriege aber gilt die That, und die ließ bei ihnen rein alles zu wünschen übrig. So sehr ihnen der Hinkende auch gegönnt hätte, daß sie die Türken verhauen hätten, so geschah es doch umgekehrt: sie kehrten heim, den Buckel voller Prügel. Nun will keiner von ihnen allen schuld daran gewesen sein, nur einer soll es, und zwar der Kronprinz, weil er den Kriegsplan nicht richtig ausgedacht und nicht richtig durchgeführt hätte. In Wahrheit lag es daran, daß nichts für den Krieg vorbereitet war, und daß im Kriege selbst keiner genau wußte, wer eigentlich kommandierte. So gehorchte auch keiner; jeder that, was er wollte, und trakte auch aus, — sobald er meinte: nun wär's Zeit dazu. Obenein war eine heillose Wirtschaft in den Finanzen. Jetzt haben ihnen die Großmächte einen Kassenkontrolleur nach Athen gesetzt, der alles Geld, das eingeht, vorerst gut bucht, worauf zuvörderst die Zahlungen für die Kriegskosten heruntergeschöpft werden, worauf erst der Rest in die königlichen Kassen kommt. Die Griechen sind freilich außer sich über diese Einmischung, und am liebsten hätten

sie sich dafür an ihrem Könige gerächt und ihn fortgeschickt. Eine halb verdrehte Schreiberseele hat ihn sogar gleich ins Jenseits schicken wollen; aber die Sache ging schief, die Kugel fehl und er kam dafür dahin, wohin er gern den König gehabt hätte. Sie köpften ihn. — Die Griechen hätten ein gutes Geschäft machen können; die Amerikaner — weil sie's gerade dringend nötig hatten — wollten ihnen drei ihrer Kriegsschiffe abkaufen, die nun doch keinen Wert für Griechenland haben. Zehn Millionen Franken boten sie mehr, als die Schiffe neu gekostet hatten. Aber nein, die Griechen thaten's nicht und könnten doch das bare Geld so gut gebrauchen. Sollten sie am Ende noch einmal etwas wider die Türken im Schilde haben? — Bei

Kreta

aber werden sie diesmal nicht wieder anfangen können, denn die Insel ist jetzt in festen Händen. Die Russen, die Engländer, die Italiener und die Franzosen haben die Insel in vier Stücke geteilt, und auf jedes hat sich einer von ihnen gesetzt. Die Deutschen und die Österreicher aber sind auf ihren Schiffen davongeschwommen; sie wollen mit Kreta nichts mehr zu thun haben. Die andern wollen die Insel jetzt so lange verwalten, bis sie darüber einig geworden sind, wer sie schließlich allein kriegen soll, was also so ziemlich am St. Nimmerstag der Fall sein wird, — es müßte denn gerade sein, der Sultan ließe sich's wirklich gefallen, daß der Prinz Georg von Griechenland als Gouverneur auf die Insel gesetzt wird. Um das auszukundschaffen, muß der Hinkende schon nach der



Die Russen, die Engländer, die Italiener und die Franzosen haben die Insel in vier Stücke geteilt, und auf jedes hat sich einer von ihnen gesetzt.

Türkei

übersetzen und dem Großsultan einen Besuch abstatten. In sein Allerheiligstes — seinen Harem — läßt dieser freilich nicht einmal ein Hintebein einschleichen, aber in den vorderen Gemächern trifft er schon auf den Großtürken selbst und sieht, wie er ganz trübselig auf dem Sofakissen sitzt und an seiner Wasserpfeife lutscht. Warum aber so trübselig? Eigentlich wär' doch dazu gar keine Ursache, denn den Krieg wider die Griechen hat er glänzend gewonnen und das ausgemachte Geld bekommt er sicher, weil die Großmächte darüber wachen, wenn ihm freilich auch der Russe gleich ein reflektisches Teilchen davon abstreicht, so viel nämlich, als er diesem noch für den letzten Krieg schuldig ist. (Der Hansfrieder sieht, es ist unter den Völkern nicht viel anders als bei ihm im Dorfe:

einer ist immer dem andern was schuldig!) Was den Türken aber bedrückt, das ist eben die frisch ausgeschriebene Stelle eines Gouverneurs in Kreta. Es hatten sich ja eine ganze Menge netter Leute dazu gemeldet, und mehrere davon paßten auch den Großmächten; aber dem Sultan paßte nicht einer davon, — bis zuletzt der russische Kaiser die Sache satt bekam und einfach dekretierte: Gouverneur von Kreta wird mein lieber Freund und Lebensretter Prinz Georg von Griechenland. Als der Sultan die Nachricht bekam, war er gerade dabei, sich von dem vielen unnötigen Regieren — in Wahrheit regiert er nämlich gar nicht sein Reich, sondern die Großmächte regieren es — zu erholen, indem er sich in seinem Balaste ganz hinten ein wenig aufhielt, wo die Frauengemächer so hübsch beisammen liegen. Vor Schreck und Wut gab er der glutäugigen Lieblingsklavin einen Stoß, daß diese auf den Teppich kollerte und sich mehrere Male überschlug. „Kreuzbombelelement!“ so hat der

Sultan gewettert, „da soll doch gleich der Teufel dreinschlagen. Wie kann einer das von mir verlangen!“ In Wahrheit ist es auch ein starkes Stück, daß gerade der Prinz Georg ihm als Gouverneur auf die Nase gesetzt werden soll, — derselbige, der den Krieg mit ihm ja eröffnet hat, indem er mit einer ganzen Flotte von Torpedobooten von Athen abdampfte, in der edlen Absicht, alle türkischen Kriegsschiffe, die er antreffen würde, ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Mann und Maus in die Luft zu sprengen. Leider war ihm dabei ein Malheur passiert: seine Leute hatten vergessen, die unschuldigen Exerzierzylinder durch die richtig geladenen Zylinder zu ersetzen. So wär's ihm beim größten Mute und allerbesten Willen nicht möglich gewesen, auch nur eine Maus in die Luft zu sprengen. — Solch einen Mann aber, so rät der Hinkende dem Sultan in aller Freundschaft, soll er auch ruhig als Gouverneur annehmen; einer, der so vergessen ist, ist ungefährlich; der thut nichts. —

Lehlich sah der Sultan einen seltenen Besuch bei sich, einen, dem er so recht sein Herz ausschütten konnte, weil es ihm noch schlimmer geht, als dem Sultan selbst. Dies aber war — die frühere Kaiserin Eugenie von Frankreich. Ja, die war's, die ist bei ihm gewesen und die hat er auch in sein Allerheiligstes, seinen Harem, eingelassen. Schade, daß sie nicht zwanzig Jahre früher kam; vielleicht hätte er sie dann nicht wieder rausgelassen. Denn dazumal war sie noch eine schöne nette Frau; jetzt ist sie alt und

verschumpelt, aber sterben kann sie noch immer nicht. Nein, sie lebt immer noch und hat doch so viele Verwandte und Freunde ins Grab steigen sehen; sie hat Mann und Sohn, Reich und Krone verloren und hat gewiß keinen Spaß mehr am Leben; aber nein, sie stirbt und stirbt nicht, — es ist, als solle sie am Leben bleiben zur Strafe dafür, daß sie schuld ist am Tode von Tausenden und aber Tausenden blühender Menschekinder. — Wie gesagt, dieser Frau gegenüber konnte der Sultan so recht ungeniert sich aussprechen; wie sie immer eines ums andere verloren, so verliert auch er immer ein Stück von seinem Reiche nach dem andern, und wenn er nur alt genug wird, dann kann er es erleben, daß er auf seinem Throne sitzt und um ihn herum ist auch nicht ein Stück Land mehr sein eigen. Nur Geld hat er aufgehäuft, viel Geld, und alles gut angelegt in sicheren Papieren, die ihm viel Zinsen bringen; 300 Millionen sollen es sein, — was immerhin ein Trost und Rückhalt ist. — Wenn er zu den Hinterfenstern seines Palastes hinauskuckt und dabei ein gutes Fernrohr benutzt, kann er etlichen von denen, die jetzt da regieren, wo er oder sein Vorfahr regiert hat, bei der Arbeit zuschauen; denn nach hinten hinaus liegen die beiden Königreiche

Rumänien und Serbien

und nicht weit davon liegt auch das Fürstentum Bulgarien, das noch so halb und halb sein eigen ist, indem er die Oberaufsicht über den Fürsten Ferdinand führt. Mit dieser Aufsicht scheint es aber nur so so bestellt zu sein; sonst hätte der Sultan doch nicht die verschiedenen schlimmen Streiche zugeben können, die im besagten Bulgarien lektlich verübt worden sind. Einer davon ist der, daß es den bulgarischen Gerichten durchaus nicht gelingen will, die eigentlichen Mörder des Ministerpräsidenten Stambulow zu fassen und abzustrafen; der andere Streich ist der, daß ein Liebling des Fürsten, ein Hauptmann Voitschen, seine Geliebte, eine Ungarin, eigenhändig umbrachte und trotzdem noch immer sich seines Lebens freut und das wohl noch recht lange thun wird. Was Serbien und Rumänien betrifft, so steht's da halt immer noch sehr bedenklich: Der frühere König Milan sitzt wieder im Lande, macht alles aufrührerisch und stiehlt wie ein Rabe, damit er wieder etwas zum Verklumpen kriegt; in Rumänien aber sitzt die Königin noch immer am Schreibtisch und dichtet in einem Stück weiter. Auch sonst gab es

Unglücksfälle

aller Art genug im lekten Jahre; ja, es war das reine und richtige Unglücksjahr, in dem auch der Wein nicht recht geraten ist, so daß der Hintende sich sein hüten wird, vom 97er sich etwas in den Keller zu legen; er bleibt bei seiner Sorte, dem Martgräfler, 88er. — Es war ein Wasserjahr, und da taugt der Wein auch nichts. In Schlesien, in Sachsen, in Böhmen und in Mähren kamen im Juli 97 die Wasser vom Himmel herunter, als wär' droben dem Sankt Peter eine Schluße kaput

gegangen; die Reisse, der Zaden, der Bober, die Ratzbach, die Elbe, die Mulde, die Donau — sie waren im Umsehen angeschwollen und kamen wie wütige Meere dahergerannt. Wiesen und Äcker, Wälder und Häuser, an die 100 Millionen wert, gingen zu Tausenden zu Grunde, und auch Hunderte von Menschen mußten ihr Leben lassen. Auch das Meer forderte ein teures Opfer: in der Elbemündung schlug bei einer Übung ein Torpedoboot um und nahm die ganze Besatzung mit sich in die Tiefe, darunter den jungen Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, der hier als Lieutenant seinen Dienst versah. — Als ob's mit alledem nicht genug gewesen, kam zudem noch über alle Eisenbahnen, und insbesondere über die in Preußen, ein



Herzog Friedrich von Mecklenburg.

Kappel. Es ging fast kein Tag ins Land, daß nicht auf der Eisenbahn ein Unglück passierte; die Lokomotiven kopften aus den Schienen oder rannten in blinder Wut gegeneinander, als ob ihnen einer etwas eingegeben hätte. Der Herr Minister, nicht faul, suchte schon einige Monate darauf eine besondere Kommission aus den geheimsten seiner geheimen Räte zusammen, setzte sie auf die Bahn und ließ sie überall genau nachschauen, jeder Lokomotive in den Leib gucken und jede Schiene beklopfen. Während die besagte Kommission aber an dem einen Ende des Reiches war und alles in der schönsten Ordnung fand, ging am andern Ende der Spektakel los und die Maschinen fielen übereinander her wie die Schulbuben, wenn der Herr Lehrer auf einen Augenblick hinausgegangen ist. — Das war der Moment, wo der Luftschiffer Andree meinte: „gefährlicher kann's so auch nicht werden“ — worauf er sich in Grönland in seinen Luftballon setzte und in der Richtung auf den Nordpol losfuhr, denn den Nordpol, den der Mansen zu Fuße nicht erreichen konnte, den wollte er per Luftballon kriegen. Es hat ihn und seine Gefährten aber bisher niemand wiedergesehen. — Die besagte Kommission forschte derweilen eifrig weiter und ist dabei mit einemmale auf einen eigenartigen Fall gestoßen: In Berlin ist ein Junge überfahren worden, aber seltsamerweise gänzlich unverletzt geblieben. Man forschte und forschte, und es stellte sich heraus: der Junge hatte ein Bild vom heiligen Joseph bei sich gehabt. Sollte am Ende? . . . Ei, ganz sicher. Das hat seine Bedeutung! — Es heißt, die Reichsdruckerei zu Berlin bekommt in nächster Zeit einen großen Auftrag auf St. Josephsbilder, was ihr gewiß willkommen sein wird, denn im Druck der gewöhnlichen Hundert- und Tausendmarksheine hat sie lektlich viel Pech entwickelt, indem ihr ein Oberfaktor ganze Hände voll davon mußte.

Aus dem fernen Asien war im letzten Jahre der König von

Siam

zu Besuch gekommen. Er hat seit Jahren eine ganze Menge Europäer an seinem Hofe, von denen er hörte, wie schön es in Europa ist. So machte er sich eines Tages auf und fuhr dahin. Alle Königs- und Kaiserhöfe besuchte er und machte große Augen über alle die Wunderdinge, die er sah. Überall aber kaufte er eine schwere Menge von Geschenken ein, für jede seiner Frauen nur eines, — aber er hat deren auch 300.

Das Schlimmste aber hat der Hinkende sich bis zuletzt aufgespart, weil er meinte, es würde währenddem besser und bekäme wieder ein vernünftig Gesicht; aber nein, es wird nur immer böser damit, und so hilft's nichts, es muß in den Kalender hinein, so schlimm es einmal ist. Das ist nämlich der Krieg, den die

Amerikaner und die Spanier

widereinander führen. Um die Insel Kuba ist der Streit ausgebrochen, und um sie tobt jetzt

der Streit gerade so, wie im Jahre vorher der Streit um die Insel Kreta ging. Die Spanier sollen die Insel herausgeben, so verlangen es die Amerikaner, weil diese es nicht mehr mit ansehen können, daß dicht vor ihrer Thür in einem Stück rebelliert und Krieg geführt wird. Seit drei Jahren sind die Kubaner im Aufstande wider ihre Herren, die Spanier; immer ein Regiment nach dem andern ist von Spanien nach Kuba geschickt und dort ausgeladen worden,

und einen Sieg um den andern haben die Spanier über die Rebellen errungen — wenn man nämlich den Spaniern das glaubt, was sie selbst darüber heim schreiben —, aber der Rebellen wurden deswegen nicht weniger, sondern eher mehr, und dafür starben die spanischen Soldaten an gelben Fieber und an sonstigen Krankheiten nur so im Umsehen weg, — kurz, es gab kein Ende, und da wollten die Amerikaner selbst ein Ende machen. Nun hätte das freilich in der Art geschehen können, daß die Amerikaner nach Kuba überföhrten und den Spaniern wider die Rebellen halfen; dann wäre die Rebellion gewiß schnell zu Ende gewesen. Aber die Amerikaner spürten dazu keine Lust; nein, sie hatten umgekehrt schon vorher den Rebellen geholfen, indem sie ein Auge zudrückten, als sie sahen, wie die Rebellen auf amerikanischen Festlande Soldaten anwarben und Bulver und Blei zusammenbrachten, denn der Amerikaner kann keinen Spanier leiden; dazu sind die Rassen zu verschieden; der Amerikaner ist fleißig, der Spanier faul. Der

Spanier sitzt seit Urzeiten auf der Insel Kuba und hat es nicht fertig gebracht, Handel und Gewerbe dort in die Höhe zu bringen. Der Amerikaner aber sagt sich: „Was würde ich aus Kuba machen, wenn es mein wäre!“ Namentlich ist es ihm um den vielen Zucker zu thun, der auf der Insel Kuba mehr gebaut werden könnte, wenn nur die Spanier nicht — Spanier wären. Jezund muß Amerika jahraus jahrein so viel Zucker in Europa kaufen und dafür eine schwere Menge Geld bezahlen, während ihm vor der Thür das schönste, weiteste Land ist, wo all der Zucker, den Amerika braucht, aufs bequemste wachsen könnte. Das ärgerte die Amerikaner natürlich, ganz abgesehen von dem ewigen Schießen, das von der Insel zu ihnen herüberdröhnte. Aus dem Ärger wurden Handel und aus den Handel gab es schließlich richtig Krieg, als es passierte, daß ein großes, schönes amerikanisches Kriegsschiff mit einemmale in die Luft flog, das nichts ahnend bei den Spaniern im Hafen lag; denn die Amerikaner behaupteten,

die Spanier hätten dies Schiff böshafterweise in die Luft gesprengt, während das die Spanier entschieden ableugneten. Als sie miteinander nicht einig werden konnten, telegraphierte der amerikanische Präsident nach Madrid: jetzt hätte er alles satt, und wenn die Spanier nun nicht binnen drei Tagen machten, daß sie aus Kuba hinauskämen, dann würde er sie hinausjagen. — Das ließen sich nun die Spanier nicht bieten, und es



Spanier wie Amerikaner mußten auf den Markt gehen, um zu schauen, ob nicht irgendwo Kriegsschiffe zu kaufen wären.

kam richtig zum Kriege. — Man hätte nun meinen sollen, daß nach der langen Vorverhandlung jeder Teil gehörig vorbereitet gewesen wäre? Aber nein, Spanier wie Amerikaner mußten auf den Markt gehen, um zu schauen, ob nicht irgendwo Kriegsschiffe zu kaufen wären? — Hier und da war auch richtig eines zu haben, aber etwas Ernsthaftes ist lange nicht passiert, bis am 1. Mai die Amerikaner durch die Besetzung von Cavite bei Manila auf den Philippinen festen Fuß faßten, und jetzt gerade, wo der Drucker den Hinkenden drängt, seinen Bericht fertig zu machen, weil sonst der Dampfer ohne die Kalender nach Amerika abfahren müßte, kommt die telegraphische Nachricht, daß die Amerikaner die Flotte des spanischen Admirals Cervera, welche in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli aus ihrer Mausefalle bei Santiago de Cuba entweichen wollte, vernichtet habe. Beide Teile sollen sich sehr tapfer geschlagen haben. So sind die Amerikaner in Westindien wie in Ostasien im Vorteil. Was weiter wird, hofft der Hinkende im nächsten Brief von Gevatter August zu lesen, der just eben in Amerika herumreist. So lange kann der Hinkende aber nicht warten. Darum schließt er seine Epistel und wünscht den Amerikanern und den Spaniern, sie sollten sich bald wieder vertragen, denn der Friede nährt, der Unfriede aber zehrt.

Der neue deutsche Reichstag.

Am 16. Juni 1898 waren volle zehn Jahre um, seit Kaiser Wilhelm II. regiert. Der selbige Tag war von der Reichsregierung zu den neuen Wahlen für den Reichstag bestimmt worden. Heiß ging es dabei her, denn alle 14 Parteien, wie sie gebildet sind, hatten voll ins Horn gestochen und alle ihre Mannen aufgeboten, um diesmal etwas Besonderes zu erreichen. Der Ausgang war zweifelhaft, die Erwartung gespannt. Etliche meinten, diesmal käme ein ganz ausnahmsweise böser Reichstag zustande; andere wieder meinten, es würde umgekehrt sein und ein Reichstag gewählt werden — so süß wie Honigseim. Die Wirklichkeit aber blieb hübsch in der Mitte. Die ersten und Hauptwahlen zwar zeigten ein kurioses Gesicht, wie es bislang nicht dagewesen war: beinahe die Hälfte aller Wahlen blieb unentschieden, weil keiner der Kandidaten die nötige absolute Mehrheit erhalten hatte. So blieb die Spannung auf weitere acht Tage bestehen, und erst die Stichwahlen zeigten, wie es stand um den neuen Reichstag — nämlich auch nicht um ein Titelchen anders als vorher; der neue Reichstag war, wenn auch um fünf Jahre später geboren, der richtige Zwillingbruder von dem, der bis dahin das Leben hatte.

Die Stichwahlen also entschieden es, was der neue Reichstag für ein Gesicht aufsetzte. Die bösen Stichwahlen! Die Württemberger und die Berner haben sich als geschickt erwiesen, indem sie für ihre Wahlen die Stichwahlen abschafften; und warum wohl, Hansrieber, wißt Ihr's? Ja, Ihr habt's ja selber miterlebt und durchgemacht! Wegen des Feilschens und Handlens, das vor diesen Stichwahlen stattzufinden pflegt. Die eine Partei verlangt, die andere bietet; es ist wie beim Pferdehandel und geht doch um eine so schöne, edle, große Sache! Darum nämlich, den richtigen Vertreter zu bestellen, der zu Berlin vor der Reichsregierung und dem Kaiser selber mit Ja und Nein laut und deutlich bekennen soll, wie das Volk in all den vielen und wichtigen Dingen denkt, über welche der Reichstag berät und beschließt. Die Württemberger und die Berner haben es so eingerichtet, daß auch diejenigen Parteien, die nicht die Mehrheit haben, doch vertreten sind und somit zu Worte kommen im Verhältnis (oder in der Proportion) der verschiedenen Stimmen, weswegen eben diese Art Wahl auf fremdländisch — denn so klingt's besser — das „Proportionalssystem“ heißt. Dieser Name aber ist das einzig Schlimme daran; die Sache selbst ist gut. —

Ja, wie beim Pferdehandel und schlimmer noch ist es bei den Stichwahlen zugegangen. Parteien, die einander sonst nicht ausstehen können, haben einen Pakt gemacht, einander freundlichst unter die Arme zu greifen, wenn die eine Partei hier, die andere dort einen ihrer Männer durchzubringen vermeinte. Am schlimmsten aber ist es in unserem gesegneten Baden zugegangen. Die Leute vom Centrum sind immer die ersten gewesen, um sich

zu melden, wenn zum Kampfe wider den Umsturz, wider die Sozialisten und Anarchisten aufgerufen wurde. Sie haben die Finger in die Höhe gereckt und haben geschrien: „Dazu sind wir speciell da; wir sind geeicht darauf, die Sozialisten und all das andere gefährliche Zeug aus der Welt zu schaffen.“ Schöne Worte, und geglaubt sind sie ihnen von einem und dem anderen wirklich worden. Wie aber war die That? Als es darauf ankam, ob Pforzheim und Mannheim, ja ob die Großherzogliche Residenz selbst sozialdemokratisch wählen sollte oder national-liberal, auf welche Seite schlugen sich da die Schutzengel von Thron und Altar? Sie marschierten sachte hinten um die Front herum und gingen zu den Sozialisten über, und zwar ausdrücklich gegen den Willen und die Absicht der übrigen Centrumsleute im Reiche; die Badener wollten eben etwas Extraes haben. — Die Folge war richtig die; daß die genannten Städte im neuen Reichstage von 3 Sozialisten vertreten werden. Im übrigen kommt es dem Hintenden auf die 3 Sozialisten nicht so sehr an; ob ihrer drei mehr oder weniger sind, das giebt dem Reichstage doch kein anderes Gesicht, denn eilige von ihnen sitzen ja so wie so immer im Loche; drei Leute vom Centrum dagegen wären dreimal schlimmer, zumal nie einer von ihnen im Loche sitzt; dazu sind sie viel zu gerieben. —

Dreihundertsiebenundneunzig Herren sind es, die im Reichstag sitzen, wenn derselbe ganz bei einander ist. Davon war ein gutes Viertel schon früher schwarz, schwarz wie die Nacht, und jetzt, nach den neuen Wahlen, sind es gar ihrer sechs mehr. Dann kommen die Roten; die machen ein rundes Siebentel aus, und acht Mann haben sie diesmal mehr, als sie lezt hin schon hatten.

Der Reichskanzler freilich, als er die Liste von dem neuen Reichstage in die Hand bekam, machte gerade kein freudig Gesicht; er hatte wohl im stillen gemeint, nun würde es anders werden und er würde es nicht nötig haben, allen immer so gewaltsam zuzureden, wenn er wieder einmal etwas Besonderes vorhat, um Deutschland zu Lande und zur See zu kräftigen. Aber nein, es hatte nicht sein sollen; es ist alles beim alten geblieben, und er wird sich somit weiter stark zusammennehmen müssen, wenn er seinen Posten gehörig ausfüllen soll.

Die Wahl gilt nix.

Bei der Wahl ging's zu Dummelsheim stürmisch zu. Im Schulhaus saß der Wahlvorstand hinter der Urne, und im „Karpfen“ saßen die Wähler beim Bier und sagten einander Anzüglichkeiten. Nur einer war still; das war der Tuppentoni; er freute sich, daß er am nämlichen Tage seine 4 Säue verkauft hatte, 32 Pfennig das Pfund lebend Gewicht; und 's Gewicht hatte er auch schon auf der Gemeindewage richtig machen lassen. Nun kam's nur noch drauf an, daß der Metzger kam und zahlte auf den Zettel hin, den er wohlverwahrt in der Westentasche hatte.

Er griff darnach: Kreuztürken! Bomben und Blei! Was ist denn das? Er hat seinen Wahlzettel in der Hand; der Wiegezettel aber fehlt! Den hatte er aus Versehen in die Urne gethan. Auf springt er und stürzt 'nüber ins Wahllokal. „Die Wahl gilt nix,“ schreit er, „ich will mein' Sauzettel heraus haben!“ Es brauchte eine ganze Weile, bis der Wahlvorstand begriff, was los war; den Sauzettel gab er trotzdem nicht heraus. Der Tupsentoni aber will sich beim Reichskanzler beschweren; er meint partout, die Wahl sei ungültig.

Ein Diener vom Lande.

Die Frau Baronin von Schnuten-Schnutenheim hat einen neuen Diener eingestellt. Der bisherige war ihr zu ausgespitzt geworden, und so wollte sie es einmal mit einem versuchen, der direkt vom Lande kam. Es war die richtige männliche „Unschuld vom Lande“; er mußte so gar nichts von der feinen Lebensart; es war zum Totlachen mit ihm, was er für Dummheiten machte; mitunter aber auch war's recht ärgerlich. So lieferte er letztlich folgendes Stücklein.

Die Frau Baronin hatte ihm mit vieler Mühe beigebracht, daß sie mitunter nicht daheim zu sein wünschte, während sie in Wirklichkeit doch daheim war. Unser Jean — eigentlich hieß er schlichtweg Peter; aber das klang der Frau Baronin zu gemein, und so rief sie ihn „Jean“ — unser Jean

also verstand das im Anfang gar nicht; er sah die Leute geschneigelt und gebügelt vorfahren und die Treppe hinauf eilen; dann fragten sie dringend, ob die gnädige Frau wohl daheim wäre, ob sie dieselbe sprechen könnten? Zugleich gaben sie ein klein weißes Kärtlein ab, auf dem etwas gedruckt stand. Der Peter — oder vielmehr der Jean — griff dann immer — so war es ihm beigebracht, hinter sich und hotte vom Flurtisch ein silberglänzendes Tablett (es war übrigens nur aus ganz gewöhnlichem Nidel), worauf er die besagte Karte gleiten ließ. Dann ging er anscheinend damit in die inneren Gemächer, um nachzuschauen, ob die Frau Baronin daheim wär'. In Wahrheit machte er sich nur weiter hinten

im dunklen Flur ein wenig zu schaffen; dann kam er wieder hervor und sagte: „Die Frau Baronin ist ausgefahren.“

Der Besuch bedauerte es dann regelmäßig auf tiefste, daß dem so sei — in Wirklichkeit war er diebisch froh darüber — und empfahl sich.

Letztlich kam nun ein Besuch, bei dem sich die Sache im Anfang wieder ganz regelrecht abspielte. Das Kärtchen glitt auf das Tablett, Jean verschwand auf ein Momentchen nach hinten zu im Düstern und erschien dann wieder mit der bedauerlichen Auskunft: „Frau Baronin ist ausgefahren.“ Diesmal war nun aber der Besucher durchaus nicht froh über die



Die Frau Baronin hatte ihm mit vieler Mühe beigebracht, daß sie mitunter nicht daheim zu sein wünschte.

Nachricht, denn es war der Herr von Schnippel, der die Frau Baronin gern geheiratet hätte und gekommen war, ihr ein wenig die Cour zu schneiden.

„So,“ meinte er und steckte unserem Jean ein Fünzigpfennigstück in die schwierige Faust, „bitte, sehen Sie doch noch einmal nach, ob sie nicht am Ende inzwischen heimgekommen ist.“ Verdutzt stand der Jean; der Herr v. Schnippel gab ihm aber einen leichten Schubs, und so bewegte sich Peter nochmals dem Hintergrunde zu. Hier fand er, daß die Thür zum Salon ein wenig offen stand; dicht daran stand die Frau Baronin, die rasch die Karte vom Tablett nahm. „So 'n Affe; was denkt denn der?! Ich bin ausgefahren,“ zischte sie.

Unser Jean schiebt sich wieder vorwärts ins Licht und bringt nach einer kleinen Weile von neuem den Bescheid, daß die gnädige Frau wirklich ausgefahren sei.

„Nicht möglich,“ ruft der Herr von Schnippel.

„Wissen Sie es denn ganz sicher?“

„So sicher wie der Tod,“ erwidert darauf unser Peter „sie hat mir's ja eben selbst gesagt.“

Der Deutsche ehrt zu allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf; —
Doch liebt er frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

Uhländ.

Am Abend wird man Flug
für den vergangenen Tag,
Doch niemals Flug genug
für den, der kommen mag.

Fr. Rückert.

Genealogie.

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. seit 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, Schwester des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Kronprinz Wilhelm, geb. 6. Mai 1882; 2. Pr. Eitel-Friedrich, geb. 7. Juli 1883; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1887; 5. Pr. Dörfel, geb. 27. Juli 1888; 6. Pr. Joachim, geb. 17. Dez. 1890; 7. Pr. Viktoria Luise, geb. 13. Sept. 1892. Geschwister des Kaisers: 1) Charlotte, Erbprinzessin v. S. Meiningen. 2) Pr. Heinrich, geb. 14. Aug. 1862, verm. 24. Mai 1888 mit Pr. Irene von Hessen, geb. 11. Juni 1866. Söhne: a) Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889; b) Pr. Sigismund, geb. 27. Nov. 1896. 3) Pr. Viktoria, Gemahlin des Pr. Adolf von Schaumburg-Lippe, geb. 12. April 1866. 4) Sophie, Kronprinzessin von Griechenland. 5) Pr. Margarete, Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, geb. 22. April 1872. Mutter des Kaisers: Kaiserin v. Königin Friedrich Viktoria, geb. 21. Nov. 1840, Witwe, des am 15. Juni 1888 † Kaisers Friedrich. Vaterschwester d. Kaisers: Luise, Großh. von Baden. Kinder des am 21. Jan. 1883 † Pr. Karl (Großherzogs d. Kaisers): a) der am 15. Juni 1885 † Pr. Friedrich Karl. Kinder: (1) Pr. Luise Margarete, geb. 25. Juni 1860, verm. 13. März 1879 mit Pr. Arthur, Herz. von Connaught. (2) Pr. Fr. Leopold, geb. 14. Nov. 1865, verm. 24. Juni 1889 mit Pr. Luise Sophie, Schw. d. Kaiserin. b) Pr. Luise, geb. 1. März 1829. c) Pr. Anna, geb. 17. Mai 1836, Witwe, seit 14. Okt. 1884 v. Lanogr. Friedrich von Hessen. Kinder des am 14. Okt. 1872 † Pr. Albrecht (Großherzogs des Kaisers): 1) Pr. Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Reg. des Herzogs Braunschweig, verm. 19. April 1873 mit Pr. Marie v. S. Altenb., geb. 2. Aug. 1854. 2) Pr. Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842, Witwe seit 28. Juni 1879 von Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. **Baden.** Großherzog Friedrich VIII., Rudm., geb. 9. Sept. 1826, folgte in der Reg. seinem Vater, dem Großh. Leopold, 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Großh. Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838, Vaterschwester des Kaisers Wilhelm II. Kinder: a) Erbprinz Friedrich, geb. 9. Juli 1857, verm. 20. Sept. 1885 mit Erbprinzessin Wilhelmine, geb. 9. Nov. 1864, T. des Großherzogs Adolf von Luxemburg. b) Viktoria, Kronprinzessin v. Schweden. Geschwister: a) Herzogin Alexandrine, Witwe seit 22. Aug. 1893 v. Herzog Ernst II. v. S. Koburg-Gotha. b) die Witwe d. am 27. April 1897 † Pr. Wilhelm, Maria von Leuchtenberg, geb. 16. J. Okt. 1841. Kinder: 1) Erbprinzessin Marie v. Anhalt. 2) Pr. Maximilian, geb. 10. Juli 1867. c) Pr. Karl, geb. 9. März 1832, verm. 17. Mai 1871 mit Reichsgr. Gräfin v. Rhena, geb. 10. Juni 1845. d) Pr. Maria, geb. 20. Nov. 1834, verm. 11. Sept. 1858 mit Fürst Ernst zu Leiningen. **Anhalt.** Herzog Friedrich, geb. 29. April 1831, reg. seit 22. Mai 1871, verm. 22. April 1854 mit Herzogin Antoinette, Pr. v. S. Altenb., geb. 17. April 1838. Erbpr. Friedrich, geb. 19. Aug. 1856, verm. 2. Juli 1889 mit Erbpr. Marie, geb. 26. Juli 1865, T. des † Pr. Wilhelm v. Baden. **Bayern.** König Otto I., geb. 27. April 1848, reg. seit 13. Juni 1886 unter Regentenschaft seines Oheims Prinzen Luitpold, Regent seit 10. Juni 1886, geb. 12. März 1821. Präsumtiver Throner. Pr. Ludwig, ältester Sohn des Regenten, geb. 7. Jan. 1845, verm. 20. Februar 1868 mit Pr. Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, T. des † Erbpr. Ferdinand v. Oesterreich. **Belgien.** König Leopold II., geb. 9. April 1835, reg. seit 10. Dez. 1865, verm. 22. Aug. 1853 m. Kön. Marie Henriette, geb. 23. Aug. 1836, T. des † Erbpr. Joseph von Oesterreich. **Braunschweig.** Am 21. Okt. 1885 zum Regenten erwählt Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837. **Bulgarien.** Fürst Ferdinand I., geb. 26. Febr. 1861, erwählt am 7. Juli 1887, verm. 20. April 1893 mit Pr. Marie Luise von Parma, geb. 17. Jan. 1870. Erbprinz Boris, geb. 30. Jan. 1894. **Dänemark.** König Christian IX., geb. 8. April 1818, reg. seit 15. Febr. 1863, verm. 26. Mai 1842 mit Kön. Luise, geb. 7. Sept. 1817, Vaterschwester des Landgrafen Alexander Friedrich v. Hessen-Kassel. Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843. **Frankreich.** Republik. Präs.: Felix Faure, geb. 30. Jan. 1841, erwählt 17. Jan. 1895. **Griechenland.** König Georg I., geb. 24. Dez. 1845, reg. seit 31. Okt. 1863, verm. 27. Okt. 1867 m. Kön. Olga, geb. 3. Sept. 1851, T. d. † Großh. Konstantin v. Russland. Kronpr. Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, verm. 27. Okt. 1889 m. Kronpr. Sophie, geb. 14. Juni 1870, Schwester d. Kais. Wilhelm II. **Großbritannien u. Irland.** Königin Viktoria, Kaiserin v. Indien, geb. 24. Mai 1819, reg. seit 20. Juni 1837. Kronpr. Albert Eduard, geb. 9. Nov. 1841, verm. 10. März 1863 m. Pr. Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, T. des Königs Christian IX. von Dänemark. **Hessen.** Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1868, reg. seit 13. März 1892, verm. 19. April 1894 mit Großherzogin Viktoria, geb. 25. Nov. 1876, T. des Herzogs von Sachsen-Kob.-Gotha. Geschwister: a) Pr. Viktoria, Gem. des Pr. Ludwig v. Battenberg. b) Pr. Elisabeth, Gem. des Großh. Sergius v. Russland. c) Pr. Irene, Gem. des Pr. Heinrich von Preußen. d) Pr. Alice (Alexandra), Kaiserin von Russland. **Italien.** König Humbert I., geb. 14. März 1844, reg. seit 9. Jan. 1878, verm. 22. April 1868 mit Kön. Margareta, geb. 20. Nov. 1851, T. des † Herzogs von Genoa. Kronprinz Viktor Emanuel, geb. 11. Nov. 1869, verm. 21. Oktober 1896 mit Pr. Helene von Montenegro. **Niederlande.** Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. seit 12. Nov. 1858. **Lippe-Deilmold.** Fürst Alexander, geb. 16. Jan. 1831, reg. seit 20. März 1895 unter Regentenschaft des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, geb. 9. Juni 1842. **Luxemburg** (Haus Nassau). Großh. Adolf, geb. 24. Juli 1817, reg. seit 23. Nov. 1849, verm. 23. April 1851 mit Großh. Adolphe, geb. 25. Dez. 1833, T. des † Pr. Friedrich August von Anhalt. Erbprinz. Wilhelm, geb. 22. April 1852.

Mecklenburg. A. Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882, reg. seit 10. April 1897 unter der Regentschaft des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg. **B. Mecklenburg-Strelitz.** Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Okt. 1819, reg. seit 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Großherzogin Auguste, geb. 19. Juli 1822, T. des † Herzogs Adolf v. Cambridge. Erbprinz. Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848. **Montenegro.** Fürst Nikolas I., geb. 7. Okt. 1841, reg. seit 13. Aug. 1860, verm. 8. Nov. 1860 mit Fürstin Milena, geb. 4. Mai 1847. Erbpr. Danilo, geb. 29. Juni 1871. **Niederlande.** Königin Wilhelmine, geb. 31. Aug. 1880, reg. seit 23. Nov. 1890 unter Regentenschaft ihrer Mutter Königin Emma. **Oldenburg.** Großh. Peter, geb. 8. Juli 1827, reg. seit 27. Febr. 1853, Witwer seit 2. Febr. 1896 von Großh. Elisabeth, T. des † Herzogs Joseph v. S. Altenburg. Erbprinz. August, geb. 16. Nov. 1852, verm. 24. Okt. 1896 mit Erbprinzessin Elisabeth, T. des † Großh. Friedrich Franz II. v. Meckl.-Schw. **Oesterreich.** Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830, reg. seit 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Kaiserin Elisabeth, geb. 24. Dez. 1837, T. des † Herzogs Maximilian in Bayern. Thronfolger: Erbprinz Franz Ferdinand, Neffe des Kaisers, geb. 18. Dez. 1863. **Papst Leo XIII.** geb. 2. März 1810, erwählt am 20. Febr. 1878. **Portugal.** König Karl I., geb. 28. Sept. 1863, reg. seit 19. Okt. 1889, verm. am 22. Mai 1886 mit Königin Amalia, geb. 28. Sept. 1865, T. des Grafen v. Paris. Kronprinz Louis Philipp, geb. 21. März 1887. **Preußen.** A. Ältere Linie. (Reichs-Östl.) Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, reg. seit 8. Nov. 1859, Witwer seit 29. Sept. 1891 von Fürstin Ida, T. des † Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe. Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878. **B. Jüngere Linie.** (Reichs-Östl.) Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, reg. seit 11. Juni 1867, Witwer seit 10. Juli 1886 v. Fürstin Agnes, T. d. † Herz. Eugen v. Württ. Erbpr. Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858. **Rumanien.** König Karl I., Pr. v. Hohenzollern, geb. 20. April 1839, reg. seit 20. April 1866, verm. 15. Nov. 1869 mit Kön. Elisabeth, Pr. v. Bled, geb. 29. Dez. 1843. Kronpr. Ferdinand, Pr. v. Hohenzollern, geb. 24. Aug. 1865, verm. 10. Jan. 1893 mit Kronpr. Maria, geb. 20. Okt. 1875, T. des Herzogs Alfred v. Sachl.-Kob.-Gotha. **Russland.** Kaiser Nikolas II., geb. 18. G. Mai 1868, reg. seit 1. Nov. 19. Okt. 1894, verm. 26. J. Nov. 1894 mit Kaiserin Alexandra (Allice), geb. 6. Juni 25. Mai 1872, Schwester des Großherzogs von Hessen. Töchter: 1) Pr. Olga, geb. 15. 3. November 1895. 2) Pr. Tatjana, geb. 10. Juni 30. Mai 1897. **Sachsen.** A. Ernestinische Linie. **S. Weimar-Eisenach.** Großh. Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, reg. seit 8. Juni 1853, Witwer seit 23. März 1897 von Großh. Sophie, Schw. des † Königs Wilhelm III. der Niederlande. Erbprinz. Wilhelm, geb. 10. Juni 1876. **S. Meiningen u. Hildburghausen.** Herz. Georg II., geb. 2. Apr. 1826, reg. seit 20. Sept. 1866. Erbpr. Bernhard, geb. 1. April 1851, verm. 18. Febr. 1878 mit Erbpr. Charlotte, geb. 24. Juli 1860, Schw. v. Kais. Wilhelm II. **S. Altenburg.** Herzog Ernst I., geb. 16. Sept. 1826, reg. seit 3. Aug. 1853, Witwer seit 23. Okt. 1897 von Herzogin Agnes, Schwester des Herzogs Friedrich von Anhalt. **S. Koburg-Gotha.** Herzog Alfred, geb. 6. Aug. 1844, reg. seit 22. Aug. 1893, verm. 23. Jan. 1874 m. Herzog. Maria, geb. 17. 5. Okt. 1853, Schw. des † Kaisers Alexander III. v. Russland. Erbpr. Alfred, geb. 15. Okt. 1874. **B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen.** König Albert, geb. 23. April 1828, reg. seit 29. Okt. 1873, verm. 18. Juni 1853 m. Königin Karoline, geb. 5. Aug. 1833, T. des † Pr. Sulkow von Bala. Bruder: Pr. Georg, geb. 8. Aug. 1832, Witwer seit 5. Febr. 1884 von Pr. Maria Anna, Infantin v. Portugal. **Schaumburg-Lippe.** Fürst Georg, geb. 10. Okt. 1846, reg. seit 8. Mai 1893, verm. 16. April 1882 mit Fürstin Maria Anna, geb. 14. März 1864, T. d. Pr. Moritz v. Sachl.-Altenburg. Erbprinz Adolf, geb. 23. Febr. 1883. **Schwarzburg-Rudolstadt.** Fürst Günther, geb. 21. Aug. 1852, reg. seit 15. Jan. 1890, verm. am 10. Dez. 1891 mit Fürstin Anna, geb. 19. Febr. 1871, T. des Prinzen Georg von Schönburg-Waldenburg. **Schwarzburg-Sondershausen.** Fürst Karl Günther, geb. 7. Aug. 1830, reg. seit 17. Juli 1880, verm. 12. Juni 1869 m. Fürstin Marie, geb. 28. Juni 1845, T. d. † Pr. Eduard zu Sachsen-Altenburg. **Schweden und Norwegen.** König Oskar II., geb. 21. Jan. 1829, reg. seit 18. Sept. 1872, verm. 6. Juni 1857 mit Kön. Sophie, geb. 9. Juli 1836, Schwester des Großherzogs Adolf von Luxemburg. Kronprinz Gustaf, geb. 16. Juni 1858, verm. 20. Sept. 1881 mit Kronpr. Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, T. des reg. Großherzogs von Baden. Söhne: 1. Pr. Gustaf Adolf, geb. 11. Nov. 1882. 2. Pr. Wilhelm, geb. 17. Juni 1884. 3. Pr. Erik, geb. 20. April 1889. **Schweiz.** Republik. Präs.: Eug. Ruffy, geb. 1854, erm. 16. Dez. 1897. **Serbien.** König Alexander I., geb. 14. 2. Aug. 1876, folgt seinem Vater Milan I. infolge dessen Abdankung v. 6. März 22. Febr. 1889. **Spanien.** König Alfons XIII., geb. 17. Mai 1886, Regent: Königin-Witwe Maria Christina, geb. 21. Juli 1858, T. d. † Erbprinz Karl Ferdinand von Oesterreich. **Türkei.** Großsultan Abdul-Hamid, geb. 22. Sept. 1842, regiert seit 31. Aug. 1876. **Waldeck.** Fürst Friedrich, geb. 20. Jan. 1865, reg. seit 12. Mai 1893, verm. 9. Aug. 1895 mit Fürstin Bathildis, geb. 21. Mai 1873, T. des Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr. Feodias, geb. 13. Mai 1896. **Württemberg.** König Wilhelm II., geb. 25. Febr. 1848, reg. seit 6. Okt. 1891, verm. 8. April 1886 mit Königin Charlotte, geb. 10. Okt. 1864, T. des Pr. Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.



1 M. 90 Pf. pro Quartal durch die Post
frei ins Haus kostet der von allen Blättern
am weitesten und dichtesten in ganz
Württemberg, Baden und Hohenzollern verbreitete

Schwarzwälder Bote in Oberndorf a. N.

Erscheint 7mal wöchentlich mit täglichem Unterhaltungsblatt. **Auflage 25 500.** Inventionspreis 20 Pfennig die Zeile. Gemeinnützige Blätter 1mal monatlich.

Erfolgreichstes und billigstes Publikationsorgan.

1200
Styl-Laubsäge-, Schnitt-
Flach- und Kerbschnitt-,
Holzbrandmalerei-etc. etc.
Vorlagen auf Papier u.
Holz. Anleit., Utensilien,
Maschinen, Werkzeuge u.
Materialien, Zeitschrift
„Der Dilettant“, Illustr.
Preislisten für 30 ¢ in
Briefmarken.
Mey & Widmayer,
München.

Die besten
Haken u. Oesen

**PRYMI'S
REFORM**

Direkt v. Schwarz-
wald, wo die Fabrik-
kation zu Hause ist,
bezieht man aner-
kannt gut und billig
Aufsatz- u. Schwarz-
wälder-Uhren, Res-
gulateure, Wecker
u. Taschenuhren nur
I. Qualität durch das
Uhrenverhandelsbüro
v. W. Blumenstock
in Balingen 30.
kabisch Schwarzwald.
Regulateur Nr. 350
nur M. 8.50, Nr. 351,
75 cm lang, 14-Tag-Wech-
sel Schlagwerk M. 12.—, Wecker Nr. 304
M. 2.50, Nr. 303 mit Nachtstunde,
Zifferblatt M. 3.75. Nr. 101 echt
Silb. Chl.-Remontoir mit Gelbrand
nur M. 10.50. 2-jährige schriftliche
Garantie! Reich illustr. Preisliste
über alle Sorten Uhren und Gold-
waren gratis u. franko.

**Wichtig
für Hausfrauen!**
Gustav Greve,
Osterode a. Harz,
Wollwarenfabrik,
nimmt **alte Woll-
sachen** z. Umarbeitung
an und empfiehlt seine im
Tragen sich vorzüglich be-
währt habenden Fabrikate:
**Hausleiderhosen, Damens-
loden Promadenen, Haus-
Häute für Herren- und
Knabengarderobe, T-p-
piche, Käuferhose, Decken.**
Billige Preise. Beste Be-
dienung. Muster bereit-
willigst franko.

Meinel & Herold, Harmonikafabrik,
Klingenthal (Sachsen) Nr. 201,
versch. direkt vor Nachn. ihre vorzügl. Konzert-Zugbar-
monikas, m. prächtigem Orgelton, off. Klaviatur, langen,
weißen Tasten m. Schiebhorn u. verbessert. Stahlfederan-
satz, für deren Haltbarkeit jede Garantie übernehmen, Doppel-
kasseln, Messinghohlstimmen, 3teil. (11falt.) Doppelkasseln,
Vergalten m. besten Metallgehäusen (Gedächtnis), 31—38cm hoch, h. Et. m.
10 Tast., 2 Reg., 50 Stimm. M. 6.— 21 Tast., 2 Reg., 108 Stimm. M. 13.50
10 " 3 " 70 " " 8.50 21 " 4 " 108 " " 21.—
10 " 4 " 90 " " 10.— 21 " 6 " 158 " " 27.—
10 " 6 " 132 " " 25.— 21 " 8 " 200 " " 39.—
10 " 8 " 172 " " 30.— 33 " 6 " 168 " " 48.—
Unsere Harm. sind nicht m. billig. offeriert. War. zu verwechseln. Schule u.
Kiste z. jed. Harm. umsonst. Harmonikas in 75 versch. Nummern, Bandonions,
Rundharmonikas, Violinen Zübern, Accordzithern, Clarinas, Drehorgeln
u. Musikwerke. 3. 1200 Anerkennungen. 3. Garantie: Rücknahme
u. Betrag zurück. Vor anderweitem Einkauf bitten unsern Katalog mit
über 100 Abbildungen umsonst und portofrei zu verlangen.
Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.
Großer Volkskatalog der Jähr. Hinf. Voten
für 1899. Preis hübsch kartoniert 1 M.

Meister-
haft gearbeitete Musikinstru-
mente jeder Art erhalten Sie
direkt v. Herstellungsorte unter
Garantie für Güte v. Wilhelm
Herwig in Rarkentrichen
in 5 illustrierte Preislisten
umsonst u. portofrei. — Angabe,
welches Instrument gekauft wer-
den soll, erbeten. —

**Leidenden und
Kranken**
überfende ich gratis u. franko
meine Broschüre (45. Aufl. 1898).
Dr. Ed. Brindmeier,
Sofrat,
Braunschweig.

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jähr.
H. Dillinger:
Aus dem Kleinleben
Erzählungen.
Dritte Auflage.
Hübsch geb. M. 2.50.

Musikinstrumente
für Schule, Kirche, Haus, Familie, Kapellen
und Vereine liefern
Steiniger & Co., Erlbach No. 94
bei Markneukirchen.
Direktion eines eigenen Musikcorps.
← Preislisten frei! →

Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Altersrenten- und
Kapitalversicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 M.) lebenslängliche
Altersrenten oder das entsprechende Kapital.
Auskunft erteilt und Druckfachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende,
Berlin W., Mauerstraße Nr. 85.

Müller's Accord-Zithern



Von Jedermann in 1 Stunde zu erlernen; vorrätig zum Preise v. **M 7.50 bis M 75.** — in jed. besseren Musikinstr.-Handlg., ev. adressire man: **J. T. Müller, Dresden-Striesen.**

Ein reich illustr. Accord-zith.-Büchlein gratis u. free. **Volle Garantie gewährt!**

— Man verlange echte Müller'sche A.-Z., da es werthlose Nachahmungen (von frischem Holze, nicht Stimmung haltend) giebt.

G. A. Buschbaum,

Motorfabrik in Darmstadt
verbess. Luftpumpen
v. 1/2—3 Pferd. —
Betrieb bei belieb.
Dreinstoffungsaubl.
billig. Abfol.gefahr.
geräusch- und geruchlos.

Naturkuren

Zu allen Krankheiten, Leiden und Beschwerden neue, eigenartige, physikalische Heilmethode mit vorzügl. Erfolgen. Einfache, milde, sichere, unfehlbare Behandlung. Ausführl. Prospekt 20 Pf. Rückporto. Beratungenfragen 3 M. Näheres durch **Direkt. Kustermann sen., Hildabab, Karlsruhe i. S.** Friedenstraße 18, Telephon Nr. 522

Verlag v. Moritz Schauenburg, Fahr. Interessant für jedermann: **Adam: Die Geheimnisse der Freimaurerei** im Lichte der Zeit Dritte Aufl. 50 S.

Neu! Neu! Neu! Fanfaren-Harmonika.



Neuartige Zugharmonika mit 10 Tasten, 40 Stimmen, 2 Klappen, 2 Register, Klaviaturgriff mit

garantirt unzerbrechlicher Spiralfederung (D. R.-G.-M. Nr. 47402), Klaviaturbedeck mit 16 Ringen, 2 Sternen, Keilten rot, Deckel grün meliert. Keine Beschläge, 2 Reihen brillante Trompeten, 2 Doppelschlüssel, 2 Zuhälter, Metallbalg salztauen, Musik doppeltstimmig (Zehrig) Orgelton. Größe 35 cm. Preis billig, auch nur 5 M. p. Stück. Neueste Selbstlernschule gratis. **Waldenpiel** mit neueriger Mechanik D. R.-G.-M. Nr. 85928 nur 30 Pf. mehr. Direkt zu beziehen durch

Heinr. Suhr, Neuenrade 2 (Weiss.)



3-manualige Accordzithern liefere zu M. 2.90, große 6-manualige Konzertaccordezithern zu M. 7.50 (früher 16 M.). Preislisten gratis und franco.

Unstreitig beste und billigste Bezugsquelle!

Nachweisbar wiederholt mehr als **500** Wecker an einem Tage verkauft.

Nickel-

bestes Fabrikat, Höhe 19 cm Mk. 4.25.
Derselbe m. nachts leuchtend. Zifferblatt Mk. 4.75.
Obige Wecker sind genau reguliert und gut gehend.

Regulateure

Mk. 6.— mit Schlagwerk v. Mk. 7.50 an.

Nickel-Remont.

von Mk. 6.50 an.
Versand unter Nachnahme. — Bitte meinen reich illustr. Katalog zu verlangen, gratis.



Wecker

II. Qualität Mk. 3.— bis 4.— Nicht zu verwechseln mit den minderwertig Bazar-Weckern, zu Mk. 3.— angepriesen, solche liefere ich zu Mk. 2.25, rato aber vom Kaufe derselben ab.

Echt Silber Herrenuhren, 800/1000 gestempelt, Mk. 10.50.

Ketten, Ringe, Broschen u. s. w. billigst.

Louis Lehrfeld, Pforzheim, A. 26,

Uhren und Goldwaren.

Diplome

für Radfahrer, Turner, Gesangvereine, landwirtschaftliche und Gartenbauvereine, sowie solche, die für alle Zwecke verwendbar sind, werden in der lithographischen Kunstanstalt der Verlagshandlung v. **Moritz Schauenburg in Lahr i. S.** in künstlerischer Ausföhrung hergestellt und steht illustrirtes Preisverzeichnis zu Diensten.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr i. S.

Mein Kochbuch.

Hübsch ausgestattet mit passenden Bildern von **Erdmann Wagner**. In elegantem Ganzleinenband mit ca. 260 Seiten feinem Schreibpapier und Register.
Große Ausgabe Preis M 4.—, kleine Ausgabe Preis M 2.—

Dieses Buch ist dazu bestimmt, neue und alte bewährte Kochrezepte handschriftlich aufzunehmen; es kommt somit einem viel und oft gefühlten Bedürfnis entgegen.

Alemannische Gedichte

den **Wanen Seibels** gewidmet von **Albert Rüber.**

9 1/2 Bogen in H. 80, Preis elegant geb. 1 M 20 S., in Feinwand geb. 1 M 80 S.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr i. S.

Aus tiefster Seele.

Eine Blütenlese deutscher Lyrik. Herausgegeben von **Adolf Bartels.**

Mit 32 Dichterbildnissen von **Erdmann Wagner.**

Zweite vermehrte Auflage. Preis elegant geb. M 3.—

Der vornehm ausgestattete, mit 32 Dichterbildnissen illustrierte Band enthält eine von feinem literarischen Geschmade zeugende Auswahl von Gedichten unserer hervorragendsten Lyriker von **Klopstock** bis in die Gegenwart. Die kurzen biographischen Notizen bilden eine wertvolle Zugabe des Buches.



Reelle Bezugsquelle von allen Musikinstrumenten, deren Bestandteilen, Saiten, mechanischen Musikwerken in unübertroffener, vorzüglicher Ausführung. Tausende v. glänzenden Zeugnissen stehen zu Diensten. Illustr. Preislisten kostenfrei.

Edmund Paulus, Markneukirchen Nr. 2.

Emil Biegler, Fabrik mit elektr. Betrieb, Pforzheim 36.

Direkter Versand an Private gegen bar (Marken) oder Nachnahme. Von 20 Mk. an portofrei. Reparaturen und Umänderungen. Altes Gold nehme in Zahlung. **Prachttatalog E gratis.**



Nr. 2149.
Herrennadel
Stk. Gold R. 6.25



Nr. 2121. **Damenring**
14K. Gold R. 9.75
Stk. 5.75



In allen
Arten u. Preisen.



Grosche Nr. 2500
Stk. Gold R. 7.80.



In allen
Arten u. Preisen.



Nr. 2103. **Damenring**
Stk. Gold R. 2.50.



Nr. 2151.
Herrennadel
Stk. Gold R. 4.50.

Die weltberühmten preisgekrönten



Wiener
Zieh-Harmonikas
erzeugt
Joh. N. Trimmel,
Wien VII/3, Kaiserstr. 74.

Man verlange Musterbuch gratis.

Neue Rote Prachtbetten

mit K. unbed. Fehlern, so lange noch Vorrat ist, gr. Ober- u. Unterbett u. Kissen, reich m. weich. Bettf. gef., zw. 12 1/2 M., Hotelbetten 17 1/2 M., Rat rosa verheirathetsbetten nur 22 1/2 M., Bettfedern à Pfd. 45 u. 85 Pf., Halbdaunen R. 1.30, Prachtv. halbweiße Halbdaunen v. wunderbar herrlich. Füllkraft (nur 4 Pfd. u. Oberbett) à Pfd. R. 2.35. Über 10000 Familien haben meine Betten im Gebrauch. Nicht zahlb. Beitrag retour, dah. kein Risiko. Meine hochelegante illustrierte Preisliste gratis.

A. Kirschberg, Leipzig,
Blücherstraße 12.

F. W. Jehring,

Musikwarenfabrik,
Klingenthal i. S. Nr. 22



versendet
Ziehharmonikas,
Blasaccordeons, Ocarinas, Mundharmonikas, Violinen, Prim-Konzert- u. Accordzithern (in gr. Auswahl), Bandonions, Symphonions, Aristons, Herophons, Drehorgeln, Manopans, Mignon-Organen, Kalophons, Kallistons mit Glockenspiel, Schweizer Musikwerke etc. Garantie: Umtausch oder Geld zurück. Illust. Katalog frei. Bitte anzugeben, welches Instr. gew. wird.

Verlag von Moritz Schauenburg in Fahr.

Ludwig Hubers

Neue nützlichste Bienenzucht.

Zwölfte verbesserte Auflage.
Geheftet M. 1.80, gut gebunden M. 2.50.
Abfahz bisher 44000 Stück.

Fr. B. Hoffacker:

Der Hausgarten in Stadt und Land.

Dritte Auflage. Gebunden M. 2.—

Paulus & Kruse

Markneukirchen 344.



Jadellos
garb:
Instrumente

Aeusserst
billige
Preise

Weit
gehendste
Garantie.

Reich
illust.
Katalog gratis.



Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommerzbuch

unter viele weit bekannte Originallieder, die keine andere Kommerzbuchausgabe enthält, sind erfolgt, so daß die neue Auflage des „Allgemeinen Deutschen Kommerzbuches“ auch fernerhin die erste Stelle unter seinegleichen einnehmen und wie die Herausgeber der ersten Ausgabe im Jahre 1858 wünschten, „ein Volksbuch und ein deutsches Buch“ geworden ist und bleiben wird.

Zu erhalten ist dasselbe in den verschiedenartigsten Einbänden (Leinwand, Pergament und Leder) zum Preise von M. 3.50 bis 20.—

Interessenten steht ein Preisverzeichnis mit den abgebildeten Einbanddecken gratis zur Verfügung.

Klavierausgabe Kommerz-Abende.

Die Lieder des Allgemeinen Deutschen Kommerzbuches
des
Kommerzbuches f. eine mittl. Singstimme m. Klavierbegleitung.
24 Hefte à M. 1.—, 4 Bände geb. à M. 7.—
Dritte neu bearbeitete u. vermehrte Auflage.

In den bis jetzt erschienenen 4 Bänden sind die gebräuchlichsten Lieder mit Klavierbegleitung für mittlere Singstimmen enthalten, so daß diese Sammlung nicht allein unerreichbar dasteht, sondern auch die weitest verbreitetste und beliebteste ist, weil sie infolge ihrer Reichhaltigkeit und vorzüglichen Auswahl allen Anforderungen entspricht. Jeder Band ist einzeln käuflich ebenso jedes Heft.

51. bis 54.
neu bearbeitete
Ausgabe
mit 811 Liedern.
Zahlreiche
Neuaufnahmen,
darunter

Große Gefahren für Gesundheit und Leben!

Durch alte, schon gebrauchte Bettfedern werden erwiesenermaßen in zahlreiche Familien die Ansteckungskeime vieler bössartiger Krankheiten hineingetragen. Solche gefahrbringende Ware wird von unfundigen oder gewissenlosen Händlern leider massenhaft in den Handel gebracht. Es sei daher den geehrten Hausfrauen die Firma **Pecher & Co.** in **Herford** Nr. 337 B in Westfalen empfohlen. Diese Firma genießt und verdient seit vielen Jahren das volle Vertrauen des Publikums. Unter Garantie der Neuheit werden in allerbesten Reinigung Bettfedern und Daunen aller Qualitäten zu den denkbar billigsten Preisen geliefert. Daneben als besondere Specialität **fertige Betten** in gleichfalls unübertroffener Güte und Preiswürdigkeit. Die Firma **Pecher & Co.** gilt nach dem übereinstimmenden Urtheile von mehr als

150 000 Familien

mit Recht als **streng reelle u. anerkannt billige Bezugsquelle** für garantiert neue, doppelt gereinigte und gewaschene

Bettfedern.

Wir versenden zollfrei gegen Nachnahme (jedes beliebige Quantum) gute neue Bettfedern v. Pfund für 60 Pfg., 80 Pfg., 1 M., 1 M. 25 Pfg., 1 M. 40 Pfg.; feine prima Halbdaunen 1 M. 60 Pfg., 1 M. 80 Pfg., halbweiße Polarfedern 2 M., weiße Polarfedern 2 M. 30 Pfg. u. 2 M. 50 Pfg.; silberweiße Gänse- und Schwannenedern 3 M., 3 M. 50 Pfg., 4 M., 4 M. 50 Pfg., 5 M. Feiner als ganz besonders beachtenswert: **Echt chinesische Ganzdaunen** nur 2 M. 50 Pfg. u. 3 M. (sehr füllkräftig, weich und haltbar); **Nordische Polar-daunen** 3 M., 4 M. u. 5 M. (Hervorragende Specialität von außerordentlicher Füllkraft, Weichheit u. unverwundl. Haltbarkeit! Farbe ähnlich wie Giberdaunen); **Silberweiße Gänse- u. Schwannedaunen** 5 M. 75 Pfg., 7 M., 8 M., 10 M., 12 M. u. 14 M. per Pfund. — Bei Bettfedern u. Daunen 5% Rabatt auf Verträge von mindestens 75 M.

Bettstücke (Bettstühle, Kopfkissen etc.)
Oberbetten, Unterbetten,

Die Bettstücke werden in jeder beliebigen Größe hergestellt aus nur anerkannt guten, federdichten Stoffen, für deren langjährige Haltbarkeit garantiert wird. **Billigste Preise!** Die Füllung der Betten geschieht ganz nach **Borhschrift des Käufers** mit den ausgewählten Sorten.

Reichhaltiges Lager in garantiert federdichtem Bettbarchent, Bettsatin, Flaumenkörper etc. Versand der Bettstoffe auch meterweise in beliebiger Länge. Nichtgefallendes bereits, auf unsere Kosten zurückgenommen. Daher für den Käufer jedes Risiko ausgeschlossen. — An Sonn- und christlichen Feiertagen Geschäft geschlossen.

Vieltausendfältige Anerkennung!! **Täglich zahlreiche Nachbestellungen!!**

Pecher & Co. in Herford Nr. 337 B in Westfalen.

Proben nebst Preisliste v. Bettfedern u. Bettstoffen umsonst u. portofrei. — Bei Bestellung von Proben sind gewünschte Sorten festern u. Daunen näher zu bezeichnen.

Liebe's Sagradawein

v. **J. Paul Liebe**,

Dresden und Tetschen a. E.

Auszug entbitterter Cascara sagrada-Rinde

mit Süßwein auf 10 cem 3,33 gr.

Ärztliche Aussprüche:

„unentbehrliches Mittel in Fällen habitueller Konstitution“

„besser u. angenehmer als alle angewandten Abführmittel“

„das beste pflanzliche Mittel, um Stuhlgang zu erzeugen“

„ohne schädliche Nebenwirkungen und Folgezustände“

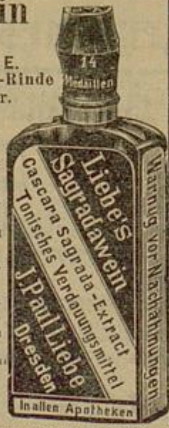
„ausgezeichnetes Entleerungs- u. Verdauungsmittel“

„berufen, Anwendung zu finden bei trügem Stuhlgang d. Greise, der Personen, welche sitzende Lebensweise führen u. sich viel m. geistiger Arbeit beschäftigen.“

1/2 u. 1/4 Flaschen in den Apotheken.

Namen der Herren Ärzte von der Firma zu erlangen.

Ausdrücklich Liebe's Sagrada-Wein fordern.



Verlag von Moritz Schauenburg in Fahr.

Karl Gottfried Nadler:

Fröhlich Palz, Gott erhalt's.

Gedichte in Pfälzer Mundart. Mit Nadlers Bildnis und vielen gelungenen Illustrationen.

Herausgegeben von Ludwig Eichrodt.

Sechste Auflage.

Hübsch gebunden M. 2.25.

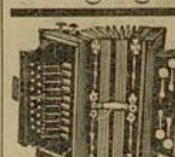
Aus Nadlers pfälzischen Gedichten (s. B. der Brand im Duffelwald) atmet ein solch urwüchsiges, kitschlicher Humor, daß, wer sich einmal mit denselben beschäftigt hat, die treuherzige und doch so frisch-herbe Art Nadlers lieb gewinnen muß. Für Freunde lustiger Dialektbildung bildet „Fröhlich Palz, Gott erhalt's“ eine schier unerschöpfliche Quelle launteren Genusses. Dem Duche ist ein Glossar beigegeben, so daß auch Lesern, die mit dem speziell pfälzischen Dialekt nicht vertraut sind, das Verständnis der Gedichte leicht gemacht ist.

14 Tage zur Probe



versenden wir gegen Nachnahme unsere silbernen Montoirs, Perlenarmbänder mit breiten Goldrändern, vergoldeten Feigern, vergoldetem Knepp u. Bügel. Preis mit 10 Rubis nur 13 1/2 M., mit 6 Rubis nur 11 1/2 M. Porto 70 Pfg. Jede Uhr ist mit dem gesetzlichen Silberstempel versehen und auf das genaueste reguliert und abgezogen, weshalb eine 3jährige Garantie für jedes Werk geleistet wird. Jedermann ist also in der Lage, sich durch einen Probezug von der Verlässlichkeit der Uhren überzeugen zu können. **Regulateure** von 5 1/2 M. an, **Wester** und **goldene** und **silberne Damen- u. Herrenuhren** sowie **Schmuckstücken** nach Preisliste zu **äußerst billigen Preisen** liefern **Severing & Comp., Neuenrade 273, Westf.**

1000 M. Belohnung



zahn ich, wenn mir nachgewiesen wird, daß ich bei Aufgabe dieser Annoncen nicht die einzige

und erste Harmonikfabrikation in Neuenrade habe. Meine an Eleganz und Solidität unübertroffenen Konzert- u. Zugharmonikas mit der allerneuesten und allerbesten gestrichelten unzerbrechlichen Spiralsäulenfederung, die an jeder Harmonika von außen sichtbar ist, kosten mit 10 Tasten, 2 Röhren, 8 Stelligen starken Doppelklängen, Edelstahlgewehr, Zubehören, vielen Nickelbeschlägen, halber orgelartiger Musik, 35 cm hoch, in 2hörig nur noch 5 M., 4hörig, 3. edle Register, 6 1/2 M., 4hörig, 4. edle Register, 8 M., 6hörig, 6. edle Register, 12 1/2 M., 2reihige mit 19 Tasten, 4 Röhren, 10. 20 M., mit 21 Tasten 11 M., mit vorzüglicher Stufenbelegung 30 Pfg. mehr. Verpackung gratis.



Hochgelegene, sel. Accordithern mit 6 Manualen, 25 Saiten, unübertroffen in ihrer herrlichen Hausmusik, kosten bei mir nur 7 M. und keine 7 1/2 M. oder mehr. 3mannslage nur 3 M. Nach den gratis beigelegten berühmten Schulen kann jeder innerhalb 1 Stunde die herrlichsten Chöre, Lieder und Länze spielen. Katalog gratis. Porto 80 Pfg. **Garantie:** Umtausch und Laufen der Nachbestellungen. Kleine Harmonikas unter 5 M. liefern ich ebenfalls. Man gebe nichts als kurze Probe und kaufe nur bei der reellen und billigen Musikinstrumentenfabrik von

Herrmann Severing, Neuenrade 34.

Differ, Kubistafeln

z. Bedeckn. runder u. beschl. Holzger, auch von Fässern, Kufen u. Wäulen. Gebunden nur 1 M. beim Verleger **Moritz Schauenburg, Fahr, S.**

Kuranstalt Bad Herenthal Wiesbaden.

Dr. Schubert.

Sanatorium für Nerven- u. Chronisch Kranke. Pension für Erholungsbefürftige. Wunderbelle Lage, Wald und Gebirge in nächster Nähe. Eigener alter Park, eigene Tennisplätze, im Winter Eisbahn, Wasserkur, Massage, Heilmagnetit, Elektrizität (auch System Alimonda), Taxis u. Entziehungskuren. Wiesb. Thermalbäder! Das ganze Jahr geöffnet. 2 Ärzte.

Dyes-Kuren

Höchst erfolgreich bei Bleichsucht, Mutarmit, Nerven-, Hautkrankheit, Rheuma, Gicht etc. Dr. Schubert, Die Blutenziehungskuren S. 4.

Messen und Jahrmärkte in Baden, der Pfalz und den angrenzenden Ortschaften 1899.

Abkürzungen: K heißt Krammarkt. — R (oder Rb oder Rb) heißt Röß (oder Pferdes) Markt. — B heißt Viehmarkt. — KB heißt Krams- und Viehmarkt. — RP heißt Krams- und Pferdemarkt. — RB heißt Röß- und Pferdemarkt. — KRB heißt Krams-, Vieh- und Pferdemarkt. — Schw heißt Schweinemarkt. — W heißt Wollmarkt. — F heißt Fleckmarkt. — H heißt Hausmarkt u. s. w.

Koch (N. Engen) KB 23 März, 29 Mai, 13 Juli, 24 Aug., 5 Okt., 4 Dez. (a. H.), 22 Dez.
 Nalen (Württ.) K 2 Febr., KB 1 Mai, 25 Juli, 25 Sept., 11 Nov., Schf 4 Juli, 2 Sept., 23 Febr., 4 April, 23 Mai (je 2).
 Nelsheim K 3 Febr., 7 März, 11 April, 8 Sept., 7 Nov., Schw 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 10 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
 Nglasterhausen K 21 Sept.
 Nibersweiler K 3 Sept. (3).
 Nibisheim K 17 Sept. (2).
 Nisborf (Württ.) KB 4 März, 25 Juli, 30 Sept., 17 Mai.
 Nippsbach (Württ.) KB 25 März, 22 Mai, 16 Okt., Kren 21 Dez.
 Nissen K 3 Sept.
 Nissen K 22 Mai, 27 Aug. (2), 12 Nov., Freischaute u. Handelsm. 6 Juli, Handelsk 13 Sept.
 Nittenau B 2 März, 4 Mai, 3 Aug., 18 Sept., 19 Okt., 27 Nov.
 Nittenau K 12 März, 16 Juli, 1 Okt.
 Nittenau (Württ.) KB 21 März, 25 Mai (vgl. Nittenau), 1 Aug., 12 Sept. (vgl. Nittenau) KB 18 Nov., 18 Jan., 15 Febr., 3 Mai, 4 Okt.
 Nittenau K 23 Mai, 11 Okt.
 Nitz (Hess.) K 20 Febr., 18 Sept., 13 Nov. (je 2), Annweiler K 12 Febr., 2 Juli, 27 Aug., 26 Nov.
 Nippenweier K Schw 20 März, 6 Nov.
 Nisberg (Württ.) K 25 Juli, Holz 24 Juli, Nissens K 30 Jan., 13 Juli, 5 Okt.
 Nissen K 21 Sept. (2).
 Nissens (Schw.) K 9 April, 1 Okt. (je 8), B 12 Juni (4), Schf 24 März, 25 Juli, 16 Aug., 18 Sept., 31 Okt.
 Nissens (Württ.) K 1 Mai, 30 Nov., KB 12 Okt., 16 Nov., Heßen 31 Aug.
 Nissens (Württ.) KB Holz 21 März, 16 Mai, 19 Sept., 19 Dez., Heßen 7 März, 25 Juli, B 17 Jan., 21 Febr., 18 April, 20 Juni, 18 Juli, 15 Aug., 17 Okt., 21 Nov.
 Nittenau K m. Kauf u. Heßen am 1. Tage 14 März, 14 Nov. (je 3).
 Nittingen (Württ.) KB 7 Febr., 4 April, 23 Mai, 1 Aug., 26 Sept., 19 Dez., KB 7 Nov., B 10 Jan., 15 März, 17 Aug.
 Nittenau K Schw 20 März, 3 Juli, 20 Sept.
 Nittenau (Württ.) K 3 Apr., 29 Juni, 21 Sept.
 Nissen (Schw.) Messe 27 Okt. (15), K 2 März, 25 Mai, 21 Sept., 21 Dez. (je 2).
 Nittenau K 3 Sept.
 Nittenau (Hessen) K 9 Mai, 11 Juli, 9 Nov., Schw 20 Febr., 20 März, 17 April, 29 Mai, 10 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., B 9, 23 Jan., 6 Febr., 6 März, 4 April, 1, 8 Mai, 12, 26 Juni, 24 Juli, 21 Aug., 18 Sept., 16, 30 Okt., 13, 27 Nov., 11, 27 Dez.
 Nittenau, O.-A. Marbach (Württ.) KB 3 April, 13 Juni, 30 Nov., Holz 29 März, 13 Juni.
 Nittenau K 5 März, 15 Okt. (je 3).
 Nittingen (Sigm.) B 7 März, 3 Okt.
 Nittenau K 23 April.
 Nittenau K 19 März, 6 Aug., 5 Nov. (je 2).
 Nittenau (Württ.) KB 24 Febr., 29 Juni, 24 Aug., 28 Okt., Holz 24 Febr., 28 Juni, 24 Aug.
 Nittenau (Württ.) KB 23 März, 2 Nov., B Holz 2 Febr., 1 Juni.
 Nittenau (Württ.) KB 15 Febr., 24 Mai, 4 Okt., 15 Nov., B 23 März, 23 März, 15 Juni, 16 Nov., Farren 10 Mai.
 Nittenau (Sigm.) KB 8 März, 8 März, 22 Aug., 12 Sept.
 Nittingen (Württ.) KB Holz (jetagstunvorholz), 2 März, 1 Juni, 7 Dez., B 2 Febr., 6 April, 3 Aug., 5 Okt., Schf 5 Sept., 7 Nov., 5 Dez., B 5 Jan., 4 Mai, 6 Juli, 7 Sept., 2 Nov.
 Nittingen (Baden) K 8 Mai, 30 Okt.
 Nittingen (Pfalz) K 11 Juni (2), 22 Okt. (3).
 Nittingen (Sigm.) KB 15 März, 9 Mai, 10 Juli, 19 Sept., 6 Nov.
 Nittingen (Sigm.) KB 21 März, 13 Juli, 18 Okt.
 Nittenau K Schw 17 Okt.
 Nittenau (Württ.) KB 13 März, 1 Mai, 12 Juni, 9 Okt., 13 Nov., 18 Dez., B 6 Febr., 10 April, 10 Juli, 11 Sept., 18 Dez.
 Nittenau (Württ.) K 22 Mai (2), B 20 Febr.,

21 März, 23 Mai, 18 Juli, 19 Sept., 30 Nov., Schf 24 März, 21 Aug., 4 Okt.
 Nittenau (Württ.) KB Schw 26 Juni, 14 Sept.
 Nittenau K 6 März, 3 Mai, 4 Sept., 6 Nov., Schw 7 Febr., 4 April, 23 Mai, 4 Juli, 17 Okt., 7 Nov.
 Nittenau B 11 Jan., 8 Febr., 8 März, 19 April, 10 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov.
 Nittenau (Württ.) KB 9 Febr., 4 April, 20 Juli, 26 Okt., Schw 31 Aug., 21 Dez.
 Nittenau K 15 Mai, 21 Dez.
 Nittenau KB 3 Mai, 20 Juli, 9 Nov., B 9 Febr., 2 März, 6 April, 8 Juni, 10 Aug., 7 Sept. (vgl. Farren), 12 Okt., 7 Dez.
 Nittenau (Württ.) KB (je tagst. Holz) 25 März, 14 Sept., KB Jan 30 Nov.
 Nittenau (Württ.) K (Hymel) 16 Juli (2), KB 24 Febr., 24 April, 9 Okt., B 17 Juli.
 Nittenau K 27 Aug.
 Nittenau K 8 März, 4 Mai, 13 Nov., B 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 20 April, 18 Mai, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21 Sept., 19 Okt., 16 Nov., 21 Dez.
 Nittenau (Württ.) KB 1 Mai, 1 Sept. (je 2), KB 11 Nov., Holz 29 April, 31 Aug.
 Nittenau KB Schw 27 Febr., 8 Mai, 24 Juli, 19 Okt., 27 Nov., B 12 Jan., 9 März, 13 April, 8 Juni, 14 Sept., 14 Dez.
 Nittenau KB 14 März, 22 Aug., 30 Okt., B 13 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
 Nittenau K 14 Mai, 24 Sept., B 15 Mai, 25 Sept.
 Nittenau K 1 März, 26 Apr., 16 Aug., 2 Nov., B 9 Jan., 13 Febr., 13 März, 10 April, 8 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sept., 9 Okt., 13 Nov., 11 Dez.
 Nittenau K & Heßelgasse 15 März, 30 Mai, 29 Aug., 21 Nov. (je 2), B 18 Jan., 22 Febr., 22 März, 19 April, 17 Mai, 21 Juni, 19 Juli, 23 Aug., 18 Sept., 18 Okt., 22 Nov., 20 Dez.
 Nittenau (Württ.) K 28 Febr., 25 April, 1 Aug., 17 Okt., B 3 Jan., 7 März, 2 Mai, 6 Juni, 1 Aug., 5 Sept., 7 Nov., 5 Dez.
 Nittenau K 1 Mai, 25 Juli, 17 Sept. (3), 11 Nov., Farren Schw 19 Sept., Schw 16 Jan., 20 Febr., 20 März, 15 April, 15 Mai, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug., 16 Okt., 20 Nov., 18 Dez.
 Nittenau K 11 Juni, 5 Nov.
 Nittenau K 23 Febr., 14 Nov.
 Nittenau (Sigm.) KB 23 März, 15 Juni, 16 Okt.
 Nittenau (Hessen) K 23 Mai, 25 Sept.
 Nittenau K 12 Febr., 14 Mai, 10 Sept.
 Nittenau K (m. B am 2. Tag) 20 Febr., 15 Mai, 7 Aug., 6 Nov. (je 2), B 9 Jan., 13 März, 10 Apr., 12 Juni, 10 Juli, 11 Sept., 9 Okt., 11 Dez.
 Nittenau (Württ.) KB Schw (je 2 K) 8 März, 10 Mai, 12 Juli, 13 Sept., 13 Dez., B Schw 11 Jan., 8 Febr., 12 April, 14 Juni, 9 Aug., 11 Okt., 8 Nov.
 Nittenau (Württ.) KB 16 Febr., 3 Mai, 14 Nov., KB Schw Farren 27 Sept. (Wolfsheß).
 Nittenau (S.) Messe 2 Juli (22), Christm. 23 Dez.
 Nittenau (Württ.) Nittenau 24 Mai (3), K 11 Nov., 21 Dez., Schf 13 Sept., 18 Okt., B 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
 Nittenau (Württ.) K 14 Febr., 3 April, 22 Mai, 29 Juni, 21 Sept., 11 Nov., B 15 Febr., 28 März, Dahn K 19 März, 7 Mai, 21 Aug. (2), 12 Nov. (2), Schw 2 Jan., 6 März, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez., B Schw 20 Febr., 4 April, 28 Aug.
 Nittenau K 4 Juli, 30 Okt.
 Nittenau (Hessen) Messe 25 April, 26 Sept. (je 8), Heßen 8 Mai (3), Heßen 9 Okt. (3), B 3, 17, 31 Jan., 14, 28 Febr., 14, 28 März, 11, 25 April, 9, 23 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1, 14, 28 Aug., 12 Sept., 3, 17, 31 Okt., 14, 28 Nov., 12 Dez.
 Nittenau K 22 Mai.
 Nittenau K 19 Nov. (3).

Nittenau (Bad.) K 1 Mai, 10 Aug., 28 Okt.
 Nittenau (Württ.) K 2 Febr., 3 Apr., 5 Sept., 13 Nov.
 Nittenau b. Heidenheim (Württ.) KB 16 Okt.
 Nittenau (Hess.) K 3 April, 29 Juni, 31 Okt., 24 Dez.
 Nittenau (Hess.) B 8 Aug.
 Nittenau (Hess.) KB 24 Juni, 21 Febr., 21 März, 12 Dez., B 13 Juli, B 11 April, 20 Juni, 1 Aug., 21 Sept., 17 Okt.
 Nittenau K 10 Sept.
 Nittenau K 4 April, 24 Juni, 10 Aug.
 Nittenau (Württ.) KB 13 Juli, KB 9 März, B 7 Sept.
 Nittenau (Württ.) KB Schw 24 April (a. Samen), 26 Juni, 29 Sept., 13 Nov., B Schw 25 Jan., 22 Febr., 29 März, 12 April, 31 Mai, 26 Juli, 30 Aug., 25 Okt., 13, 27 Dez., B 15 März, Kreisfarren 1 April, 29 Aug.
 Nittenau (Württ.) KB 9 Febr., 4 April 8 Juni, 20 Juli, 12 Okt.
 Nittenau (Württ.) KB 3 April, 24 Aug., 7 Nov., B 24 Febr., 21 Sept.
 Nittenau (Württ.) KB 13 Febr., 8 Mai, 12 Juni, 3 Juli, 21 Aug., 18 Sept., 6 Nov.
 Nittenau K 22 Mai (2), 27 Aug. (2), 1 Okt. (3).
 Nittenau K 7 März, 15 Aug., 31 Okt., 13 Dez., B 23 Jan., 27 Febr., 28 März (auch Farrenm. mit Freisert), 24 April, 25 Mai, 20 Juni, 24 Juli, 28 Aug., 28 Sept., 23 Okt., 27 Nov., 28 Dez.
 Nittenau b. Heidenheim (Württ.) KB 23 Febr., 27 April, 30 Nov., B 26 Jan., 30 März, 25 Mai, 29 Juni, 27 Juli, 31 Aug., 28 Sept., 26 Okt., 28 Dez.
 Nittenau K 20 März, 15 Mai, 31 Aug. (a. Schw), 30 Nov. (a. Hanf Schw), Schw 26 Jan., 23 Febr., 9, 23 März, 13, 27 April, 4, 25 Mai, 22 Juni, 27 Juli, 14, 28 Sept., 12, 26 Okt., 9 Nov., 21 Dez.
 Nittenau, O.-A. Göttingen (Württ.) KB 26 Jan., 8 Juni, 28 Sept., B 5 Jan., B 20 April, 7 Dez.
 Nittenau (Württ.) KB 14 März, 30 Mai, 18 Juli, 12 Okt., 21 Dez., B 2 Febr., 20 April, 7 Sept.
 Nittenau K 19 März, 13 Aug. (je 3).
 Nittenau K 17 Sept. (3).
 Nittenau a. d. Don. (Württ.) KB 17 Jan., 4 April, 23 Mai, 19 Sept., 7 Nov., 5 Dez., Schf 28 Juni, Schf 1 Aug., 14 Sept., 16 Okt., B 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
 Nittenau (Württ.) KB 19 Jan., 22 Mai, 12 Okt.
 Nittenau K 10 Aug.
 Nittenau KB 9 Mai, 12 Sept.
 Nittenau K 22 Mai, 16 Okt., 28 Nov. (a. Leinw.) (2).
 Nittenau KB Schw 9 Febr., 25 Mai, 17 Okt., 23 Nov.
 Nittenau K 16 Febr., 30 Okt.
 Nittenau (Württ.) KB (alle Markt) 9 Jan. (3 Tage, 1 u. 2. Tag B, 3. Tag KB), KB 20 Febr., 13 März, 23 Mai, 12 Juni, 10 Aug., 3 Okt., B 24 April, 17 Juli, 11 Sept., 20 Nov., 11 Dez., B 14 März, B 12 Juni (4), Schf 11 Aug., 4 Okt.
 Nittenau KB Schw 28 Febr., 17 Mai, 31 Okt., 12 Dez., B Schw 5 Jan., 1 Febr., 6 April, 4, 31 Mai, 6 Juli, 31 Aug., 5 Okt., 7 Dez.
 Nittenau (Sigm.) KB 16 März, 13 Juli, 28 Sept., 7 Dez.
 Nittenau K mit Wini am 1. Tag 28 Febr., 29 Aug., 21 Nov. (je 2).
 Nittenau KB 2 März, 4 Mai, 3 Juli, 4 Sept., 9 Okt., 13 Nov., B 16, 23 Febr., 27 März, 13 Juni, 7 Aug., 27 Dez., Farrenm. 23 Sept., Heßel 23 Sept.
 Nittenau a. d. Don. (Württ.) KB 23 März, 27 Juli, 21 Febr.
 Nittenau K 25 Juni.
 Nittenau K 24 April, 9 Nov.
 Nittenau K 13 März, 10 Mai, 24 Aug., 23 Okt., B 2 Jan., 6 März, 1 Mai, 3 Juli, 4 Sept., 6 Nov.
 Nittenau (Hess.) K 2 Jan., 26 Juni, 28 Aug., Wolfsheß, sog. Eulbacher M 23 Juli (2), Nachfest 30 Juli
 Nittenau K 17 Sept.

(Baden)

Hauptpreisjudth 26 Sept., B. Schw 10, 24 Jan., 14, 28 Febr., 14, 28 März, 11, 25 April, 9, 23 Mai, 13, 27 Juni, 11, 25 Juli, 1, 15 Aug., 5, 26 Sept., 10, 24 Okt., 14, 28 Nov., 26 Dez. Patenburg & Fruchta. 1 Tag, K. G. Sp. 15 Dez. Fahr & m. Frucht a. 1. Tag 21 März, 7 Nov. (je 2), 8 (Zuidiv) 25 April, 26 Sept. Raichingen (Württ.) K. B. P. 3 April, 22 Mai, 17 Okt., 30 Nov., Ludw. G. 24 Febr. (gg. 2), 15 Mai, 24 Aug., 28 Okt., 17 Juli, 21 Sept. Sandau & 7 Mai, 10 Sept. (je 3). Sandhuf & 7 Mai, 6 Aug., 26 Nov. Langenbrücken & 3 Okt. Langenfeinbad & B. 16 März, 16 Mai, 20 Juli, 24 Okt. Langweil Judth 7 Sept. (m. Freidert.). Sauba & 27 Dez., K. Schw 2 März, 1 Mai, 3 Juli, Schw 2 Jan., 6 Febr., 4 April, 5 Juni, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez. Lauteroden & 24 April, 13 Aug. (2), 23 Okt., 9 23 Jan., 27 Febr., 13, 27 März, 10, 24 April, 10, 23 Mai, 26 Juni, 24 Juli, 14 Aug., 11, 25 Sept., 9 Okt., 13, 27 Nov., 11, 19 Dez. Leinmetten (Württ.) K. B. 22 Mai. Leipzig (Sachsen) Messe 3 Jan. (14), 9 April, 27 Aug. (je 27). Lengfirk & 20 Febr., 27 Juni, 3 Okt. St. Leon & 7 Nov. Leonberg (Württemberg) K. B. 1 Febr., 9 Mai, 8 Nov., K. B. 4 Okt., P. 14 Febr., B. Schw 27 März, 26 Juni, 27 Juli. Leutkirch (Württemberg) K. B. P. 6 März, 15 Mai, 16 Okt., 30 Nov., B. P. 230 Jan., 6, 27 Febr., 6, 27 März, 3, 24 April, 1, 29 Mai, 5, 26 Juni, 3, 31 Juli, 7, 28 Aug., 4, 25 Sept., 2, 30 Okt., 6, 27 Nov., 4, 27 Dez. Lichtau & 4 Mai, 28 Sept., 30 Nov. Limbach & 14 März, 17 Juli, 16 Okt. Linbau (Schwaben) & 21 April, 3 Nov. (je 6). Liptingen & B. Schw 13 März, 5 Juni, 11 Sept., 9 Nov. Löffingen & B. 15 Mai, 2 Okt., 28 Dez., 9 Jan., 13 Febr., 13 März, 10 April, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sept., 13 Nov. Lorch (Württ.) K. B. 8 März, 15 Mai, 6 Nov., K. B. 18 Sept. Lörach & 22 Febr., 20 Sept. (je 2), 19 Jan., 23 Febr., 16 März, 20 April, 18 Mai, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21 Sept., 19 Okt., 16 Nov., 21 Dez., Farrenm 1 Sept., Schw 5 Jan., 2 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 8 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez. Ludwigsburg (Württ.) K. B. 14 Febr., 16 Mai, 7 Nov. (je 3 Tage; am 3. Tage gg. Holzin in Schmitt, Pfäfen u. dgl.), Holz 23 März, 20 Juli, 16 Okt., 14 März, 4 Mai, 20 Juli, 7 Nov., 21 März. Ludwigsb. a. M. & 23 April, 21 Sept. (je 2). Lütberg & Schw 13 März, 7 Sept., 27 Nov. Maitammer & 14 Mai (3). Mainz (Hessen) Messe 6 März, 14 Aug. (je 14). Maßfeld (H. Göttingen) & m. B. P. a. 1. Tag 14 März, 24 Okt. (je 2). Maßfeld (H. Bielefeld) & 6 Juni (2). Mauterdingen & 5 Aug., 28 Nov. Mannheim Messe 1. Tag, 29 Sept. (je 14), Christm 11 Dez. (14), Hauptf. u. B. 1 Mai (3), P. 2, 16 Jan., 6, 20 Febr., 6, 20 März, 4, 17 April, 17 Mai, 5, 19 Juni, 3, 17 Juli, 7, 21 Aug., 4, 18 Sept., 2, 16 Okt., 6, 20 Nov., 4, 18 Dez. Marbach, Stadt (Württemberg) K. B. 1 Mai, (2), 20 Juli, 23 Nov., Holz 6 März, 29 April, 19 Juli, 22 Nov., B. 7 März, 4 April, 8 Juni, 29 Sept. Martorf & 16 Jan., 13 März, 29 Mai, 25 Sept., 20 Nov. Marktgrünungen (Württemberg) & 24 Aug., K. B. 24 Febr., 3 April, 21 Dez. (je 2). Marzell (Eem. Schiedberg) & 23 Mai. Medersheim & 3 Sept. (3). Medersheim & 25 März, 8 Sept. Medelsheim & 23 Juli. Merzbürg & 11 Nov., 5 Dez. Metzingen (Stigm.) K. B. 9 Febr., 18 Mai, 27 Juli, 28 Sept., 23 Nov., 14 Dez. Memmingen (Schwaben) & 10 Okt. (4), B. 19 Juni (3), P. 14 März, 22 Aug., Schf 5 April, 6 Sept., 4 Okt., 2 Nov. Mengen (Württemberg) K. B. 8 Febr., 12 April, 14 Juni, 13 Sept. (gg. Judth), 13 Nov., 9 11 Jan., 8 März, 10 Mai, 12 Juli, 9 Aug., 11 Okt., 13 Dez. Menzingen & 22 Mai, 18 Sept. (je 2). Metzingen & 23 Mai (2), Schw 9 Jan., 13 Febr., 13 März, 10 April, 8 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sept., 9 Okt., 13 Nov., 11 Dez. Mergentheim (Württemberg) & 20 Febr., 4 April, 23 Mai, 10 Juli, 13 Nov., 11 Dez. (je 2 Tage, am 2. Tage gg. B.), Schf 16 Aug., 15 Sept., 16 Okt., 15 Nov., 21 Dez., Schw 5, 19 Jan., 3, 16

Febr., 2, 16 März, 6 April, 4, 18 Mai, 2, 15 Juni, 6, 20 Juli, 3, 17 Aug., 7, 21 Sept., 5, 19 Okt., 2 Nov., 7 Dez. Merklingen, D. M. Reub. (Württemberg) K. B. 3 April, 8 Sept. Metstirk & B. 9 März, 18 Mai, 20 Juli, 26 Okt., 7 Dez. (a. G. Sp. 15), B. 2, 16 Jan., 6, 20 Febr., 6, 20 März, 1, 17 April, 1, 15 Mai, 5, 19 Juni, 3, 17 Juli, 7, 21 Aug., 4, 18 Sept., 2, 16 Okt., 6, 20 Nov., 4, 18 Dez., Judth. 3 Mai, 20 Sept. Metzingen (Württemberg) K. B. 28 Nov., K. B. P. 16 Febr., 9 Mai, 19 Sept., B. G. 16 März, 11 Juli, 11 Febr., 9 Mai, 24 Jan. (2). Mingsolheim & 24 Jan. (2). Mittelverbach & 12 März, 29 Mai, 20 Aug., 18 Sept. Möhringen & B. 20 März, K. B. Schf 1 Mai, 19 Juni, 24 Juli, 28 Aug., 2, 23 Okt., 20 Nov., B. P. Schw 30 Jan., 27 Febr., 18 Dez. Mündweiler & B. 6 März, 30 Mai, 24 Juli, 5 Okt. Neustadt & 13 Febr., 4 April, 26 Juni (a. Leinent.), 11 Sept., 9 Nov., Sep 29 Nov., 8 12 Jan., 7, 14 (a. Schw) Febr., 14 März (a. Schw), 4 Sept., 7 Nov., Schw 10, 24 Jan., 24 Febr., 28 März, 11, 25 April, 9, 23 Mai, 13, 27 Juni, 11, 25 Juli, 8, 22 Aug., 12, 26 Sept., 10, 24 Okt., 14, 28 Nov., 12, 23 Dez. Nürten & 20 März, 29 Juli, 29 Sept., 13 Nov. Nüllhausen (H. H.) Messe 6 Aug. (22). Nüllheim & Schw. Holzsch. B. 2 Nov. (2), 9 16 Jan., 20 Febr., 20 März, 17 April, 17 Mai, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug., 18 Sept., 16 Okt., 20 Nov., 18 Dez. Mündweiler & Schw 5 Nov. Münderlingen (Württemberg) K. B. P. 12 Jan., 9 Febr., 9 März, 13 April, 1 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 31 Aug., 28 Sept., 26 Okt., 30 Nov., 14 Dez. Münzheim & 1 Mai, 30 Okt. (je 2). Müstbach & 28 Mai (3). Muttersdorf & 10 April, 10 Sept. (je 2). Neckarbischofsheim & 3 April, 18 Sept. Neckarst. & 22 Mai, 21 Aug. Neckarsteinbach & 13 Febr., 26 Juni, 27 Nov. (a. G. Sp.) (2). Neckarstadt & 2 Mai, 16 Okt. Neckersheim, Stadt (Württemberg) & 24 Juli, K. B. 20 Febr., 3 April, 22 Mai, 2 Okt. Neudorf & 20 Aug. Neubau & 3 April, 17 Sept. Neuenbürg (Württemberg) & 2 März, 18 Mai, 7 Sept., 7 Dez., Schw 6 Febr., 12 April, 16 Aug., 15 Nov. Neuenhadt a. Kocher (Württemberg) & 25 April 12 Dez., K. B. Schw 22 Aug., B. Schw 28 Febr., 30 Mai, 7 Nov. Neuenstein (Württemberg) & 1 Mai, 21 Sept., 9 7 Febr., 2 Mai, 28 Nov. Neust. (Stigm.) K. B. 20 Juli, 9 Okt. Neust. (Stigm.) & 25 Mai, 2 Nov. Neust. (Stigm.) & 17 Mai, 3 Juli, 28 Okt. Neust. (Stigm.) & 17 Apr., 11 Sept., 11 Dez. Neust. (Stigm.) & 30 Juli. Neust. (Stigm.) & 23 März, 30 Mai, 17 Okt. Neust. (Stigm.) & 23 Jan., 13 März, 15 Mai, 31 Juli, 30 Okt., 8 11 April, 12 Sept. Neust. (Stigm.) & 8 Sept., 19 Dez. (je 3). Neust. (Stigm.) (Kaiserlautern) & Schw 25 Sept., 9 Okt. Neust. (Stigm.) (Kusel) K. B. 8 März, 12 Juli, 9 Aug., 8 Nov. Neust. (Stigm.) & 22 Okt. Neust. (Stigm.) (Württemberg) & 2 Febr., 1 Mai, 8 Juli, 11 Nov., 9 19 Jan., 8 2 Jan., 3 Febr., 6 März, 4 April, 2 Mai, 5 Juni, 10 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 20 Nov., 11 Dez. Neust. (Stigm.) (Schwab.) & 3 Juni (10), B. 6 Juni (2), P. 3 Jan., 7 März, 5 Sept., Schf 4 April, 11 Juli, 22 Aug., 18 Sept., 4 Nov. Neust. (Stigm.) & 9 März, 17 Mai, 13 Juni, 18 Sept., 9 Okt. Neust. (Stigm.) (Schw.) & 2 Febr., 3 April, 13 Juni, 24 Aug., 17 Okt., 21 Dez., Schw 12 Jan., 9 März, 12 Mai, 13 Juli, 14 Sept., 9 Nov., Schf 15 Nov. Neust. (Stigm.) & 20 Aug. Neust. (Stigm.) & 23 Mai, 4 Dez. Oberharmersbach & 3 Sept., 22 Okt. Oberjettingen (Württemberg) & 4 April, 4 Juli, 3 Okt. Oberkirch & 27 April, 10 Aug., 30 Nov. (je 1 1/2). Oberklingen (Württemberg) & 21 März, 5 Sept. Obermoschel & 7 Mai, 9 Juli, 10 Sept. (2), 22 Okt. Oberndorf Stadt (Württemberg) & 6 Febr., 13 März, 1 Mai, 12 Juni, 20 Aug., 24 Aug., 29 Sept., 11 Nov., Schw 9, 20 Jan., 17 Febr., 17 März, 7, 21 April, 19 Mai, 23 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 13, 27 Okt., 17 Nov., 1, 15 Dez., 13 Dez. Oberst. (Stigm.) & 12 Juli, 6 Nov. Oberst. (Stigm.) (Württemberg) & 24 Febr., 8 Sept. Oberweiler im Thal & 17 Sept.

Obrißheim & 10 Juli, 13 Nov. Ochsenhausen (Württemberg) K. B. 6 Febr., 24 April, 2 Okt., 13 Nov. Odenbach & Schw. Schf 8 März, 12 April, 10 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 21 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov. Odenheim & 17 Okt. (2). Offenbach & 24 Sept. Offenbürg & (a. Schw. G. Sp. Holzsch. 18 Febr., 18 Sept. (je 2), 9 3 Jan., 7 Febr., 7 März (a. Döfenhart. m. Präm.), 4 April (a. B.), 2 Mai, 6 Juni (a. P. u. Farrenm. m. Lotterie) 4 Juli, 1 Aug., 12 Sept., 3 Okt. (a. Farren m. Präm.), 7 Nov., 5 Dez., Wein 23 Mai. Offenbürgen & Schw 4 April, 14 Sept. Ogersheim & 3 Sept. Ombausen (Württemberg) & 30 Jan., 24 April, 29 Aug. Oppenheim (Hessen) & 21 Aug., 27 Nov. (je 2). Oberburten & 10 Juli, 16 Okt. (a. Schf), 11 Dez., 9 27 Febr., 20 März, 24 Juli, 13 Nov., Schf 26 Juni, 31 Juli, 30 Aug., 19 Sept., 9 Nov. Ottraf (Stigm.) & B. 6 Febr., 5 April, 25 Juli, 3 Okt., 4 Jan., 1 März, 3 Mai, 7 Juni, 6 Sept., 8 Nov., 6 Dez. Öttringen & 11 Juli (2). Oßheim (Württemberg) & 7 März, 4 Juli, 10 Okt. Otterbach & 29 Sept. Otterberg & 7 Mai, 3 Sept., 29 Okt. Pfalzgrävenm. (Württemberg) & B. P. 2 März, 13 Juni, 5 Okt., 9 9 Mai, 29 Aug. Pfalzbach (Württemberg) & 29 Juni, Schf 30 Nov. 9 16 Jan., 6 März, 12 Juni, 25 Sept. Pfirt (Stigm.) & B. 3 Jan., 7 Febr., 7, 21 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez. Pforzheim & B. P. G. Sp. Holzsch. m. Schw am 1. Tag 14 März, 12 Dez. (je 2), B. P. 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 4 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez. Pfullendorf & B. Schw 27 Febr., 1 Mai, 28 Aug., 16 Okt., 11 Dez., Schw 17 Jan., 14 Febr., 18 April, 13 Juni, 18 Juli, 26 Sept., 21 Nov. Pfullingen (Württemberg) & 2 März, 13 April, 8 Juni, 21 Sept., 23 Nov. Philippsturg & 2 Mai, 24 Okt. (je 2). Pirmaisens & 2 Mai, 5 Sept. (je 2). Plochingen (Württemberg) & 24 Febr., 15 Juli, 25 Nov. (gg. Farren), B. 4 Jan., 5 April, 4 Okt. Plochingen (Württemberg) & 8 Mai, K. B. 24 Febr., 23 Nov., 10 April, 11 Sept. Quirntad & B. 21 Aug., K. B. 15 Nov., 15 Febr., 15 März, 9 4, 18 Jan., 1, 15 Febr., 1, 15 März, 5, 19 April, 3, 17 Mai, 7, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2 Aug., 6, 20 Sept., 4, 18 Okt., 1 Nov., 6, 20 Dez. Radolfzell & Schw 8 März, 17 Mai, 23 Aug., 8 Nov., Schw 4, 18 Jan., 1, 15 (a. Kleesam) Febr., 1 (a. Kleesam) 15 März, 5, 19 April, 3 Mai, 7, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16 Aug., 6, 20 Sept. (a. Holzsch.), 4, 18 (a. Kabis u. Ribben) Okt., 15 Nov., 6, 20 Dez. Centraljudth der oberb. Judthgenossen 19 Sept., Kleesam. 22 Febr., Kabis u. Ribben 25 Okt. Ramstein & 17 Sept. Rangendingen (Stigm.) & 15 Mai, 9 Okt. Rastatt & Bretter m. Frucht Schw a. 1. Tag u. m. P. a. 2. Tag 24 April, 11 Sept. (je 2), 12 Aug. a. F. 12 Jan., 9 Febr., 9 März, 10 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 10 Aug., 12 Okt., 27 Nov., 14 Dez. Raßweiler & 7 Mai. Ravensburg (Württemberg) & Schw 17 Juni, 17 Nov. (je 2), B. 4 März, 28 Okt., F. 11 Juli, Schf 15 Juni, 19 Okt. Rehmweiler & 7 Mai. Reichenbach & 15 Okt. Reichenbach, D. M. Freudenstadt (Württemberg) & 22 Mai, 21 Sept. Reichenbach-Siegen & 1 Okt. Reichenbach & 25 April. Reipollst. & 6 Aug. Reichen & Schw 13 März, 16 Okt. Reutlingen (Württemberg) & (je tagsbar auf Schw) 28 Febr., 5 Sept., 24 Okt., 12 Dez., 9 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April, 2, 16 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez. Rheinbischhofheim & 13 Febr. Rheinb. & 22 Okt. (2). Rhodt & 12 Nov. Riehen & 3 Febr., 30 Nov. Rieblingen (Württemberg) & B. P. 10 April, 29 Mai, 31 Juli, 9 Okt., 18 Dez. (Baden)

Riegel KSchwP 7 Febr., 4 Juli, 17 Okt.
Rintheim Obf 4 Okt.
Rottenhausen K 7 Mai, 1 Okt., B 5 Jan., 2 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Roballen K 11 Sept.
Rottenbach (h. Kaiserlautern) K 8 Okt.
Rohrbach Fellen 5 Juli.
Rorsbach (Schweiz) K 18 Mai, 2 Nov.
Rothenberg K 31 Jan., 22 Aug.
Rothenfeld (Württ.) K 2 März, 27 April, 6 Juli, 31 Aug., 2 Nov., 13 Dez., B 19 Jan., 25 Mai, Rothenfeld K 23 Mai.
Rothfelsberg K 16 Juni.
Rottenburg (Württ.) K 6 März, 29 Mai, K B H 6 Nov., B 16 Jan., 20 Febr., 17 April, 10 Juli, 28 Aug., 2 Okt.
Rottweil (Württ.) K 9 Febr., 24 April, 26 Juni, 14 Sept., 18 Okt., 27 Nov., B 16 Jan., 21 März, 23 Mai, 17 Juli, 16 Aug., 18 Dez.
Rültsheim Schw am 2. u. 4. Montag jed. Monats.
Rust K 13 März, 16 Okt., 21 Dez.
Säckingen K 6 März, 25 April, 16 Okt., 20 Nov.
Salem K Schw 4 April, 2 Nov., B Schw 5 Jan., 9 Febr., 2 März, 4 Mai, 8 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 7 Dez.
Seebach K 22 Nov.
Seulgau (Württ.) K B P 16 Febr., 4 Apr., 23 Mai, 29 Sept., 30 Nov.
Schaffhausen (Schweiz) K 21 Febr., 23 Mai, 29 Aug., 14 Nov. (je 2).
Schellberg (Geme. Großferrich) K 17 Okt.
Schentzell K 1 Mai, 21 Aug., 28 Okt. (a. Kraum).
Schielberg (J. Marzell).
Schiltach K 20 März, 29 Juni, 8 Sept., 30 Nov.
Schlengen B Schw 23 Jan., 27 Febr., 28 März, 24 April, 23 Mai, 26 Juni, 24 Juli, 28 Aug., 25 Sept., 23 Okt., 27 Nov., 27 Dez.
Schlierbach K 9 Febr., 9 März, 13 April, 18 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 21 Sept., 12 Okt., 9 Nov.
Schönbühl, D.-M. Rottweil (Württ.) K 7 März, 3 Mai, 8 Juni, 29 Aug., B 2 Jan., 15 Juli, 2 Okt.
Schönbühl (Heidelberg) K 6 März, 2 Okt. (2).
Schönbühl (Hals) K 12 März, 8 Okt. (2).
Schönbühl i. B. K. m. Schw am cril. 1. 10 April (2), K 30 Juni, 30 Okt. (je 2), B Schw 12 Jan., 9 Febr., 9 März, 13 April, 18 Mai (a. Farr.), 8 Juni, 13 Juli, 10 Aug., 21 Sept., 12 Okt., 9 Nov., 14 Dez.
Schönbühl K 19 März, 11 Juni, 20 Aug., 17 Okt.
Schopfleim K 6 Juni, 5 Dez. (je 2), B Schw 4 Jan., 1 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 13 Sept., 4 Okt., 8 Nov., 6 Dez.
Schorndorf (Württ.) K 7 März, 16 Mai, 28 Nov., Febr. Schmitt 2 März, 9 Mai, 31 Aug., 23 Nov., B 10 Jan., 11 Juli, 5 Sept.
Schramberg, D.-M. Oberndorf (Württ.) K 13 März, 8 Mai, 15 Juni, 10 Aug., 9 Okt., 6 Dez.
Schriesheim K 1 März, 28 Aug., 25 Okt., 20 Dez. (a. Gsp.), B P 28 Febr., 29 Aug., 24 Okt., 19 Dez.
Schwanen K 17 Sept.
Schwarzach K 14 Febr., 24 Mai, 17 Okt. (2).
Schwedebach K 15 Okt.
Schweigen K 23 April, 12 Nov.
Schweigen K 25 Juli, 27 Dez., B 16 Mai.
Schwenningen K 8 Juni, 17 Okt.
Schwenningen, D.-M. Rottweil (Württ.) K 25 Mai, 28 Sept.
Schwögingen K 22 März, 28 Juni, 27 Sept., 13 Nov. (a. Gsp.).
Seebach K 4 April, 23 Mai, 29 Sept., 23 Nov.
Seidenbach K 12 Sept.
Seimbach K 27 Aug.
Seigelsbach K 22 Mai, 16 Okt.
Sigmaringen K 4 April, 19 Juni, 2 Okt., 20 Nov., B Schw 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 18 Mai, 20 Juli, 17 Aug., 21 Okt., Zuchtv. 18 Sept.
Sindelfingen (Württ.) K B P 8 März, 7 Juni, 21 Sept., 30 Nov., B P 8 Febr., 5 April, 3 Mai, 5 Juli.
Sindelfingen K 29 Juni, 30 Okt.
Singen (Kmt Konstanz) K B Schw 5 Juni, 14 Sept. (a. Solzsch), 6 Nov., B Schw 31 Jan., 28 Febr., 28 März, 25 April, 27 Juni, 25 Juli.
Sinsheim K 14 März, 21 Aug., 6 Nov.
Sinsheim (Württ.) K 24 Febr., 4 April, 13 Juni, 24 Aug., 16 Okt., 11 Nov., B 10 Jan., 15 März, 15 Mai, 25 Juli, 25 Sept., 11 Dez.
Speyer K 7 Mai, 29 Okt. (je 8).

Speesbach K 1 Okt.
Staufen K SchwfruchtWkt 21 Febr., 9 Mai, 2 Aug., 8 Nov.
Stiebach K 1 Mai.
Stein (N. Bretten) K 14 Febr., 30 Okt.
Stein a. Rh. (Schweiz) K 25 Okt., K B 25 April.
Steinbach (N. Bülh) K 29 Nov., B 30 Nov.
Steinbach (Pfalz) K 30 April, 9 Juli.
Steinbach K 16 Okt. (2).
Steinheim a. d. Murr (Württ.) K 2 Febr., 7 Juni, 21 Sept., Febr. 1 Febr., 11 April, 6 Juni, 20 Sept.
Steinweiler B 22 Aug.
Stetten a. S. (Württ.) K 26 Juni (2).
Stetten a. T. M. K B Schw 21 März, 13 Juni, 5 Sept., 7 Nov.
Stetten u. S. (Sigm.) K B 30 Mai, 19 Juli, 22 Sept., 19 Okt.
Stettfeld K 2 Mai (2).
Stiefach K Schw 20 April, 6 Juli, 12 Okt., 16 Nov., B Schw 3, 17 Jan., 7, 21 Febr., 7, 21 März, 4, 18 April, 2 (a. B), 16 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1, 14 Aug., 5, 19 Sept., 3, 17 Okt., 7, 21 Nov., 5, 19 Dez.
Straßburg (Gf.) K ChristiKindem 16 Dez. (10), Zuchtv. 15 Mai (2).
Stühlingen K Schw 9 Jan., 6 März, 21 April, 5 Juni, 21 Aug., 2 Okt., 6 Nov., B Schw 13 Febr., 8 Mai, 10 Juli, 11 Sept., 11 Dez.
Stuttgart Messe 29 Mai, 18 Dez. (je 6), Messe 31 Mai, 20 Dez. (je 3), WagenSattlerw. 17 April (2), Feber 1 Febr., 19 April, 5 Juli, 18 Okt., 13 Dez. (je 2).
Sulz a. R. (Württ.) K B 14 Dez., K B P 7 März, 2 Juni, 7 Sept., 26 Okt., Schw 29 März, 7 Aug., 8 Sept., 27 Okt., 7 Dez., B 14 Juni, B 1 Febr., 3 Mai, 5 Juli, 2 Aug.
Sulzfeld K 8 März, 25 Sept., 6 Dez.
Tauberschlößchen K Schw 13 Febr., 25 April, 23 Mai, 10 Juli, 24 Aug., 13 Nov., 21 Dez., B Schw 16 Jan., 20 Febr., 20 März, 17 April, 15 Mai, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug., 18 Sept., 16 Okt., 20 Nov., 18 Dez., Winnm. 26 Mai.
Tettnang (Württ.) K B 20 Mai, 20 Sept., 15 Nov., B 14 März, 17 Okt.
Tiefenbachweiler K 7 Mai, 22 Okt., B 14 Aug.
Thann (Gf.) Messe 27 Aug. (28), K 25 Febr., 8 Juli, 9 Sept., 4 Nov.
Tiefenbachweiler K 24 Sept.
Thengen K Schw 13 März, 27 April, 21 Sept., 28 Okt., 14 Dez., B Schw 27 Jan., 24 Febr., 26 Mai, 30 Juni, 28 Juli, 25 Aug., 24 Nov.
Thengen (Waldsch) K 3 Febr., 10 April, 8 Mai, 19 Juni, 24 Aug., 29 Sept., 30 Nov., B 11 Jan., 9 März, 11 Juli, 16 Okt.
Tiefenbronn K 8 Mai, 25 Juli, 28 Okt.
Todenloos K 23 Mai, 26 Juli, 16 Aug., 7 Sept.
Todenloos K Schw 4 März, 24 Aug. (je 2).
Triberg K 24 März, 6 Mai, 30 Sept., 25 Nov., 27 Dez.
Trippstadt K 9 Juli.
Trottelingen (Sigm.) K 13 März, 23 Mai, 21 Sept., 6 Nov., Schw 2 Jan., 6 Febr., 5 Juni, 7 Aug., 4 Dez., B 13 April, 13 Juli, 17 Okt.
Tübingen (Württ.) K B 25 April, K B P 14 Nov. (K je 2 Ag.), B 10 Febr., 18 Juli.
Tutlingen (Württ.) K B 23 Dez., K B Schw 14 März, 2 Mai, 11 Juli, 10 Okt., 16 Nov., Sieg. 4 Sept., B 16 Juni, 31 Aug. (je 3).
Überlingen K 15 März, 9 Mai, 30 Aug., 25 Okt., 13 Dez. (a. Janßil), B 25 Jan., 22 Febr., 29 März, 26 April, 31 Mai, 28 Juni, 26 Juli, 27 Sept., 29 Nov., 27 Dez.
Ulm (Oberthf.) K Schw 6 Febr., 25 Sept.
Ulm (Württ.) Messe 12 Juni, 4 Dez. (je 1 Woche), P 24 Jan., 21 Febr., 21 März, 13 Juni, 14 Nov. (je 2), B 6 April, 18 Sept. (je 2), B 15 Juni (3).
Ulmet K Schw Schw 16 Okt.
Unterböckheim K 16 Okt. (2).
Unterhächli K Schw 15 Mai, 21 Aug., K Schw 6 März, 6 Nov., B 7 März, 7 Nov., Schw 13 Febr., 13 März, 10 April, 8 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sept., 9 Okt.
Urach (Württ.) K B 14 Dez., K B P 23 Febr., 1 Mai, 25 Juli (gl. Schäfe. lauf), 5 Okt., 2 Nov., Schw 26 Juli, 6 Okt., 3 Nov.
Vaihingen a. d. Enz (Württ.) K B 15 März, 10 Mai, 12 Juli, 13 Sept., 15 Nov., B 11 Jan., 15 Febr., Verdingen (Sigm.) K B 24 Febr., 1 Mai, 29 Sept., 11 Nov., 6 Dez.
Villingen K B Schwfrucht. 21 März, 4 April, 23 Mai, 25 Juli, 21 Sept., 31 Okt., 21 Dez.
Vöhrbach K 2 Okt., 13 Nov.

Vorderweidenhof K 12 März, 18 Juni, 22 Okt.
Wachenheim K 23 April, 12 Nov. (je 2).
Wahlblingen (Württ.) K B P 11 April, 4 Juli, 21 Sept., B P 7 Febr., B 13 Juni, 30 Nov.
Wahlbach K 22 Mai, 13 Nov.
Wald (Sigm.) B 21 März, 22 Aug.
Waldenbuch (Württ.) K B 21 Febr., 15 Juni, 5 Okt.
Waldenburg (Württ.) K 22 Mai, K B 2 Febr., 21 Aug., 14 Nov., B 11 April, 23 Mai.
Waldschlößchen K 19 März, 20 Aug., 5 Nov.
Waldschlößchen K 13 Febr., 1 Mai, 14 Aug. (2), 30 Nov.
Waldmühl K 3 April, 4 Juni, 30 Juli, 22 Okt.
Waldsee (Württ.) K B 4 April, K B P 3 Okt., K 23 Mai, 14 Nov., B 7 März, 6 Juni, B 3 Jan., 7 Febr., 2 Mai, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 7 Nov., 5 Dez.
Waldshut K B 9 Febr., 22 März, 1 Mai, 7 Juni, 25 Juli, 21 Sept., 16 Okt., K B P 6, 22 Dez., Gartenmarkt 12 Sept.
Wallhof K 16 Okt.
Wallbüren Wallfahrtsmesse 30 Mai (20), K 23 März, 10 Okt.
Wallhalben K 5 Febr., 7 Mai, 23 Juli, 24 Sept., 5 Nov.
Wangen i. Allgäu (Württ.) K B 23 Mai, 21 Sept., 13, 27 Nov., B 22 Febr., B 4, 25 Jan., 1, 22 Febr., 1 März, 5, 26 April, 3, 31 Mai, 7, 28 Juni, 5, 26 Juli, 2, 30 Aug., 6, 27 Sept., 4, 25 Okt., 1, 29 Nov., 6, 27 Dez.
Wehr K Schw 14 Febr., 9 Mai, 8 Aug., 14 Nov., B Schw 10 Jan., 14 März, 11 April, 13 Juni, 11 Juli, 12 Sept., 10 Okt., 12 Dez.
Weilerheim (Württ.) K B 24 Febr., 25 März, 24 Juni, 24 Aug., 28 Okt., 30 Nov., 21 Dez., B Gartenm. 20 April.
Weil die Stadt (Württ.) K B Schw 20 März, 17 April, 19 Juni, 24 Aug., 16 Okt., 18 Dez., B Schw 16 Jan., 20 Febr., 15 Mai, 17 Juli, 18 Sept., 20 Nov.
Weilerheim K 24 Sept.
Weingarten K 23 Febr., 25 Mai, 26 Okt. (je 2).
Weingarten-Ältheri (Württ.) K 10 Mai, 24 Juni (je 3), K B 13 Febr., 13 März.
Weinheim K 21 März, 9 Mai, 14 Aug., 7 Nov., 12 Dez. (a. Hst), Weinm. 24 Mai.
Weinberg (Württ.) Febr. Pfalz 20 April.
Weisenburg (Gf.) K 23 Febr., 25 Mai, 21 Sept., 21 Dez.
Weisingen K 24 März, 12 Okt.
Weisbach K 8 Okt.
Weisheim (Wrtt.) K B 24 Aug., K B P 24 März (2), 24 Juni, 27 Okt. (2), 21 Dez., Febr. 25 März, E. Wendel (Fric) K B 9 Febr., 23 März, 24 Mai, 26 Juli, 24 Okt., 6 Dez., Preis 27 Sept., B 7 Nov.
Weinheim K 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 21 Nov.
Werbach K 20 Jan., 21 Sept.
Wertheim K 28 März, 9 Mai, 24 Aug., 3 Okt. (3) 28 Nov., B Schw 4, 18 Jan., 1, 15 Febr., 1, 15, 29 März, 12, 26 April, 10, 24 Mai, 7, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16, 30 Aug., 13, 28 Sept., 11, 25 Okt., 8, 22 Nov., 6, 20 Dez.
Wernstein (Württ.) K B P 3 April, 28 Okt.
Wiesing (Württ.) K B 13 Febr., K B P 29 Mai, K B P 9 Okt., 25 Nov., B 10 April, 31 Juli.
Wiesloch K 4 April, 14 Aug., 7 Dez. (je 2).
Wiesentwien K 17 Sept.
Wiesbad (Württ.) K 25 März, 24 Aug., 30 Nov.
Wiesentwien K 15 Febr., B Df. (je 2), B 14 Febr., 10 Okt., B Schw 10 Okt. (2).
Wiesentwien K 9 Febr., 24 April, 28 Aug.
Winnenden (Württ.) K B 8 Febr., 10 Mai, 13 Sept., 8 Nov., B 1 März, 21 Juni, 9 Aug., 4 Okt.
Winnweiler K 3 April, 18 Juni, 22 Okt., B 4 April, 19 Juni, 23 Okt.
Wisingen K 2 Juli (2).
Wollach K 8 März, 17 Mai, 9 Aug., 11 Okt., 21 Dez.
Wolfsheim K 12 Febr., 14 Mai, K 17 Aug., 30 Okt., B 13 Febr., 15 Mai, 14 Sept., 9 Nov.
Wollenberg K 23 Juli, 23 Okt.
Worms (Hessen) K 28 Mai, 6 Nov. (je 3).
Wurzach (Württ.) K B 2 Febr., 2 März, 4 Mai, 5 Okt., B 5 Jan., 6 April, 8 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 7 Dez.
Zaizenhausen K 8 Sept., 21 Dez.
Zell (Pfalz) K 10 Sept. (2).
Zell a. S. K B 4 April, 23 Mai, 26 Juni, 28 Aug., 18 Sept., 30 Okt.
Zell i. B. K 13 Febr., 16 Okt., K B Schw 17 Mai, B Schw 17 Jan., 21 Febr., 21 März, 18 April, 20 Juni, 18 Juli, 16 Aug., 12 Sept., 17 Okt., 24 Nov., 19 Dez.
Ziegenhausen K 1 Mai, 24 Aug.
Zweibrücken K 16 März, 9 Mai, 18 Juli, 3 Okt., 30 Nov.

(Baden)

Landesbibliothek

Verlag von **Moritz Schauenburg** in **Lahr i. B.**

Eines der reizendsten Geschenkbücher ist unstreitig das so beliebte

Gedenkbuch für Kinder.

Mit über 250 Bildern von August H. Plinke und vielen Kinderreimen.

Gemäß seinem Titel ist dies Buch bestimmt, kleine Notizen von Kinderhand aufzunehmen, unter Beihilfe der Eltern oder Geschwister natürlich. Es enthält einen geradezu unerschöpflichen Reichtum an reizend gezeichneten Bildern von der Meisterhand August H. Plinke, sowie eine Unmasse der launigsten Kinderreime. Alles, Bild und Reim, ist dem Gebräuge der verschiedenen Monate angepaßt, man könnte somit sagen, ein ganzes Jahr aus dem Leben des Kindes spiegelt sich in diesem Büchlein wieder. Anlage und Idee desselben sind durchaus eigenartig, originell. Die Bilder sind von einer Frische und Natürlichkeit, daß auch Erwachsene dieselben stets mit innigem Behagen betrachten werden.



Storch, Storch, Langbein,
Wann fliegst du ins Land
hinein,
Bringst dem Kind ein
Brüderlein?
Wenn der Roggen reifet,
Wenn der Frosch pfeifet,
Wenn die goldenen Ringe
In der Kiste klingen,
Wenn die roten Äpfel
In der Kiste rappeln.

Auf unserer Wiese geht was,
Wartet durch die Sümpfe,
Es hat ein weißes Jäcklein an,
Trägt auch rote Strümpfe. —
fängt die Frösche schnapp, wapp,
wapp,
Klappert lustig flapperdi flapp. —
Wer kann das erraten?





Kein Vogel doch geschickter ist,
Als du es bist.
Du kannst dich krauen hinterm
Ohr
Und richtest deinen Schopf empor,
Und frag' ich dich: „Wie heißest
du?“
Antwortest du:
Kakadu, Kakadu!

Und auch kein Vogel
schöner ist,
Als du es bist.
Drum drehst du dich
so stolz und
dumm
Auf deiner Stange
dort herum
Und sprichst und
freischest immerzu,
Ja, immerzu:
Kakadu, Kakadu!

Preis in hübschem Leinwandband mit
Rotschnitt 2 M.
franko gegen Einsendung von 2 M in
Briefmarken.

Alte Jahrgänge des Lahrer Hinfenden Boten

sind noch zu haben: 1872, 1876, 1879, 1880 (ohne Kalendarium) sowie 1878, 1881, 1883 bis 1898 (vollständig) zum Preise von 10 S für den Jahrgang. Für Porto nach deutschen oder österreichischen Orten sind beizufügen für 1 oder 2 Expl. 10 S, für 3—4 Expl. 20 S, für 5—7 Expl. 30 S, für mehr 50 S, für das übrige Ausland entsprechend mehr.

Alte Jahrgänge des Großen Volkskalenders:

20 S, für 2—3 Expl.
marken aller Länder werden

BLB Karlsruhe



53 48879 4 031

Porto beträgt für 1 Expl.
n. Ungebrauchte Brief-
marken in Lahr, Baden.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr i. B.



Aus tiefster Eine Blütenlese deutscher Seele.

— Lyrik. —

Herausgegeben von Adolf Bartels.

Mit 32 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner; 320 Seiten Text
in elegantem Ganzleinenband mit Goldschnitt.

— Zweite vermehrte Auflage. —

↔ **Eadenpreis 3 Mark.** ↔

Mit dieser Anthologie bietet der Verlag eine Auslese des poetischen Schaffens des deutschen Volkes von Klopstock bis auf die neueste Zeit. Es sind in dem Buche 165 deutsche Dichter mit 400 ihre Eigenart am besten wiedergebenden Gedichten vertreten. Die Kritik nennt die Sammlung eine der besten und hat auch für die innere und äußere Ausstattung nur anerkennende Worte. Die von dem Münchener Künstler Erdmann Wagner dem Buche beigegebenen Bilder dürften in der Art der Ausführung einzig dastehen.

„Aus tiefster Seele“ kann mithin als ein gutes Sammelwerk deutscher Poesie zum Studium der Dichter empfohlen werden, dann aber auch seiner glänzenden Ausstattung wegen als jederzeit passendes, gern entgegengenommenes Geschenk.

↔ Besprechungen. ↔

Aus tiefster Seele lautet der Titel einer lyrischen Anthologie. Der feinsinnige Kritiker Adolf Bartels hat sie zusammengestellt und der Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr bietet sie uns in feiner Ausstattung zum Preise von 3 Mk. an. Anthologien waren mit der Zeit in schlechten Ruf gekommen; sie wurden, wie so vieles andere, „fabriziert“. **Aus tiefster Seele** bietet aber nicht nur in den einzelnen Poesien, sondern auch in der ganzen Art der Zusammenstellung die besten Reize für ein dem Schönen zugewandtes Gemüt; die dem Dichter nötige „feinste Künstlerhand“ ist auch Bartels gegeben, der ja selber einige der vertieftesten dichterischen Gaben beigegeben hat. Das Buch ist ganz geeignet, den schlimmen Ruf der Anthologien zu zerstreuen; sie seien Dinge zum „Drinherumblättern“ in Zeiten der Langweile. Bartels zwingt, seine Gaben zu lesen. Er verschafft hohen Genuß. Dabei ist das Buch reichhaltig sondergleichen: 400 Gedichte von 165 Dichtern finden wir; die Zeit von Klopstock bis Basse ist vertreten, 32 Bildnisse von Dichtern schmücken das Werk, dessen zweite Auflage schon vorliegt. Für den Weihnachtstisch ist die wertvolle Sammlung gut geeignet.
Freiburger Zeitung.

Aus tiefster Seele vertritt überall, daß der Herausgeber ein wirklicher Kenner der deutschen lyrischen Poesie bis in ihre verborgensten Ausstrahlungen ist. Aus den Lieblingen des Publikums, aus Uhland und Rückert, Heine und Lenau, Geibel und Scheffel, eine Auswahl zusammenzustellen erfordert weder Fleiß noch Kunst, anders steht es schon, wenn der Herausgeber die großen Lyriker gleichmäßig berücksichtigt, die, wie Eduard Mörike, Friedrich Hebbel, Gottfried Keller, Theodor Storm, nur kleinere Verehrerkreise erworben haben, und Otto Ludwig, Joh. Georg Fischer, Hermann Allmers, Otto Band, Konr. Ferd. Meyer, Peter Cornelius, Heinrich Leuthold, Marie v. Ebner-Eschenbach, Albert Möser, Adolf Stern, Adolf Wilbrandt, Arthur Siltzer, Friedrich Geffler, Hans Hoffmann, Ferd. Avenarius u. a. vertritt, die überhaupt nur in den sorgfältig redigierten und vom Gefühl für poetische Selbständigkeit getragenen Sammlungen zu finden sind; bringen wir endlich in Anschlag, daß der Herausgeber auch rückwärts unergängliche Gedichte nicht vergessener, aber nur als Namen fortfliegender Poesien, Gedichte von J. G. Jacobi, Schmidt von Lübeck, de la Motte Fouqué, E. v. Feuchtersleben, Viktor v. Strauß, Eduard Ferrand und Hermann v. Gilm, wieder zu Ehren bringt, so brauchen wir wohl nicht erst zu betonen, daß Bartels' Sammlung ein volles Anrecht auf Verbreitung und Wirkung hat.
Dresdener Journal.

Das Märchen vom Rotkäppchen.



Die Warnung.



Der Wolf.



Bei Großmutter.

1900 JANUAR

M 1 Neujahr ☉
 D 2 Abel, Seth
 M 3 Isaak
 D 4 Elias, Titus
 F 5 Simeon
 S 6 Hl. 3 Kön.

 S 7 i. n. Epiph.
 M 8 Erhardus
 D 9 Julianus
 M 10 Samson
 D 11 Gerson
 F 12 Reinhold
 S 13 XXTag

S 14 2. n. Epiph.
 M 15 Maurus ☉
 D 16 Marcellus
 M 17 Antonius
 D 18 Prika
 F 19 Martha
 S 20 Fab. u. Seb.

S 21 3. n. Epiph.
 M 22 Vinzenz
 D 23 Emerentia
 M 24 Timoth. ☿
 D 25 Pauli Bek.
 F 26 Polykarp.
 S 27 Kais. Geb.

S 28 4. n. Epiph.
 M 29 Valerius
 D 30 Adelgunde
 M 31 Virgil ☉

FEBRUAR

D 1 Brigitta
 F 2 M. Lichtm.
 S 3 Blasius

S 4 5. n. Epiph.
 M 5 Agatha
 D 6 Dorothea ☽
 M 7 Richard
 D 8 Salomon
 F 9 Apollonia
 S 10 Scholastik.

S 11 Septuages.
 M 12 Eulalia
 D 13 Jonas
 M 14 Valentin ☉
 D 15 Faustinus
 F 16 Juliana
 S 17 Donatus

S 18 Sexages.
 M 19 Gabinus
 D 20 Eucharis
 M 21 Felix
 D 22 Petri St. ☿
 F 23 Josua
 S 24 Matthias

S 25 Est., Hrn.-F.
 M 26 Nestor
 D 27 Fastnacht
 M 28 Ascherm.

MÄRZ

D 1 Albinus ☉
 F 2 B. i. Wald, P.
 S 3 Kunigunde

S 4 B. i. Bay, Wü
 M 5 Friedrich
 D 6 Fridolin
 M 7 Quat., Perp.
 D 8 Philemon ☽
 F 9 B. i. Meckl.
 S 10 Alex., 40 M.

S 11 Reminisc.
 M 12 Gregor
 D 13 Euphrasia
 M 14 B. i. Sachs.
 D 15 Christoph
 F 16 Heribert ☉
 S 17 Gertrud

S 18 Oculi
 M 19 Joseph, N.
 D 20 Emanuel
 M 21 Mittfasten
 D 22 Kasimir
 F 23 Viktorian
 S 24 Gabriel ☿

S 25 Lät., Mar. V.
 M 26 Ludgerus
 D 27 Ruprecht
 M 28 Priskus
 D 29 Eustachius
 F 30 Guido ☉
 S 31 Balbina

APRIL

S 1 Jud., K.-Tag
 M 2 Theodosia
 D 3 Richard
 M 4 Ambrosius
 D 5 7 Schm. M.
 F 6 Celestin ☽
 S 7 Hermann

S 8 Palm. B. i. H.
 M 9 Sybilla
 D 10 Ezechiel
 M 11 Leo, Papst
 D 12 Gründonn.
 F 13 Karfreitag
 S 14 Tiburtius

S 15 Hl. Osterf. ☉
 M 16 2. Osterf.
 D 17 Rudolf
 M 18 Ulmann
 D 19 Werner
 F 20 Hermogen
 S 21 Anselm

S 22 Quasim. ☿
 M 23 Georg
 D 24 Albrecht
 M 25 Markus
 D 26 Kletus
 F 27 Anastasius
 S 28 Vitalis

S 29 Miseric. ☉
 M 30 Quirinus

MAI

D 1 Phil. Jakob
 M 2 Athanasius
 D 3 † Erfindung
 M 4 Monika
 S 5 Gotthard

S 6 Jubilate ☽
 M 7 Gottfried
 D 8 MichaelsE.
 M 9 Beatus
 D 10 Gordian
 F 11 Erich
 S 12 Pankratius

S 13 Cantate
 M 14 Bonifaz. ☉
 D 15 Sophie
 M 16 Peregrin
 D 17 Bruno
 F 18 Chrischona
 S 19 Potentia

S 20 Rogate
 M 21 Konstant. ☿
 D 22 Helena
 M 23 Desiderius
 D 24 Chr. Himmlf
 F 25 Urban
 S 26 Philipp N.

S 27 Exaudi
 M 28 Wilhelm ☉
 D 29 Maximin
 M 30 Felix I.
 D 31 Kreszenzia

JUNI

F 1 Fortunatus
 S 2 Eugen

S 3 Hl. Pfingstf.
 M 4 2. Pfingstf.
 D 5 Bonifaz. ☽
 M 6 Quat., Norb
 D 7 Robert
 F 8 Medardus
 S 9 Kolumbus

S 10 Dreifaltigk.
 M 11 Barnabas
 D 12 Basilides
 M 13 Antony P. ☿
 D 14 Fronleichn.
 F 15 Vitus
 S 16 Justina

S 17 i. n. Dreif.
 M 18 Marcellus
 D 19 Gerhard
 M 20 Sylvester ☿
 D 21 Albanus
 F 22 Paulin
 S 23 Edeltrud

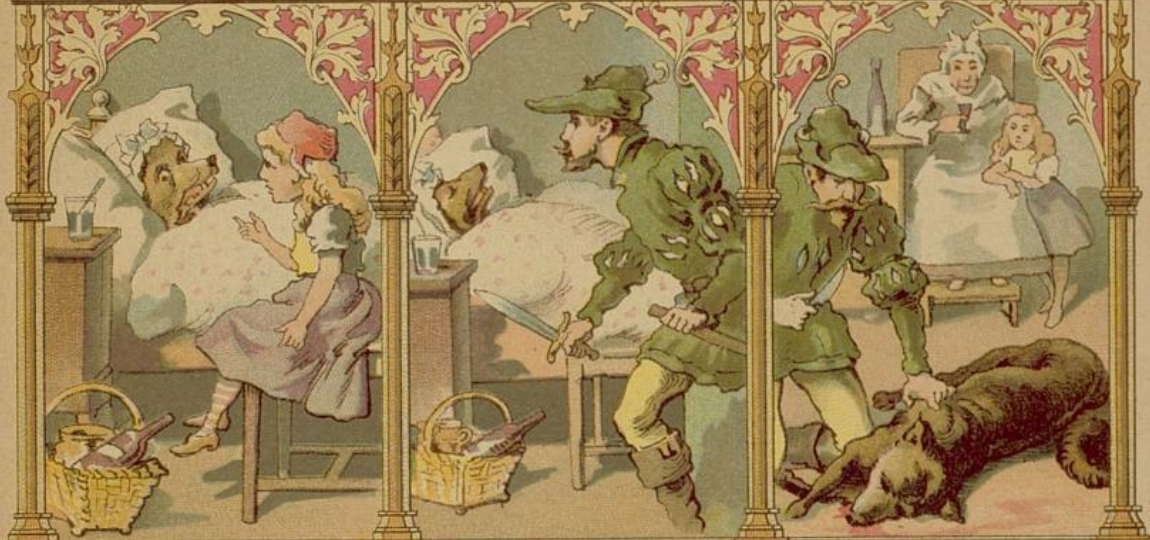
S 24 2. n. Dreif.
 M 25 Eulogius
 D 26 Joh., Paul
 M 27 7 Schläf. ☉
 D 28 Benjamin
 F 29 Petr., Paul.
 S 30 Lucina

Beilage zum
 Lehrer Hinkenden Boten.

1900

Moritz Schauenburg
 Lahr, Baden.

Das Märchen vom Rotkäppchen.



Rotkäppchen fragt.

Der Jäger.

Wolfs Ende.

JULI	AUGUST	SEPTEMBER	OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER
S 1 3. n. Dreif. M 2 Mar. Heims. D 3 Kornelius M 4 Ulrich, B. D 5 Wendelin F 6 Esajas S 7 Wilibald	M 1 Petri Kettf. D 2 Gustav F 3 Steph. Erfd S 4 Dominikus	S 1 Verena	M 1 Remigius D 2 Leodegar M 3 Jairus D 4 Franz v. A. F 5 Placidus S 6 Angela	S 4 Ref.-Fest M 5 Malachias D 6 Leonhard M 7 Florent. D 8 4 Gekrönte F 9 Theodor S 10 Justus	S 1 Eligius
S 8 4. n. Dreif. M 9 Cyrillus D 10 7 Brüder M 11 Rahel D 12 Nabor F 13 Heinrich S 14 Alfred	S 5 8. n. Dreif. M 6 Sixtus D 7 Afra, Alb. M 8 Reinhard D 9 Erich F 10 Laurent. S 11 Hermann	S 9 13. n. Dr. M 10 Othgerus D 11 Felix M 12 Syrus D 13 Hektor F 14 + Erhöhung S 15 Nikodem.	S 7 Ef. i. Bay.-Pr M 8 Pelagius D 9 Dionysius M 10 Gideon D 11 Burkhard F 12 Walfried. S 13 Koloman	S 11 22. n. Dreif. M 12 Martin, P. D 13 Weibert M 14 Zeline D 15 Leopold F 16 Othmar S 17 Florian	S 2 1. Advent M 3 Lucian D 4 Barbara M 5 Lucius D 6 Nikolaus F 7 Werner S 8 Mar. Empf.
S 15 B. i. Meckl. M 16 Ruth D 17 Alexius M 18 Maternus D 19 Rosina F 20 Margareta S 21 Arbogast	S 12 9. n. Dreif. M 13 Hippolyt D 14 Eusebius M 15 Mar. Himm. D 16 Judokus F 17 Verena S 18 Klara v. M.	S 16 Eidg. Bet-T. M 17 Lambert D 18 Richard M 19 Quat., Janu. D 20 Tobias F 21 Matthäus S 22 Moritz	S 14 18. n. Dreif. M 15 Theresia D 16 Gallus M 17 Florentin D 18 Lukas, Ev. F 19 Ferdinand S 20 Wendelin	S 18 Ef. i. Bad., W. M 19 Elisabeth D 20 Amos M 21 B. i. Norrd. D 22 Cäcilia F 23 Klemens S 24 Chrysogon.	S 9 2. Advent M 10 Walther D 11 Damasus M 12 Berthold D 13 Lucia F 14 Nikasius S 15 Abraham
S 22 6. n. Dreif. M 23 Apollinar. D 24 Christina M 25 Jakob D 26 Anna F 27 Pantaleon S 28 Nazarius	S 19 10. n. Dreif. M 20 Bernhard D 21 Privatus M 22 Symphor. D 23 Philippus F 24 Bartholom. S 25 Ludw., K.	S 23 15. n. Dr. M 24 Gerhard D 25 Kleophas M 26 Cyprian D 27 Kosm. u. D. F 28 Wenzesl. S 29 Michael	S 21 Allg. Kirchw M 22 Kordula D 23 Severin. M 24 Salomea D 25 Krispinus F 26 Amandus S 27 Sabina	S 25 B. i. Bad., Tf. M 26 Konrad D 27 Jeremias M 28 Günther D 29 Saturnin F 30 B. i. Meckl.	S 16 3. Advent M 17 Lazarus D 18 Wunibald M 19 Quat., Nem. D 20 Christian F 21 Thomas, A. S 22 Bertha
S 29 7. n. Dreif. M 30 Jakoba D 31 German	S 26 11. n. Dreif. M 27 Gebhard D 28 Augustinus M 29 Joh. Enth. D 30 Felix F 31 Raimund	S 30 16. n. Dreif.	S 28 20. n. Dreif. M 29 Eusebia D 30 Hartmann M 31 Ref.-F. i. S.	S 29 1. n. Weihn. M 31 Schlussg.	

Beilage zum
Lahrer Hinkenden Boten.

1900

Moritz Schauenburg
Lahr, Baden.

